

**Sekundäre Oralität  
als Form moderner Medienkommunikation.  
Linguistische Untersuchungen zur Sprache der  
Fernsehnachrichten.**

Inaugural-Dissertation  
zur  
Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie  
in der Fakultät für Philologie  
der  
Ruhr-Universität Bochum

vorgelegt von

Ina Schlicker

Bochum, im Mai 2003

# Inhalt

<b>Einleitung</b>	4
<b>1. Mündlichkeit und Schriftlichkeit aus kulturhistorischer und sprachwissenschaftlicher Sicht</b>	12
1.1 Mündlichkeit aus kulturhistorischer Sicht	12
Körperkommunikation	12
Literalisierung	17
Buchdruck: Der Beginn der Massenmedien	26
1.2 Zum Begriff von Mündlichkeit und Schriftlichkeit aus sprachwissenschaftlicher Sicht	30
Sprach- und medienwissenschaftliche Mediendefinitionen	30
Medium und Konzeption #1	35
Sprachliche Medien: <i>analog – digital</i>	42
Medium und Konzeption #2	49
1.3 Medien und Textsorten der sekundären Oralität	55
Textverarbeitung	56
Internet	57
Hypertext	60
e-mail	64
chat	71
newsgroup	76
Short Message Service (SMS)	78
<b>2. Nachrichten im Fernsehen: Informationsvermittlung zwischen Konsumorientierung und Pflichterfüllung</b>	86
2.1 Fernsehen als Massenmedium	87
Realisations- und Kommunikationsbedingungen	87
Textproduktion unter Bedingungen sekundärer Oralität am Beispiel der Nachrichtensprache	96

2.2	Die Fernsehlandschaft in Deutschland: Struktur und Geschichte	110
	Das Duale System	110
	Zwischen Information und Unterhaltung: <i>Infotainment</i>	114
	Die Konvergenzthese	116
2.3	Die Sendeformate: Öffentlich-rechtliche und private	
	Nachrichtenkonzepte	124
	Der Privatsender RTL: Von <i>7 vor 7</i> zu <i>RTL aktuell</i>	124
	Die öffentlich-rechtliche ARD: <i>Tagesschau</i> und <i>Tagesthemen</i>	129
<b>3.</b>	<b>Eine korpusbasierte Untersuchung zur sekundären Oralität</b>	
	<b>in Fernsehnachrichten</b>	138
3.1	Methoden der Textanalyse: Entwicklung des Forschungsdesigns	139
	Introspektion oder Empirie	139
	Inhaltsanalyse	154
	Hypothesenformulierung	158
	Stichprobenauswahl	159
	Repräsentativität	161
	Validität und Reliabilität	162
	Transkriptionsverfahren	163
3.2	Das Kategorienschema: Syntaktische und lexische Kriterien	164
	Syntax	165
	Lexik	179
3.3	Die empirische Untersuchung: Ergebnisse der Datenanalyse	193
	Syntax	194
	Lexik	234
3.4	Interpretation der Ergebnisse: Sprachliche Entwicklung und	
	Konvergenzverhalten	247
	Mündlichkeit – Schriftlichkeit synchron 1983/84	247
	Mündlichkeit – Schriftlichkeit synchron 1999	249
	Mündlichkeit – Schriftlichkeit diachron	251
	Konvergenzverhalten	253

<b>Zusammenfassung</b>	258
<b>Literaturverzeichnis</b>	260
<b>Diagrammverzeichnis</b>	287
<b>Abbildungsverzeichnis</b>	289

# Einleitung

Die Sprache der Fernsehnachrichten stellt für die sprachwissenschaftliche Forschung ein besonderes Forschungsobjekt dar, da sie als ein charakteristisches Beispiel für das Phänomen der *sekundären Oralität* gilt, einer neuen Mündlichkeit, für die im Vergleich zur primären Oralität Schrift konstitutiv ist: Texte werden zum Zwecke des Sprechens bzw. Hörens schriftbasiert konzipiert und fixiert. Damit werden Produktion und Rezeption gegenläufig verknüpft: Die Vorlage ist schriftlich, obwohl die Rezeption im Rahmen mündlicher Kommunikationsbedingungen abläuft. Texte, die unter diesen Kommunikationsbedingungen entstehen, also schriftlich fixiert sind, jedoch einer mündlichen Kommunikationssituation Genüge leisten müssen, erfordern spezielle sprachliche Verfahren, damit Kommunikation gelingen kann. Diese unterschiedlichen Verfahren aufzuschlüsseln, zu verorten und anzuwenden, ist Ziel der vorliegenden Untersuchung. Dabei liegt der Schwerpunkt auf den linguistischen Aspekten dieses Themenkomplexes.

Allerdings kann eine rein sprachwissenschaftliche Perspektive dem Gegenstand nicht gerecht werden, da eine Untersuchung sekundärer Oralität am Beispiel massenmedialer Spracherscheinungen nur unter Einbezug des medienpolitischen Kontextes sinnvoll durchgeführt werden kann.

„Das Kunststück genuin linguistischer Beschäftigung mit Massenkommunikation und speziell mit Fernsehkommunikation besteht darin, im integrativen Ansatz zu entfalten, wie sich die institutionellen, d.h. politisch-sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen und die medialen, d.h. die technisch-inszenatorischen Bedingungen im fernsehspezifischen Sprachgebrauch niederschlagen oder Fernsehkommunikation konstituieren.“<sup>1</sup>

Denn häufig reduziert sich die Forschung entweder auf rein sprachliche Aspekte, ohne die Produktions- und Rezeptionsbedingungen zu berücksichtigen, oder die gesellschaftliche Funktion des Fernsehens steht im Mittelpunkt – ohne dabei die schriftliche Gestaltung einzubeziehen. Dabei gilt gerade der Gegenstand *Mediensprache* als ein klassisches interdisziplinäres Thema, bei dessen Diskussion Impulse aus der Publizistik, Linguistik, Literaturwissenschaft, Soziologie sowie aus der Medienpraxis gleichermaßen von Interesse sind, „denn die spezifischen soziologischen Bedingungen der Massenmedien stehen in Wechselwirkung zu den sprachlichen Gestaltungsformen, die ihnen eigen sind.“<sup>2</sup> Um diesen Rahmenbedingungen gerecht zu werden, widmet sich die vorliegende Arbeit dem Untersuchungsgegenstand aus unterschiedlichen Forschungsperspektiven: Zunächst werden aus sprachwissenschaftlicher Perspektive die kommunikativen Besonderheiten der jeweiligen *Sprech-* bzw. *Schreibsituation* betrachtet, in der sich dem Rezipienten der Text *hör-* bzw. *lesbar* präsentiert, um dann Phänomene sekundärer Oralität positionieren zu können. Das Forschungsfeld zur mündlichen bzw. schriftlichen Kommunikation präsentiert sich äußerst komplex und heterogen, denn nicht nur der Gegenstand bietet ganz unterschiedliche Aspekte, auch die verschiedenen Disziplinen, wie beispielsweise Anthropologie, Psychologie, Soziologie, um nur einige zu nennen, lassen das Untersuchungsobjekt nicht einheitlich und überschaubar erscheinen und erschweren damit eine Systematisierung

---

<sup>1</sup> Holly/Püschel (1993): S. 144. Vgl. dazu auch Schmitz (1987): S. 820.

<sup>2</sup> Holtus/Schweickard (1984): S. 163.

der Ergebnisse.<sup>3</sup> Dieses Vorgehen soll jedoch nicht als Differenzierung verstanden werden, vielmehr arbeiten die meisten Ansätze auch hier interdisziplinär, die Ergebnisse der unterschiedlichen Forschungsrichtungen ergänzen und unterstützen die jeweilige Perspektive, wie auch in der vorliegenden Arbeit deutlich werden wird.

Die Fernsehkommunikation als Massenkommunikation nimmt in dieser Diskussion eine besondere Stellung ein, denn hier vermischen sich mündliche und schriftliche Kommunikationsformen – und das Fernsehen wird zum Ort sekundärer Oralität. Darüber hinaus erlaubt die speziell massenmediale Situation aufgrund der asymmetrischen Kommunikationssituation keine Rückfragen des Empfängers, so dass er sich kommunikationstechnisch gesehen in einer Einbahnstraße befindet. Da die Nachrichtensendungen als wichtiger Bestandteil des Massenmediums Fernsehen viele Zuschauer erreichen wollen, stellt sich gerade hier die Frage, ob die Nachrichtentexte diesen speziellen Kommunikationsbedingungen entsprechend formuliert sind. Denn bereits früh wurde der Vorwurf laut, die Sprache der Fernsehnachrichten sei zu schriftnah und elaboriert konzipiert und daher schwer verständlich. Diese Kritik richtete sich insbesondere an die öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten, die aufgrund ihrer jahrzehntelangen Monopolstellung in der deutschen Fernsehlandschaft die Bedürfnisse des Zuschauers nur bedingt berücksichtigten, so dass die Programmauswahl und -gestaltung eher eliten- denn publikumsorientiert funktionierte. Erst die Einführung privaten Fernsehens und die damit verbundene Konkurrenzsituation brachten neue Impulse und ließen altbewährte Konzepte überdenkenswert erscheinen.

An dieser Stelle gilt es, den medienpolitischen Kontext von Fernsehkommunikation aufzuarbeiten: Das Konkurrenzverhalten der öffentlich-rechtlichen und privaten Anbieter ist in der Kommunikationswissenschaft seit langem Gegenstand wissenschaftlicher Auseinandersetzung, mit dem Ergebnis, dass hier ein gegenseitiger Annäherungsprozess stattfindet, und zwar hinsichtlich der Formate und Präsentation, was dazu führt, dass die einst ganz unterschiedlichen Programme einander immer ähnlicher werden – so die *Konvergenzthese*, die seit Ende der 1980er Jahre diskutiert wird.<sup>4</sup> Die Frage ist nun, ob diese strukturellen Veränderungen mit der Entwicklung der Sprache korrelieren, inwieweit also die politisch-sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen einen Einfluss auf die sprachliche Gestaltung haben. Denn der schnelle Erfolg der neu eingeführten privaten Programme in den 1980er Jahren gründete unter anderem auf dem saloppen und alltagssprachlichen Verhalten, der formatunabhängig allenthalben regierte, also auch in den Bereich der Informationssendungen eindrang. Es wäre für die „alte“ Fernsehwelt ein undenkbares Verhalten, wenn Dagmar Berghoff, langjährige *Tagesschau*-Sprecherin, ihre Zuschauer statt mit *Guten Abend, meine Damen und Herren* wie bei den privaten Nachrichtensendungen mit einem saloppen *Hallo* begrüßte. Das Publikum fand schnell Gefallen an dieser ungekannten Nähe, die aufgrund der aus familiären Kontexten vertrauten Umgangsformen transportiert wird, denn nicht zuletzt verlieren sich in diesem Rahmen die aus den etablierten öffentlich-rechtlichen Nachrichtensendungen bekannten Verständigungshürden: Je stärker die sprachlichen Strukturen des gehörten Textes den eigenen entsprechen, desto leichter das Verstehen. Auf der anderen Seite wirken sich die

---

<sup>3</sup> Vgl. Quasthoff (1996): S. 10.

<sup>4</sup> Dieser Begriff und die These gehen zurück auf Schatz u.a. (1989).

charakteristischen Eigenschaften des Zugpferds der öffentlich-rechtlichen ARD, der *Tagesschau*, absolute Dezenz und Seriosität, ebenfalls zuschauerbindend aus, auch wenn die damit verbundene Sprachwahl eher schriftsprachlich orientiert und somit schwerer verständlich ist. Es steht also zu vermuten, dass im Rahmen einer Optimierung der Einschaltquote etablierte und Erfolg versprechende Konzepte vom jeweiligen Konkurrenten imitiert und kopiert werden, also auf der einen Seite die Seriosität und Glaubwürdigkeit, die der Zuschauer den bekannten öffentlich-rechtlichen Nachrichtensendungen zuspricht, Garant für ein regelmäßiges Einschalten zu sein scheint – wie auf der anderen Seite der unkonventionelle und unverkrampfte Umgang mit dem Zuschauer, der die Distanz zwischen Medium und Rezipient zu verringern scheint. Diese ganz unterschiedlichen Aspekte bleiben nicht ohne Auswirkung auf die textuelle Gestaltung als wichtigem Teil einer Gesamtkonzeption und -präsentation. Es ist zu fragen, inwieweit hier sprachliche Bewegungen deutlich und messbar werden. Die unterschiedlichen sprachlichen Konzeptionen bewegen sich dabei zwischen den Polen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, es gilt, die genaue Position zu ermitteln, um vor diesem Hintergrund eventuelle Veränderungen und Entwicklungen zu beobachten.

Laut *ARD-aktuell* ist man „skeptisch im Umgang mit saloppen Texten. Zu leicht leidet die Genauigkeit der Meldung, zu schnell gehen Zusammenhänge und Hintergründe verloren, zu groß ist das Risiko, daß die Freude an der flotten Formulierung den Blick für den korrekten Inhalt einer Nachricht trübt.“<sup>5</sup> Und weiter heißt es: „Auf den Inhalt aber kommt es an, ihm muß sich die Form unterordnen. Der Erfolg scheint der tagesschau recht zu geben, denn die Privaten gleichen sich ihr immer stärker an.“<sup>6</sup> Es wird zu klären sein, ob in öffentlich-rechtlichen Nachrichtensendungen tatsächlich auf saloppe Formulierungen verzichtet wird und inwieweit die angenommene Form-Inhalt-Relation sinnvoll ist, also beispielsweise sehr komplexe Themen auch komplex zu formulieren und zu präsentieren. Weiterhin ist zu prüfen, ob die Vermutung, dass allein eine Annäherung von Seiten der privaten Sender stattfindet, zutreffend ist.

Die Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Medien eröffnet ein besonders weites Feld, denn die Einführung und Etablierung neuer Medien und Medienformen bringt nicht nur eine wissenschaftliche Betrachtung im Sinne einer Medien- und Kommunikationswissenschaft mit sich, sondern gibt auch entscheidende Impulse für eine moderne Sprachwissenschaft. Der Medienaspekt im Zusammenhang einer Sprachbetrachtung ist nicht neu, im Gegenteil, traditionelle Zweige linguistischer Theorien beschäftigen sich gerade mit diesem Thema. In diesem Zusammenhang steht jedoch ein anderer Medienbegriff im Mittelpunkt, hier geht es um das Medium *Sprache* als akustisches oder visuelles Zeichensystem. Allerdings kommt durch die neuen Medien im Sinne technischer Apparaturen noch eine weitere Dimension hinzu und gibt der Diskussion eine andere Qualität: Denn nun geht es um den Stellenwert und die Funktionszuschreibung von Sprache und insbesondere Schrift innerhalb einer Mediendiskussion, die ein anderes Licht auf alte Probleme wirft: den Zusammenhang von Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Sinne eines Abhängigkeits- bzw. Unabhängigkeitsverhältnisses. Die Frage nach der

---

<sup>5</sup> ARD-aktuell-Informationsbroschüre (1999): S. 36.

<sup>6</sup> Ebd.

Leistungsfähigkeit von Schrift im Rahmen einer Ausbreitung der audiovisuellen Medien und die damit gekoppelten Verlustängste offenbaren also eine Funktionsteilung zwischen Sprechen und Schreiben, die unter dem Deckmantel des Abhängigkeits- und Abbildungsverhältnisses weitgehend verborgen blieb. Die Mediengeschichte wird damit zum wichtigen Parameter der Kommunikations- und Sprachwissenschaft. Konkret rücken im Zusammenhang mit einem Medienwandel drei große Umbrüche in den wissenschaftlichen Blick: der Übergang vom Körper- zum Schriftgedächtnis, der Übergang von der Handschriften- zur Druckkultur und schließlich der Übergang vom Buch zum Bildschirm.<sup>7</sup> Die Frage ist nun, inwieweit sich diese medialen Umbrüche und Erweiterungen auf die Sprache auswirken oder ob im Gegenteil die unterschiedlichen Medienangebote gar keinen maßgeblichen Einfluss auf die Sprachwahl und Rezeptionsgewohnheiten haben. „Denn daß Medien für Lektüren einen Unterschied machen, daß sie diese nach je eigenen Rahmenbedingungen verändern, ist – jenseits kulturkritischer Niedergangsdiaagnosen – bislang kaum mehr als eine Intuition.“<sup>8</sup> Eine Betrachtung der medialen Realität, die uns tagtäglich begegnet, legt tatsächlich ganz intuitiv die Aussage nahe, dass ein handschriftlicher Brief in anderen Produktions- und Rezeptionsbedingungen steht als beispielsweise eine SMS. Es gilt, diese Intuition empirisch aufzuarbeiten, denn gerade die Annahme, dass Unterschiede innerhalb der Lektüren bestehen, lassen den Gegenstand zu einem reizvollen Forschungsobjekt avancieren.

„Es ist dies die Überzeugung, daß Medien nicht nur der Übermittlung von Botschaften dienen, vielmehr am Gehalt der Botschaften – irgendwie – selbst beteiligt sein müssen. Denn nur soweit Medien überhaupt eine sinnmiterzeugende und nicht bloß sinntransportierende Kraft zugesprochen wird, entpuppen sie sich als interessante Gegenstände geistes- und kulturwissenschaftlicher Arbeit.“<sup>9</sup>

Deshalb müssen die jeweiligen Medien in ihren spezifischen Funktionsweisen betrachtet werden, wenn es um die Beschreibung einer bestimmten Sprachform geht, denn „Sprache tritt uns nie als sie selber, sondern immer nur in spezifischen medialen Formaten gegenüber.“<sup>10</sup> Die Überprüfung dieser Aussage kann sich nicht auf die audio-visuellen Medien reduzieren, denn auch in den *Neuen Medien* begegnen Aspekte sekundärer Oralität, nun jedoch genau andersherum: Das Medium funktioniert schriftlich, wie beispielsweise ein Computer, die Schriftstücke weisen jedoch Spuren von Mündlichkeit auf, wie beispielsweise eine chat-Kommunikation. „Nichtsdestoweniger sind für kultur-geschichtliche, pragmatische und sprachgeschichtliche Umbrüche gerade die gegenläufigen Kombinationen (medial graphisch/konzeptionell mündlich; medial phonisch/konzeptionell schriftlich) von besonderem Interesse.“<sup>11</sup> Der Forschungsstand im Rahmen einer sich etablierenden Medienlinguistik lässt jedoch noch immer viele Fragen offen.

„Der wissenschaftliche Dünkel indes, mit dem manche Linguisten die Untersuchung der Syntax der Lutherbriefe seriös und die der multimedialen Kommunikation unseriös finden und stolz darauf sind, unter ‚Faxen‘ immer noch etwas ganz anderes zu verstehen, wird sich wohl überleben ...“<sup>12</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. Wenzel (2001): S. 4.

<sup>8</sup> Stanitzek (2002): S. 7.

<sup>9</sup> Krämer (1998b): S. 74.

<sup>10</sup> Jäger/Switalla (1994): S. 20.

<sup>11</sup> Koch/Oesterreicher (1994): S. 587.

<sup>12</sup> Hess-Lüttich (1990): S. 288.



Diese Einschätzung und Prognose aus dem Jahre 1990 hat 13 Jahre später nicht an Aktualität eingebüßt; zwar ist die Forschung zu technisierter Kommunikation insgesamt reichhaltiger und das Themenspektrum facettenreicher geworden, doch noch immer herrschen große Defizite insbesondere in der empirischen Aufbereitung dieses Themenkomplexes. „Fast könnte man von Technikfeindlichkeit der Linguistik sprechen, zumindest aber ist sicher, daß Technisierung für die Linguistik kein prominentes Thema ist.“<sup>13</sup> Grund genug, einen Beitrag zu liefern, der dieser Entwicklung entgegensteuert. Denn den uns heute bekannten Medien wird eine ungeheure Einflussnahme auf das menschliche Leben und Wirken zugesprochen, sie gelten als ein wichtiges Glied zur Wissens- und Informationsvermittlung, ja als „eine Voraussetzung für menschliches Handeln und für kulturelle Praktiken.“<sup>14</sup> Dennoch wird beispielsweise erst im Verlauf der 1970er Jahre die Fernsehkommunikation zu einem linguistischen Forschungsobjekt. Bis dahin stand die Analyse der Sprache von Printmedien im Mittelpunkt, die technisch leichter zugänglich sind, da sie nicht aufgezeichnet und transkribiert werden müssen. Zudem stellt die mediale Spezifik des Fernsehen eine neue Herausforderung dar, denn die Sprache präsentiert sich nur in Verbindung mit dem Bild. Trotz dieser wissenschaftlichen Attraktivität wird bis heute in der Sprachwissenschaft „nur vereinzelt [...] ‚Schreiben für’s Hören‘ thematisiert“<sup>15</sup>, ein Zustand, den es zu ändern gilt. Aus diesem Grunde widmet sich die vorliegende Arbeit in der Hauptsache der Sprache der Fernsehnachrichten, die anderen Beispiele sekundärer Oralität in Form der Internet- bzw. SMS-Kommunikation werden zwar ausführlich berücksichtigt und thematisiert, jedoch nicht empirisch aufgearbeitet. Dies hat u.a. rein methodische Gründe, denn das Datenkorpus der Nachrichtensprache ist öffentlich, während beispielsweise e-mails oder SMS größtenteils privat und deshalb schwer zugänglich sind; dennoch werden in den entsprechenden Kapiteln die vorhandenen Forschungsergebnisse durch eigene Sprachbeispiele ergänzt, die einem „privaten“ Korpus entstammen. Darüber hinaus gilt das Fernsehen als Leitmedium, da es unter den bekannten Massenmedien gerade im Informationsbereich noch immer am stärksten genutzt wird. Denn den Fernsehbildern wird aufgrund der realistischen Darstellung eine hohe Glaubwürdigkeit zugesprochen, deren Sinnbildungsleistung als quasi-natürlich empfunden wird. Zwar wird beispielsweise der Computer ein immer größerer Konkurrent, jedoch ist hier die Entwicklung noch zu jung, um eine wirkliche Bewegung zu beobachten, während die Veränderungen des Fernsehens im Sinne der Konvergenzthese seit langem erforscht werden und somit bereits konkrete Ergebnisse vorliegen, die in der vorliegenden Arbeit aus sprachwissenschaftlicher Perspektive aufbereitet werden. Damit arbeitet die Untersuchung empirisch intramedial: von Fernsehen zu Fernsehen, aber, um einen umfassenden Einblick in die Thematik zu erhalten, theoretisch-konzeptuell intermedial, da auch andere Phänomene sekundärer Oralität in den Blick gelangen – Computer und Handy – und sowohl die unterschiedlichen Realisations- und Kommunikationsbedingungen als auch die syntaktischen und lexischen Besonderheiten untereinander verglichen werden.

---

<sup>13</sup> Fiehler/Weingarten (1988): S. 5.

<sup>14</sup> Löser (1999): S. 12.

<sup>15</sup> Gutenberg (2000): S. 582.

Da der Gegenstand der Nachrichtensprache äußerst facettenreich und heterogen ist, muss sich die Analyse auf ein konkretes Untersuchungsobjekt reduzieren, denn die Sprache des Kommentars lässt sich nicht mit der eines Filmberichts vergleichen, obwohl beide Textsorten Bestandteil einer Nachrichtensendung sind. In der vorliegenden Arbeit bietet sich der spezielle Bereich der *Anmoderationen* an, die in Nachrichtenjournalen als verbindendes Glied zwischen den Filmbeiträgen fungieren, denn sie sind das geeignete Beispiel für die Hybridisierung der sprachlichen Modalitäten, also von gesprochener und geschriebener Sprache: Diese Nachrichtentexte sind schriftlich konzipiert, werden jedoch mündlich präsentiert und auditiv rezipiert. Um dieser Kommunikationsform Genüge zu leisten, werden Elemente des mündlichen Sprachgebrauchs schriftlich imitiert und inszeniert. Die vorliegende Untersuchung fokussiert auf diese rein sprachlich-textuelle Ebene als Teil eines komplexen Verständlichkeitsvorganges im Rezeptionsprozess, das Text-Bild-Verhältnis bleibt weitgehend unbeachtet. Zwar steht gerade beim Fernsehen der visuelle Aspekt im Mittelpunkt, der Text gilt als sekundär und dient zur Ergänzung und Unterstützung des Bildmaterials; bei den Anmoderationen verhält es sich jedoch gerade andersherum: Das Bild – meist als statische Grafik im Hintergrund – unterstützt zwar den Text, das gesprochene Wort des Moderators jedoch hat zentralen Stellenwert. Dieses Verfahren, den Text auf die rein sprachlichen Äußerungen zu reduzieren, ist aus methodisch-technischen Gründen in der Sprachwissenschaft durchaus etabliert, auch wenn rein definitorisch der zu untersuchende Text – insbesondere bei der Behandlung gesprochener Sprache – in der Gesamtmenge aller verwendeten Zeichen gesehen wird.<sup>16</sup> Darüber hinaus bildet der Text rein methodisch gesehen innerhalb des komplexen Verstehensprozesses eine operationalisierbare Konstante, während die psychologischen Variablen wie Einstellungen, Vorwissen und Interesse des Zuschauers nur schwer bestimmbar sind. Zwar steht im Mittelpunkt der Massenkommunikationsforschung die *Medienwirkung*, d.h. der Einfluss des Medienangebots auf den Rezipienten, jedoch wird dieser Punkt in der vorliegenden Arbeit rein hypothetisch behandelt, da die konkrete Auswirkung auf Seiten des Rezipienten nicht untersucht, sondern in Form von nicht weiter hinterfragten, aber dennoch plausiblen Thesen angenommen wird.<sup>17</sup> Denn *dass* die Medien Auswirkungen auf ganz unterschiedliche Bereiche haben, werden die folgenden Ausführungen verdeutlichen; *inwiefern* diese jedoch im Kontext der linguistischen Untersuchungen präsent werden, will nicht Gegenstand dieser Arbeit sein. Der Zuschauer fungiert also lediglich als notwendiger Parameter, auf den die Textproduktion abgestimmt wird, ohne dass seine Reaktion im Rahmen eines Verständlichkeitsprozesses eigens untersucht wird.

Die vorliegende Untersuchung gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil geht es aus kulturhistorischer und linguistischer Perspektive darum, die charakteristischen Eigenschaften des mündlichen bzw. schriftlichen Sprachgebrauchs zu entfalten und hinsichtlich der jeweiligen Realisations- und Kommunikationsbedingungen nach Zusammenhängen bzw. Abgrenzungen zu suchen. In diesem Zusammenhang wird zudem

---

<sup>16</sup> Vgl. z.B. Kallmeyer u.a. (1977).

<sup>17</sup> Vgl. dazu Weiß (1990): S. 17ff.

das Problem der Medialität von Sprache erläutert und diskutiert, wobei es einer genauen Konturierung des Medienbegriffs bedarf, denn wie im Vorfeld bereits deutlich wurde, konkurrieren hier kommunikations- und sprachwissenschaftliche Definitionen. Diese theoretischen Grundlagen tragen dazu bei, das Phänomen der sekundären Oralität abzugrenzen und einzuordnen. Um darüber hinaus zu einer genaueren Kategorisierung unterschiedlicher Spracherscheinungen gerade aus dem Bereich sekundärer Oralität zu gelangen, werden bestehende Forschungsergebnisse weiterentwickelt und ergänzt, so dass vor diesem Hintergrund ein eigenes Modell entworfen und vorgestellt werden kann. Zur Illustrierung dient hier abschließend die computervermittelte Kommunikation, die in ihren unterschiedlichen Ausformungen eine Reihe von sprachlichen Beispielen sekundärer Oralität aufweist.

Im zweiten Teil nähern wir uns dem zentralen Untersuchungsgegenstand, der Sprache der Fernsehnachrichten. Zunächst werden die spezifischen Kommunikationsbedingungen des Massenmediums Fernsehen diskutiert, wobei speziell die Textproduktion in Nachrichtensendungen vor dem Hintergrund sekundärer Oralität in den Mittelpunkt rückt. Wie im Vorfeld bereits ausgeführt ist es nötig, den medienpolitischen Kontext zu entfalten und die ausgewählten Beispiele in diesem Sinne auch historisch zu beleuchten, d.h. jüngste deutsche Fernsehgeschichte aufzuarbeiten. Dabei geht es aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive insbesondere um die Frage der Konvergenz innerhalb des dualen Fernsehsystems.

Die Frage nach einer möglichen Annäherung der beiden Konkurrenten bezieht sich in der vorliegenden Untersuchung auf den sprachlichen Anteil einer Nachrichtensendung, der Beantwortung dieser Frage widmet sich der dritte Teil dieser Arbeit. Hier geht es um die Analyse des Datenkorpus, denn nur eine empirische Bearbeitung des Themenkomplexes kann überzeugende Antworten liefern. Das untersuchte Korpus setzt sich aus den Anmoderationen der Nachrichtenmagazine *Tagesthemen* (ARD) und *RTL aktuell* (RTL) zusammen. Diese „Repräsentanten“ für die öffentlich-rechtlichen und privaten Fernsehanstalten wurden ausgewählt, da ARD und RTL nicht nur in ihrem Bereich Marktführer sind, sondern auch insgesamt einen vergleichbaren Marktanteil erreichen.<sup>18</sup> Die wohl bekannteste und auch erfolgreichste Nachrichtensendung der ARD, die *Tagesschau*, kann aus Gründen der Vergleichbarkeit nicht als Untersuchungsgegenstand dienen, da es sich hier im Vergleich zu den *Tagesthemen* und *RTL aktuell* nicht um eine Magazinsendung handelt, die von einem Moderator geleitet wird, sondern um eine Sprechersendung, d.h. die Nachrichten werden dem Zuschauer größtenteils als *Sprechermeldungen* und nicht als *Anmoderationen* präsentiert, was zu strukturellen und textuellen Unterschieden führt. Denn diese Meldungen sind im Vergleich zu den Anmoderationen meist in dem nüchternen Ton der Agenturmeldungen, auf denen sie basieren, verfasst und entbehren jeder sprachlichen Kreativität, während die Anmoderationen auch einen ironisch-distanzierten, kommentierenden oder unterhaltenden Charakter besitzen dürfen, also aus linguistischer Perspektive fruchtbarer sind.

---

<sup>18</sup> Der Marktanteil von RTL liegt etwas höher als bei der ARD: Im März 2003 ist RTL mit einem Marktanteil von 16% insgesamt Marktführer, die ARD kommt mit 14,3% auf Platz zwei, ist damit aber Marktführer bei den öffentlich-rechtlichen Anbietern.

Das Sendematerial wurde vor Ort in den Archiven der ARD in Hamburg und von RTL in Köln recherchiert und für den Analysevorgang auf entsprechende Datenträger kopiert. Denn abgesehen davon, dass aufgrund der methodischen Zielsetzung der tatsächlich realisierte Kommunikationsvorgang Gegenstand der Untersuchung sein soll, also eine Transkription der Moderationen unumgänglich ist, bestand rein technisch gesehen keine Zugriffsmöglichkeit auf die schriftliche Originalversion der Nachrichtentexte aus den einzelnen Sendungen. Ich bin den Sendeanstalten zu Dank verpflichtet, da sie mir sowohl den Zugriff auf ihr Archivmaterial als auch das technische Equipment eröffneten und somit das Gelingen dieser Arbeit erst ermöglichten. Der Untersuchungszeitraum umfasst die Jahre 1983/84–1999, beginnt also mit Einführung des Privatfernsehens 1984 und endet mit dem Zeitpunkt, an dem die vorliegende Untersuchung begonnen wurde.<sup>19</sup> Dieser Zeitraum, der im Rahmen der vorliegenden Untersuchung zu umfassend ist, wird in Fünf-Jahres-Schritte unterteilt, so dass sich folgende vier Untersuchungseinheiten ergeben: 1983/84, 1989, 1994 und 1999. Pro Untersuchungsjahr und pro Sender werden 2.000 Wörter zugrunde gelegt, so dass sich ein Korpus von insgesamt 16.000 Wörtern ergibt. Die Analyse wird mit Hilfe der Inhaltsanalyse durchgeführt, einer in den Sozialwissenschaften etablierten empirischen Methode, die sich insbesondere zur Untersuchung von Kommunikationsprozessen eignet. Da die Inhaltsanalyse nicht die einzige mögliche Untersuchungsmethode ist, werden eine Reihe von anderen quantitativen und qualitativen Analyseverfahren vorgestellt, um im Anschluss daran unter Anwendung des Ausschlussverfahrens das für die vorliegende Arbeit maßgebliche Forschungsdesign zu entwickeln. Die Untersuchung arbeitet in erster Linie quantitativ, d.h. es werden statistisch auswertbare Daten erhoben. Dazu bedarf es der Ausarbeitung eines geeigneten Kategorienschemas, anhand dessen die ausgewählten Sprachbeispiele analysiert werden, so dass die quantitative Datenerhebung durch qualitative Verfahren ergänzt wird. Mit Hilfe der aufgestellten Kategorien wird das Korpus hinsichtlich der mündlichen und schriftlichen Sprachanteile untersucht, die Aufschluss über mögliche Entwicklungen im Sinne der Konvergenzthese geben können. Die Ergebnisse der Datenanalyse werden graphisch in Kurvendiagrammen dargestellt, da auf diese Weise konvergente bzw. divergente Entwicklungen besonders deutlich werden. An dieser Stelle sei bereits angeführt, dass ein Großteil der Ergebnisse tatsächlich eine Aufeinander-zu-Bewegung der ausgewählten Sprachbeispiele dokumentiert, so dass deutlich wird, dass sich sowohl die Fragestellung als auch das methodische Vorgehen als praktikabel und zielgerecht erwiesen haben, die linguistische Perspektive auf die Konvergenzthese mithin als sinnvoll zu bezeichnen ist. Die gewonnenen Ergebnisse werden zusammengefasst und tabellarisch dargestellt und im Hinblick auf die Fragestellung interpretiert.

---

<sup>19</sup> Aus technischen Gründen stammen die ersten *Tagesthemen*-Sendungen aus dem Jahre 1983, die von RTL aus dem Jahre 1984, so dass diese beiden Jahre zu einer Untersuchungseinheit 1983/84 zusammengefasst werden.

# 1. Mündlichkeit und Schriftlichkeit aus kulturhistorischer und sprachwissenschaftlicher Sicht

Die umfangreichen Forschungsergebnisse zur geschriebenen und gesprochenen Sprache werden im Folgenden unter den Aspekten der sprachlichen Realisierung und der inneren Struktur zusammenfassend referiert. Dabei werden zunächst aus kulturhistorischer Perspektive die kommunikativen Veränderungen im Kontext medialer Entwicklungen beleuchtet, um anschließend ausschnitthaft einige wichtige syntaktische und lexische Merkmale mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauchs zu betrachten, die wiederum eng mit bestimmten kommunikativen Bedingungen zusammenhängen. Neben einem ersten Überblick werden damit einige begriffliche Grundlagen eingeführt, auf welchen die folgenden Ausführungen aufbauen werden. Daran anschließend werden die unterschiedlichen wissenschaftlichen Positionen zur Frage des Verhältnisses der beiden Sprachausprägungen zueinander referiert, d.h. es geht um die Frage der Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit von mündlicher und schriftlicher Sprache. Darüber hinaus soll geklärt werden, inwieweit die unterschiedlichen medialen Bedingungen die kommunikative Struktur von Sprachäußerungen beeinflussen. Im Anschluss daran wird der diffuse Begriff des *Mediums* genauer umrissen, da sich hier sprach- bzw. medienwissenschaftliche Perspektiven überkreuzen und derselbe Begriff unterschiedlichen Kontexten ausgesetzt ist, so dass es einer eindeutigen Abgrenzung bedarf. Anschließend wird die für diese Arbeit richtungsweisende Unterscheidung von Medium und Konzeption im Sinne Koch/Oesterreichers ausführlich besprochen. Diese Diskussion ist Grundlage für die Konzeption eines eigenen theoretischen Ansatzes, der die genannten Positionen integriert. Am Beispiel der Computer-Kommunikation werden diese theoretischen Grundlagen konkretisiert.

## 1.1 Mündlichkeit aus kulturhistorischer Sicht

### *Körperkommunikation*

Zunächst soll eine erste, grobe Betrachtung von geschriebener und gesprochener Sprache in Form einer gegenseitigen Kontrastierung einige Grundeigenschaften der beiden Kommunikationsweisen deutlich werden lassen. Die Ergebnisse dieses Vergleichs beschreiben die Eigenschaften extremer, reiner Oralität und Literalität, die einzelnen Punkte gelten nicht grundsätzlich für jedes geschriebene und gesprochene Wort. Um jedoch grundlegende Unterschiede innerhalb einer Ausprägung kenntlich zu machen, erweist sich gerade eine antagonistische Betrachtungsweise als sinnvoll.

Diese methodische Vorgehensweise setzt eine Vergleichbarkeit des zu betrachtenden Gegenstandes voraus. Im vorliegenden Fall wird Sprache als eine Art Oberbegriff angenommen, der sich mündlich oder schriftlich realisieren muss, d.h. es wird ein gemeinsamer Überbau, hier eine gemeinsame Sprachlichkeit angenommen. Damit gelten die bei-

den Formen als miteinander verbunden, denn „das akustische und das optische Medium repräsentieren die gleiche Welt, und die Sprache verweist auf die gleichen Objekte.“<sup>20</sup>

An dieser Stelle sollen zunächst die Realisations- und Kommunikationsbedingungen von geschriebener und gesprochener Sprache im Kontext der kulturhistorischen Entwicklung näher betrachtet werden.

Die erste und einfachste Form, sich zu verständigen und Kommunikation zu erzeugen, ist das Gespräch von Angesicht zu Angesicht „in Blickstellung“<sup>21</sup>, die *face-to-face-* oder *Präsenz*kommunikation. Diese *elementare Kommunikation* benötigt als Werkzeug lediglich die Sprechorgane des menschlichen Körpers.<sup>22</sup> Um dieser engen Interaktion zwischen Sprechen und Körper gerecht zu werden, wird statt *mündlicher Kommunikation* die Bezeichnung *somatische Kommunikation* vorgeschlagen, womit die körperliche Beteiligung und Anwesenheit des Kommunikators in den Mittelpunkt rückt.<sup>23</sup> In einer mündlichen Kommunikationssituation wird Sprache in der Regel *lautlich realisiert* und *akustisch aufgenommen*, die Kommunikationspartner rekurren also auf die Fähigkeiten des *Sprechens* und *Hörens*, während in der schriftlichen Variante Sprache *graphisch realisiert* und *optisch aufgenommen* wird, d.h. es werden die Fähigkeiten des *Schreibens* und *Lesens* verwendet.<sup>24</sup> Diese auf den ersten Blick banal erscheinende Erkenntnis der unterschiedlichen Realisierungsformen verweist auf einen wichtigen Aspekt: „Was schriftliche und mündliche Sprachprodukte [...] grundsätzlich unterscheidet, ist ihre Materialität. Mündliche Sprache äußert sich in der Produktion von Schall, dieser ist flüchtig. Schriftliche Sprachprodukte dagegen sind materiell gebunden und dauernd.“<sup>25</sup> Damit wird die Zeitlichkeit zu einem spezifischen Merkmal von Sprache: „Das mündliche Wort [...] ist Zeit. [...] Schrift ist festgehaltene, materialisierte Zeit.“<sup>26</sup> Ohne technische Konservierungshilfen begrenzt die Kapazität des Gedächtnisspeichers den Umfang der Rede, d.h. das mündliche Wort ist an das mitunter defizitär arbeitende Erinnerungsvermögen der Kommunikationspartner gebunden: Wird der Kurzzeitspeicher des Sprechers überlastet, so kann er „den Faden verlieren“, ebenso wie der Zuhörer, wenn er in zu kurzer Zeit mit zu vielen Informationen konfrontiert wird.

Die mündliche Rede ist meist *frei formuliert* und *spontan* in einer natürlichen, nicht gestellten Kommunikationssituation, die für die Anwesenden identisch ist.<sup>27</sup> Damit besteht ein direkter Kontakt zwischen den Kommunikationspartnern, der eine sofortige Rückkopplung ermöglicht; Nachfragen können gestellt und Erklärungen geliefert werden, die Gesprächsteilnehmer können strukturierend eingreifen: Die Situation ist prinzipiell *dialogisch*.<sup>28</sup> Aufgrund der potentiellen „interaktiven Offenheit“ wird diese Gesprächssituation auch als *on line* bezeichnet.<sup>29</sup> Die direkte Wechselbeziehung der Anwesenden

---

<sup>20</sup> Luhmann (1994): S. 415.

<sup>21</sup> Weinrich (1995): S. 81.

<sup>22</sup> Vgl. Fiehler/Weingarten (1988): S. 1.

<sup>23</sup> Scollon/Scollon (1995): S. 17.

<sup>24</sup> Vgl. Nerius (1987): S. 832.

<sup>25</sup> Günther (1983): S. 32.

<sup>26</sup> Brockmeier (1997): S. 204.

<sup>27</sup> Vgl. Antos (1982): S. 138.

<sup>28</sup> Vgl. Raible (1986): S. 15.

<sup>29</sup> Vgl. Auer (2000): S. 43.

beinhaltet eine variable Themenbildung, d.h. die Gesprächsentwicklung ist nicht festgelegt, da das Gesagte flüchtigen Charakter hat und sofort revidiert oder korrigiert werden kann – auch wenn Ausgesprochenes im Prinzip irreversibel ist, da es nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Derartige Gesprächssituationen sind immer einzigartig, sie können nicht rekonstruiert oder exakt wiederholt werden; deshalb können sich „Interaktionspartner niemals in identischen Situationen befinden, sondern lediglich in Situationen eines bestimmten ‚Typs‘.“<sup>30</sup> Aber auch die Kategorisierung mit Hilfe bestimmter Situationstypen bedeutet nicht, dass sich die während eines Gesprächs ablaufenden Prozesse gleichen – selbst wenn dieselben Partner interagieren.

Aus phylo- bzw. ontogenetischer Perspektive betrachtet existiert zunächst diese Form der Kommunikation: die gesprochene Sprache. Kulturen, die ausschließlich mündlich kommunizieren und keine Schriftform entwickelt haben, werden als *primär orale* oder *aliterale* Kulturen bezeichnet.<sup>31</sup> Die Kommunikationsweise dieser Kulturen wird generell als *direkt* beschrieben, da Wissen, Überzeugungen und Werte von *Person zu Person* weitergegeben werden, die Kommunikation ist nicht „medial entfremdet“.<sup>32</sup> Allerdings existiert ohne Zwischenschaltung von Technik keine zuverlässige Speichermöglichkeit: „Das akustische Medium ist ein flüchtiges Medium. Was einmal gesagt ist, ist unwiederbringlich dahin. Es hinterläßt Spuren im Gedächtnis, bleibt aber nicht materiell erhalten.“<sup>33</sup> Dies impliziert einen höheren Modifikationsgrad: Das gerade Gehörte ist im Prozess der Memorierung Veränderungen unterworfen, aufgrund der nur begrenzten menschlichen Gedächtnisleistung müssen Schwerpunkte gesetzt werden, die von Rezipient zu Rezipient unterschiedlich ausfallen. Die Wortwahl wird verändert, der Inhalt interpretiert. Diesem Vorgang fallen auch Wissensverluste anheim, Informationen werden einfach vergessen und nicht weitertransportiert, da sie unter Umständen für die aktuelle Situation nicht mehr relevant sind; Wissen wird selektiert und aktualisiert. Das kulturelle Erbe einer oralen Kultur ist somit stark gegenwartsbezogen, die Vergangenheit wird direkt auf die Gegenwart übertragen und angeglichen, Nicht-Angleichbares eliminiert. So kann nur schwer ein Bewusstsein für die Vergangenheit entstehen, bestimmte Namen oder Rituale verschwinden einfach oder gehen in anderen auf. Diesen Prozess bezeichnet Ong als *Homöostase*, Assmann als *strukturelle Amnesie*.<sup>34</sup> Vorteil dieses Vorgangs ist eine gründlichere Sozialisation: Die direkte Beziehung zwischen Symbol und Referent erleichtert den Transport von Informationen, sie wird an die jeweilige aktuelle Situation angepasst. Damit erübrigt sich die Schwierigkeit, aus vielen gegebenen Möglichkeiten die richtige auszuwählen; es besteht keine Möglichkeit zur Wahl und damit auch kein Widerspruch. Es überlebt nur, was nützlich und brauchbar für die aktuelle Situation ist, alles andere wird im Sinne der Homöostase vergessen oder an die aktuelle Situation angepasst.

---

<sup>30</sup> Müller (1981): S. 80.

<sup>31</sup> Vgl. Nickel (1985): S. 40 und Glück (1987): S. 21. Glück führt zusätzlich den Begriff der *Präliteralität* ein, um damit Kulturen zu kennzeichnen, die über Schrift verfügen, diese aber größtenteils nicht nutzen, d.h. die Mitglieder sind überwiegend analphabetisch, und Schreiben hat keine signifikante soziale Relevanz. Vgl. Glück (1987): S. 182.

<sup>32</sup> Epping-Jäger (1996): S. 40.

<sup>33</sup> Burger (1978): S. 45.

<sup>34</sup> Vgl. Ong (1987): S. 51 und Assmann (1988): S. 35f.

Daraus ergibt sich die Charakterisierung des Denkens in primär oralen Kulturen als nicht kausal und wenig abstrakt, durch fehlende Distanz zum Objekt könne keine Objektivität erlangt werden, das Denken funktioniere bildhaft und emotional.<sup>35</sup> Damit avanciert der Dichter zum unhinterfragten geistigen Führer, und ohne Vergleichsmöglichkeiten aufgrund der raum-zeitlichen Begrenzung finde keine kritische Auseinandersetzung mit dem Gesagten statt. Der primär oral geprägte Mensch könne damit nur schwer eine Art Individualität entwickeln, er teile mit seiner kulturellen Gemeinschaft bedingungslos das kollektive Wissen, das aufgrund der Tradition als positiv und richtig empfunden werde und deshalb keine individuelle Reflexion aufkommen lasse. Dies habe zur Folge, dass die Denkweise sehr traditionell und konservativ sei, da einmal erlangtes und dann erinnertes Wissen ein hohes Gut darstelle, das nicht ständig kritisch hinterfragt werde, da jede Änderung mit neuen Mühen verbunden sei.<sup>36</sup> Zudem sei das Denken eher praktisch orientiert und wenig analytisch, da das Wissen ausschließlich auf gelebten Erfahrungen gründe, also stark in der jeweiligen menschlichen Lebenswelt verankert sei.

Dieser Zusammenhang wird auch in den Arbeiten A. R. Lurijas deutlich, der 1931/32 in Usbekistan und Kirgisien die Denk- und Verhaltensweisen in einer nicht-literalisierten Umgebung beobachtete:<sup>37</sup> Auch hier zeigt sich, dass übergeordnete Bezeichnungen, wie z.B. geometrische Figuren, durch konkrete Beispiele benannt werden, Definitionen realer Dinge, wie z.B. eines Baumes, überflüssig erscheinen, da jeder wisse, was ein Baum sei. Auch eine Selbstanalyse könne nicht geleistet werden, da dies nur durch die konkrete Beobachtung eines Gegenübers möglich sei: Abstraktion wird ausgeschlossen. Erst durch die Loslösung des Wissens aus dem persönlichen Gedächtnis in ein anderes Medium werde Distanz und damit das Erkennen von Strukturen möglich, aus den übergeordnete Kategorien gebildet werden könnten.

Auch wenn das Gedächtnis als eine vergleichsweise unzuverlässige Mnemotechnik erscheint, kannte schon das antike Griechenland spezielle Techniken, mit Hilfe derer Werke wie die *Ilias* oder *Odyssee* mündlich vorgetragen wurden – ohne schriftliche Notizen.<sup>38</sup> Unter dem Stichwort *Rhetorik* werden dieser Art des Vortrages nicht-mündliche Eigenschaften zugeschrieben: „Der Terminus ‚Rhetorik‘ wurde für die neue, nicht-mündliche Kunst geprägt, durch die ein Redner im Kopf Sätze vorbereiten kann, die er zu einem späteren Zeitpunkt in der Öffentlichkeit vortragen wird.“<sup>39</sup> Damit ist dieser Art des Vortrages „die ‚Literalisierung‘ [...] von Anfang an ‚eingeschrieben.‘<sup>40</sup> Die *ars memoria*, also die Mnemotechnik, bildete den vierten Teil der rhetorischen Kunst und sollte den Redner dazu anleiten, eine Rede frei, also ohne jegliche Aufzeichnung zu halten. Es handelte sich dabei nicht um ein wortwörtliches Aufsagen; der Dichter oder Sänger verfügte über einen Fundus feststehender Phrasen, die als metrisch zugeschnittene Formen immer wieder mündlich neu komponiert und arrangiert werden konnten. Dazu wurden visualisierte Bilder an vorgestellten „Örtern“, *topoi*, deponiert, um diese während der Rede nach und nach zu

---

<sup>35</sup> Havelock (1990): S. 114, 115 und (1963): S. 45, 200.

<sup>36</sup> Vgl. Ong (1987): S. 32.

<sup>37</sup> Lurijas (1976): S. 54, 67, 86, 171.

<sup>38</sup> Vgl. Parry (1971).

<sup>39</sup> Illich (1991): S. 45.

<sup>40</sup> Pfeiffer (1993): S. 16. Vgl. auch Koch/Oesterricher (1994): S. 593.



durchwandern und die Bilder zu aktualisieren. Damit konnten situationsspezifisch andere Schwerpunkte gesetzt werden. Handelte es sich um ein abstraktes Thema, so wurde dem Redner empfohlen, sich dieses mit Hilfe geeigneter *Tropen*, wie Metaphern oder Metonymien, bildhaft zu machen; die Rhythmisierung der Sprache erleichterte das Erinnern. Diese spezifische Memorierungsform existiert nur in primär mündlichen Kulturen, Koch/Oesterreicher finden hierfür den Begriff der „elaborierten Mündlichkeit“.<sup>41</sup>

Die antike Rhetorik gilt als Vorbild für alle mündlich realisierten, aber schriftkonstituierten Textsorten, wie beispielsweise auch die Nachrichtentexte in Hörfunk und Fernsehen.<sup>42</sup> Damit umschreibt der Begriff Rhetorik einen Vorgang, den ich im Weiteren als *inszenierte Mündlichkeit* bezeichne: „Rhetorik ist die hohe Kunst, Reden so zu schreiben, daß ihr Vortrag natürlich wie die spontane Rede scheint, nicht so ist – sonst wäre sie keine Kunst.“<sup>43</sup> Denn die Niederschrift dient nur als Hilfsmittel, die mündliche Realisierung steht stets im Mittelpunkt und beeinflusst die Formulierung, der mündliche Charakter eines Vortrages wird also imitiert und inszeniert. „Der Aufsatz ist ein ‚als ob‘ der Rede. Im Prozeß des Memorierens wird die Schriftlichkeit in eine artifizielle Mündlichkeit retransformiert, eine künstliche Natur, in der der Grundsatz der ‚Verbergung der Kunst‘ gilt.“<sup>44</sup> Je spontaner eine Rede also wirken soll, desto größer und intensiver wird die Vorbereitung, um eben den artifiziellen Aspekt dieses Prozesses zu vertuschen: „Paradoxically, a good *ex improviso* speech is the incarnation of a planned speech – just as 17<sup>th</sup> century authors conceive of nature – in literature and in the fine arts – as of ‚the negation of the negation of nature‘.“<sup>45</sup> Denn eine literalisierte Gesellschaft kann niemals wieder das Stadium einer primären, „authentischen“ Oralität erreichen, ihre Oralität ist *sekundär*. Damit entsteht eine neue Form der Mündlichkeit, denn diese *sekundäre Oralität* basiert auf Schriftlichkeit, steht also in Nachfolge zur primären Oralität, die keine Schrift kennt.

„Diese neue Oralität besitzt eine überraschende Ähnlichkeit mit der alten, sowohl was die Mystik der Partizipation, als auch was ihre Förderung des Gemeinschaftssinnes, ihre Konzentration auf die Gegenwart und auf den Gebrauch von Formeln anbelangt. [...] Aber die sekundäre Oralität schafft einen Sinn für unendlich größere Gruppen als diejenigen, die wir von der primären Oralität her kennen – McLuhans ‚globales Dorf‘. [...] Trotz ihres sorgfältig gepflegten Images der Spontaneität sind diese Medien völlig vom Geist der Abgeschlossenheit beherrscht, der der Erbschaft des Druckes entstammt.“<sup>46</sup>

Wird dieser Begriff weit gefasst, so bezieht sich der Schriftcharakter sowohl auf die Kommunikationsbedingungen als auch auf den Sprachgebrauch: Die mündliche Nachricht auf dem Anrufbeantworter hinterlässt aufgrund der potentiellen Wiederholbarkeit den Spurcharakter der Schrift, auch wenn die Flüchtigkeit des mündlichen Ausdrucks damit nicht aufgehoben ist, da der Text nicht von einem vorgefertigten Manuskript abgelesen wird; wiederholt wird das flüchtige Ereignis. Auf der anderen Seite wird auch im Rahmen der diversen Kommunikationsmöglichkeiten des Internets von sekundärer Oralität gesprochen, wie im Folgenden ausführlich dargelegt werden wird, da hier im Schriftmedium ausgewiesene Mündlichkeitsbedingungen herrschen. Diese kommunikativen Bedingungen wirken

---

<sup>41</sup> Vgl. Koch/Oesterreicher (1985): S. 30.

<sup>42</sup> Vgl. Gutenberg (2000): S. 576f.

<sup>43</sup> Stetter (1994): S. 366.

<sup>44</sup> Schanze (1995): S. 54.

<sup>45</sup> Raible (1994): S. 14.

<sup>46</sup> Ong (1987): S. 136f.

sich auf den Sprachgebrauch aus, da dieser im Medium der Schrift Merkmale von Mündlichkeit aufweist. Damit bezeichnet sekundäre Oralität einerseits Kommunikationsbedingungen, die über ein face-to-face-Gespräch hinausreichen, und andererseits sprachliche Besonderheiten, die sich sowohl im System von Mündlichkeit als auch Schriftlichkeit zeigen können. Nahe liegend wäre im System der Schriftlichkeit dann der Terminus *sekundäre Literalität*, um die Veränderungen schriftlicher Dokumente im Zuge technischer Neuerungen zu kennzeichnen.<sup>47</sup> Da jedoch der Begriff *sekundär* eine diachrone Lesart beinhaltet, bereitet diese Begrifflichkeit Schwierigkeiten, da es primär orale Kulturen gibt, aber nicht primär literale. Denn Schreiben ohne Sprechen bildet die Ausnahme und eignet sich daher nicht zur Generalisierung. Aus diesem Grunde wird im Folgenden ein Sprachbeispiel dann als Phänomen sekundärer Oralität verstanden, wenn es sowohl kommunikationsbedingt als auch sprachlich Muster aus dem jeweils anderen System aufweist, also Mündlichkeit mit Schriftlichkeit unterfüttert wird und umgekehrt.

### *Literalisierung*

Mit der Literalisierung ist die nächste Stufe in der gesellschaftlichen Entwicklung erreicht, die sehr körperliche Form zu kommunizieren wurde und wird erweitert, und zwar durch *sekundäre Symbolsysteme* wie beispielsweise die Schrift.<sup>48</sup> Die wesentliche Funktion der Schrift besteht „in der Objektivierung der Sprache, d.h. darin, der Sprache mit einem System sichtbarer Zeichen ein materielles Korrelat zu geben.“<sup>49</sup> Der Text ist eine „medial erstarrte Äußerung.“<sup>50</sup> Aufgrund dieser materiellen Trennung von der Körperlichkeit des Sprechers überwindet schriftlich Fixiertes die räumlich-zeitliche Begrenzung, ist quasi universell einsetzbar und beliebig reproduzierbar. Allerdings sind Produzent und Rezipient nicht gleichzeitig anwesend, d.h. schriftliche Kommunikation geschieht indirekt: Es herrscht eine *monologische* Situation, und selbst „ein schriftlicher Dialog, etwa in Briefen, leidet unter den zeitlichen Verzögerungen.“<sup>51</sup> Durch das Dazwischentreten eines Mediums wird die Sprechsituation *zerdehnt*.<sup>52</sup>

„Den engen Zusammenhang von Produktion und Perzeption in der mündlichen Sprachtätigkeit [...] gibt es im Schriftlichen nicht. Ganz im Gegenteil ist gerade das Auseinanderfallen von Produktion, Produkt und Perzeption charakteristisch für die Verarbeitung schriftlicher Sprache. Die Idee eines visuellen Sprachverarbeiters, dessen Tätigkeit darin bestünde, beim Lesen den Schreib- oder Druckvorgang zu rekonstruieren, ist schon aufgrund der Werkzeuggebundenheit schriftlicher Sprachproduktion nachgerade absurd.“<sup>53</sup>

Während also in der mündlichen Kommunikation die Gesprächssituation und die besprochene Situation häufig zusammenfallen, ist auf schriftlicher Basis weder eine ge-

---

<sup>47</sup> Vgl. dazu z.B. Schmitz (1998): S. 225, der den Begriff „sekundäre Schriftlichkeit“ explizit anwendet.

<sup>48</sup> Über die „Erfindung der Schrift“ lassen sich keine verbindlichen Aussagen machen, außer dass kein einheitlicher Ursprung anzunehmen ist, sondern ganz unterschiedliche Zeugnisse auf eine Schriftentwicklung verweisen. Vgl. Pflug (1994): S. 291.

<sup>49</sup> Goody (1986): S. 26.

<sup>50</sup> Epping-Jäger (2002): S. 176.

<sup>51</sup> Steger (1972): S. 211.

<sup>52</sup> Vgl. Ehlich (1981): S. 39.

<sup>53</sup> Günther (1996): S. 910.

meinsame Kommunikationssituation noch der gelesene Kontext in der jeweiligen Schreib- oder Lesesituation vorhanden: „Die Gesprächspartner befinden sich bei der geschriebenen Sprache in verschiedenen Situationen, was die Möglichkeit eines gemeinsamen Subjekts in ihren Gedanken ausschließt.“<sup>54</sup> Das mündliche Phänomen der *Hier-Jetzt-Ich-Origo* kann in der schriftlichen Version nicht vollständig versprachlicht werden.<sup>55</sup> Damit herrscht auf der Rezipientenseite eine „situative Leere“<sup>56</sup>, die direkte Rückkopplung entfällt, wodurch der potentielle Kommunikationspartner allenfalls indirekt und verzögert Einfluss auf den Fortgang der Kommunikation nehmen kann.<sup>57</sup> Der Empfänger bleibt mit den textimmanenten Informationen allein, aus denen er die Situation und Intention der Produzentenseite rekonstruieren muss: „Der Verlust der gemeinsamen Kommunikationssituation legt die alleinige Realisierung der Kommunikation in den Text ohne alle parasprachlichen und extrasprachlichen Kanäle. Es gibt keine situativen Stützen.“<sup>58</sup> Während im mündlichen Gespräch zur Unterstreichung des Gesagten nonverbale Signale wie Mimik und Gestik einbezogen und durch die Gestaltung der Artikulation mit Hilfe von Satzmelodie, Pausen oder Lautstärke Akzente gesetzt werden können, fehlt diese außersprachliche Unterstützung als Interpretationshilfe im schriftlichen Text. Dieser Mangel an Verdeutlichung muss in der schriftlichen Ausarbeitung kompensiert werden, und zwar sowohl inhaltlich als auch formal: Auf formaler Seite kann ein adäquates Seiten- und Textlayout mit entsprechend positionierten Absätzen und Überschriften dem Leser als Lesehilfe dienen. Auch Tabellen und Grafiken, die Informationen kondensiert darstellen und damit schriftlichen Texten vorbehalten sind, helfen bei der Textorganisation. Ein direkter Medientransfer vom Mündlichen ins Schriftliche erweist sich hingegen mitunter als schwierig: Zwar können rudimentäre Signale wie Betonung schriftlich mit Hilfe von kursiven oder fett gedruckten Zeichen, Kapitälchen, Unterstreichung etc. wiedergegeben werden, feinerer semantischer Mehrwert wie beispielsweise Ironie benötigt jedoch andere Maßnahmen: „Die Mehrdimensionalität des mündlichen Diskurses wird in der Eindimensionalität der Schrift in die rhetorischen Register von Logik und Lexis transformiert. [...] Die Artikulation der Gedanken muß sich in der Schrift anders organisieren als in der Rede.“<sup>59</sup> Auf der anderen Seite fällt es leichter, rein schriftliche Besonderheiten wie Anführungszeichen mündlich zu imitieren, indem diese gestikuliert oder einfach benannt werden.

„Je präziser die Situation (im weitesten Sinne des Begriffs) ist, desto unpräziser mag die Sprache sein, desto mehr kommen ihr bloß begleitende und schmückende Funktion zu, desto eher ist sie überhaupt entbehrlich. Je uneindeutiger andererseits oder unvorhandener die ‚Situation‘, desto notwendiger die kommunikatorische Leistung der Sprache, also ihre Eindeutigkeit und Präzision.“<sup>60</sup>

Um Missverständnisse zu vermeiden, bedarf es einer möglichst exakten sprachlichen Formulierung, die allzu häufig polyvalent sein kann, so dass „die Intensität der Vorberei-

---

<sup>54</sup> Wygotski (1977): S. 334. Vgl. auch Augst (1982): S. 182.

<sup>55</sup> Vgl. Bühler (1934).

<sup>56</sup> Günther (1988): S. 13.

<sup>57</sup> Burger (1978): S. 24.

<sup>58</sup> Augst (1986): S. 67.

<sup>59</sup> Stetter (1994): S. 366.

<sup>60</sup> Ruoff (1973): S. 44.

tung mit der Reduzierung des unmittelbaren Kontaktes zunimmt.<sup>61</sup> Außerdem richtet sich das Endprodukt an kein konkretes „Gegenüber“, sondern häufig an mehrere, oft auch unbekannte Empfänger, so dass das zu Vermittelnde ganz unterschiedlichen Bedürfnissen gerecht werden muss, denn im Prinzip ist der Kommunikationsradius beliebig erweiterbar. Aus diesen Gründen ist ein schriftlicher Text in der Regel weniger konkret, da weder das Umfeld noch der Kommunikationspartner direkt mit einbezogen werden können.

Die genannten Strategien dienen also dazu, den Weg für eine leserfreundliche Lektüre zu ebnen; im Gegenzug bedeutet diese höhere Komplexität jedoch einen größeren intellektuellen Aufwand auf Seiten des Produzenten, wodurch sich der Schreibprozess im Vergleich zum Sprechen insgesamt durch seine Langsamkeit auszeichnet. Rein technisch erweist sich diese Vorarbeit als relativ problemlos, denn die Privatheit des Schreibens erlaubt einen potentiell unendlichen Korrigierprozess. Das schriftliche Produkt ist also bewusst und reflektiert konzipiert und wird so lange überarbeitet, bis der Rezipient schließlich das Ergebnis dieser Arbeit, die *letzte Fassung* erhält, die im Vergleich zum Prozesscharakter des Sprechens, der dynamisch und damit auch provisorisch ist, definitiv und statisch erscheint.<sup>62</sup> Damit bleibt dem Leser viel vorenthalten, da der Text nicht gleichzeitig produziert und rezipiert wird, während beim Sprechen alle vorgenommenen Korrekturen „sichtbar, genauer: hörbar“ sind, denn „gesprochene Sprache kann nicht ‚radiert‘ werden.“<sup>63</sup> Dafür ermöglicht die Privatheit des Lesens eine individuelle Rezeption: „Die räumlich konstante Natur der schriftlichen Äußerung ermöglicht die diskontinuierliche Verarbeitung (zurückspringen, auslassen, Tempoveränderung) unabhängig vom Verhalten des Textproduzenten [...]“<sup>64</sup>

Es wird deutlich, dass das Schreiben – in welcher Art und Weise auch immer – im Vergleich zum Sprechen bestimmte technische Werkzeuge oder zumindest einen Ort der Materialisierung benötigt, sei es eine Baumrinde oder Festplatte. Deshalb wird dem Schreibvorgang im Vergleich zum Sprechen ein deutlicherer Arbeitscharakter nachgesagt, während Sprechen zu den „universellen Lebensvollzügen“ gehört, denn „selbst im Schlaf kann man noch sprechen.“<sup>65</sup>

„Sprechen und Hören, das ist weitgehend automatisiert, während der Schreibakt ein höchst bewusster Kommunikationsvorgang ist [...] Die mündliche Kommunikation, das ist der Kommunikationsmodus, der für die Menschheit und für die einzelne Person untrennbar mit ihrem Denken, Fühlen und Handeln verbunden ist. Sie ist – um es in einem Bild auszudrücken – der Nutzgarten, während die schriftliche Kommunikation der französische Ziergarten des Barock ist.“<sup>66</sup>

Der Prozesscharakter stellt sich beim Sprechen und Hören bezüglich der Produktion und Perzeption basaler dar, da er sich häufig einer bewussten Kontrolle entzieht, während der Sprachprozess des Schreibens und Lesens einer stärkeren Planung, Integration und Reflexion bedarf. „Der werkzeugvermittelte Aspekt der Produktion schriftlicher Äußerungen

---

<sup>61</sup> Fleischer (1983): S. 366.

<sup>62</sup> Vgl. Heinze (1979): S. 298.

<sup>63</sup> Söll (1985): S. 21.

<sup>64</sup> Günther (1996): S. 909.

<sup>65</sup> Stetter (1997): S. 40. Vgl. auch Kainz (1956): S. 4.

<sup>66</sup> Augst (1982): S. 180f.

impliziert die nicht quasi natürliche Form des Schreibprozesses im Gegensatz zum Lese-prozeß.<sup>67</sup>

Die Stufe der Verschriftlichung wird jedoch nicht zwingend erreicht: „Schreiben ist kein menschlicher Urtrieb“<sup>68</sup>, während „mündliche Kommunikation im Unterschied zur schriftlichen eine condition humaine ist.“<sup>69</sup> Das gilt sowohl phylo- als auch ontogenetisch: „Sprechen-können ist sozusagen natürliche Kunst, Resultat unserer Veranlagung zur Sprache. [...] Im Gegensatz zum mündlichen Sprachgebrauch, den man erwirbt, ist Schreiben in jedem Fall etwas das man lernen muß, zu dem kein anderer Zugang besteht [...].“<sup>70</sup> Bis heute haben beispielsweise Sinti und Roma, obwohl sie seit vielen Jahrhunderten in engem Kontakt zu literalen Gesellschaften leben, keine dieser Schriften übernommen oder eine eigene entwickelt, da ihre Traditionen nicht aufgezeichnet werden sollen. „Die Schrift ist [...] keine anthropologische Konstante, sondern eine soziokulturelle Erfindung, eine historische Errungenschaft mit der uns bekannten, noch heute ungeheuer eindrucksvollen Dynamik.“<sup>71</sup> Denn der Erfindung der Schrift wird ein grundlegender Einfluss auf die Entwicklung der Menschheit zugeschrieben, da sie als neues Kommunikationsmedium bis dahin nicht gekannte Wege eröffnet, Wissen zu organisieren und tradieren: Die Schrift gilt in unserer Kulturgeschichte als eine der wichtigsten Techniken zur Herstellung, Speicherung und Verteilung von Information.<sup>72</sup> Denn der Text kann jenseits jeglicher konkreten Situation existieren, er überwindet räumlich-zeitliche Begrenzungen und wird „für neue Verwendungszusammenhänge verfügbar.“<sup>73</sup> Das hat weitreichende Auswirkungen auf das gesamte kulturelle System: Durch die Möglichkeit, Wissen außerhalb des menschlichen Körpers zu speichern, entsteht ein Art „externalisiertes Gedächtnis“ und damit eine „exteriorisierte Tradition“: „Die Kultur [...] beginnt, sich von der Natur zu lösen.“<sup>74</sup> Damit dient die Schrift zur „kumulativen Tradierung von Kollektiverfahrung.“<sup>75</sup> Mit ihrer Hilfe kann Gesprochenes sichtbar gemacht werden, als „Zweitfassung der Sprache“ kann sie das gesprochene Wort „vom Laut erlösen“ und „ins Leise, ja Stumme übersetzen“, und kann dabei jederzeit wieder aktiviert werden.<sup>76</sup> Die Schrift erfüllt die Funktion, „die Grenzen des Systems der unmittelbar Anwesenden und der face-to-face Kommunikation zu trans-

---

<sup>67</sup> Günther (1996): S. 909.

<sup>68</sup> Assmann (1988): S. 26.

<sup>69</sup> Quasthoff (1996): S. 9. Auch Havelock betont, „daß die mündliche Sprache grundlegend für unsere Spezies ist, wohingegen Lesen und Schreiben den Anschein eines erst kürzlich geschehenen Zufalls tragen.“ Havelock (1990): S. 17. Leroi-Gourhan behauptet das Gegenteil, seiner Meinung nach war die Entstehung der Schrift *kein* Zufall, sondern der logische Schluss des zivilisatorischen Fortschrittes, der neben Sprechen und Gestik neue Techniken zur Bewahrung immer komplexer werdenden Wissens verlangte. Vgl. Leroi-Gourhan (1988): S. 324f.

<sup>70</sup> Stetter (1997): S. 81, 289.

<sup>71</sup> Oesterreicher (1998): S. 232.

<sup>72</sup> Vgl. Goody (1981): S. 8.

<sup>73</sup> Sauer (1995): S. 14.

<sup>74</sup> Brockmeier (1997): S. 24.

<sup>75</sup> Ebd. S. 25.

<sup>76</sup> Hahn (1993): S. 204. Diese Ablösung vom Körper ließ im Mittelalter Bücher wichtiger erscheinen als ihre Autoren, ja als Lehrer seien sie geradezu perfekt geeignet, da sie „uns ohne Ruten und Gerten unterrichten, ohne zornige Worte, ohne Kleider und Geld. Wenn du zu ihnen kommst, schlafen sie nicht. Wenn du sie befragst und ausforschst, halten sie nicht zurück. Sie fahren dich nicht an, wenn du dich irrst, und lachen dich nicht aus, wenn du etwas nicht weißt.“ Bury (1345/1960): S. 20.

zendieren.<sup>77</sup> Dies bedeutet für eine literale Gesellschaft eine starke Entlastung, denn die Informationsspeicherung stützt sich nicht mehr allein auf das menschliche Gedächtnis, so dass – dank Schriftbasis – eine Akkumulation von Wissen möglich wird – mit geradezu endloser Kapazität.<sup>78</sup> Damit kann das schriftlich Fixierte und Konservierte Generationen über Zeit und Ort hinweg überleben, es gibt dem Menschen ein neues Bewusstsein für Geschichte und Tradition, ja mit dem Einsetzen der Schriftkultur wird vom eigentlichen Beginn der Geschichte gesprochen.<sup>79</sup> Denn der Ritus als kulturelle Praxis eines schriftlosen Gedächtnisses wird in den Hintergrund gedrängt, Quellen, Archive und Dokumente erleichtern die Möglichkeit der Überprüfbarkeit, wodurch der Mythos in seinem Wahrheitsanspruch relativiert und damit letztlich die Dynamik der abendländischen Religionsgeschichte bestimmt wird:

„Die Schrift bewirkte, dass, wo Mythos war, Geschichte wird, weil sie Verhältnisse dokumentierte, in denen nicht Götter, sondern Menschen herrschten und für ihre Taten verantwortlich waren. Die Schrift verleiht der Erinnerung die Eigenschaft der kritischen Überprüfbarkeit und damit einen Wahrheitswert, der dem Mythos abgeht.“<sup>80</sup>

Denn durch die Verschriftlichung werden einer Gesellschaft vergleichende und kritische Überlegungen des überlieferten kulturellen Erbes möglich; das bis dato nur gegenwartsbezogene Weltbild, das differenzlos angenommen werden musste, kann hinterfragt werden.<sup>81</sup> Der Mensch in einer literalen Gesellschaft kann durch die Distanz zum Objekt die Differenz von Vergangenheit und Gegenwart verstehen, durch die schriftliche Fixierung wird das Vergangene quasi objektiviert.<sup>82</sup> Laut Flusser wird allein durch das Denken in allgemeineren Strukturen Theoriebildung möglich:

„Tatsächlich geht es beim Schreiben um ein Transcodieren des Denkens, um ein Übersetzen aus den zweidimensionalen Flächencodes der Bilder in die eindimensionalen Zeilencodes, aus den kompakten und verschwommenen Bildercodes in die distinkten und klaren Schriftcodes, aus Vorstellungen in Begriffe, aus Szenen in Prozesse, aus Kontexten in Texte. Das Schreiben ist eine Methode zum Zerreißen und zum Durchsichtigmachen von Vorstellungen. [...] Erst wenn man Zeilen schreibt, kann man logisch denken, kalkulieren, kritisieren, Wissenschaft treiben, philosophieren – und entsprechend handeln. Vorher dreht man sich in Kreisen.“<sup>83</sup>

Die Entwicklung des *Alphabets* im antiken Griechenland im achten Jahrhundert v. Chr. bildet innerhalb der Schriftentwicklung ein herausragendes Ereignis, da dessen Eigenschaften weitreichende Konsequenzen und eine grundlegende Funktion innerhalb der abendländischen Geistes- und Kulturgeschichte zugeschrieben werden: Laut Leroi-Gourhan begründet die Grundlegung des Alphabets „den Ruhm der großen Zivilisationen, und dies zu Recht, denn sie war es, die ihnen das Instrument ihres Aufstieges in die Hand gab.“<sup>84</sup> Der Erfolg des Alphabets gründet darin,

---

<sup>77</sup> Luhmann (1981): S. 23.

<sup>78</sup> Vgl. Goody (1981): S. 88.

<sup>79</sup> Vgl. z.B. White (1986).

<sup>80</sup> Assman (2002).

<sup>81</sup> Goody (1981): S. 75.

<sup>82</sup> Vgl. Goody (1981): S. 54.

<sup>83</sup> Flusser (1990): S. 18, 12.

<sup>84</sup> Leroi-Gourhan (1988): S. 261.

„daß sein System der graphischen Repräsentation sich diese in allen Sprachsystemen gesellschaftlich konventionalisierte Lautstruktur in allen Sprachsystemen [sic!] zunutze macht, denn dadurch, daß das Alphabet diese ausgewählten phonemischen Elemente symbolisiert, wird es möglich, alles, worüber die Gesellschaft sprechen kann, ohne Mühe aufzuschreiben und die Schrift ohne Mehrdeutigkeiten zu lesen.“<sup>85</sup>

Denn mit Hilfe des Alphabets kann „das Sprechen selbst transkribiert werden. [...] Eine phonetische Schrift imitiert die menschliche Rede.“<sup>86</sup> Dabei beschränkt sich das Repertoire nicht auf einen einzigen Gegenstand, im Gegenteil: „In dieser relativen Stabilität der Korrelationen zwischen bestimmten Schriftzeichen und bestimmten phonetischen Zonen liegt einer der technischen Vorzüge von Alphabetschriften: sie können relativ leicht auf neuzuverschriftende Sprachen übertragen werden, und zwar unabhängig von deren strukturellen Eigenschaften.“<sup>87</sup> Dabei folgt diese Art des Schreibens analog zum gesprochenen Wort dem Prinzip der Linearität: „Das zeitliche Nacheinander der Lautfolge wird in das räumliche Nebeneinander der Graphemsequenz so überführt, dass die Grapheme die Phoneme denotieren, also – zumindest näherungsweise – eine Isomorphie zwischen Laut und Buchstabe gegeben ist.“<sup>88</sup> Das Alphabet ist relativ leicht zu erlernen und kann dann trotz der Uniformiertheit der Buchstaben quasi universell und dabei ganz individuell eingesetzt werden. Vorläufer der Schrift in Form der *Semasiographie*, also Bilderschriften oder andere abstrakte Zeichen, besitzen zwar eine bestimmte Bedeutung, jedoch nur in symbolischer, nicht in festgelegter sprachlicher Form, so dass Zeichen dieser Art eher ein kollektives Empfinden symbolisieren als Nuancen individueller Denkweisen.<sup>89</sup> Dagegen erlaubt „das Alphabet als Partitur einer gesprochenen Sprache“<sup>90</sup> eine individuelle Wiedergabe einzelner Aussagen, denn die konkrete Beziehung zu den einzelnen Dingen wird aufgehoben, das Alphabet „fixiert die Rede.“<sup>91</sup> Damit ist Schrift „ein kodiertes System sichtbarer Zeichen, durch welches ein Schreibender den genauen Wortlaut festlegen kann, den der Leser aus dem Text wird entstehen lassen.“<sup>92</sup> Auf diese Weise erfüllt das Alphabet die Aufgabe eines Speichermediums, die Last der Erinnerung wird erleichtert, da formelhaftes Memorieren überflüssig geworden ist. Konkrete Wortbilder, die so genannten Ideophone, haben als Gedächtnisstützen ausgedient, die Sprache wird im Zuge der Verschriftlichung stärker wortbestimmt. Ebenso können aus der gesteigerten Kombinatorik neue Gedanken und Ideen entstehen, Tradiertes kann aus der Distanz kritisch beobachtet werden. Dieser Abstand schafft zudem die Möglichkeit, das eigene Selbst zu betrachten und so durch individuelle Reflexion und Erinnerung ein „autonomes Ich“ zu erfahren. Darüber hinaus habe erst die Schrift die Reflexion über Sprache selbst ermöglicht, da auch hier eine Distanz zum Untersuchungsobjekt geschaffen werden müsse, um es beobachtbar zu machen.<sup>93</sup>

---

<sup>85</sup> Goody (1981): S. 63. Es sei hinzugefügt, dass auch eine alphabetische Schrift eine Lesart „ohne Mehrdeutigkeiten“ nicht garantieren kann.

<sup>86</sup> Ebd. S. 10, 60.

<sup>87</sup> Glück (1987): S. 19. Hier existieren natürlich Differenzen: Glück unterscheidet das lateinische Alphabet als das *Basisalphabet* von den sog. *Alphabetvarianten*, wie das deutsche, italienische, französische Alphabet, da diese jeweils eigene Schriftzeichen besitzen.

<sup>88</sup> Krämer (2000): S. 42.

<sup>89</sup> Ebd. S. 60f.

<sup>90</sup> Flusser (1990): S. 34.

<sup>91</sup> Krämer (2000): S. 42.

<sup>92</sup> Ong (1987): S. 87.

<sup>93</sup> Vgl. z.B. Olson (1991): S. 265.

Die übergroße Mehrheit schrifttheoretischer Forschung sieht also die abendländische Rationalität in zentraler Abhängigkeit von der phonetischen Alphabetschrift, die ihre Wirkungsmacht in sämtlichen gesellschaftlichen Bereichen ausübt und auf die Weise Fortschritt ermöglicht – so die so genannte *Literalitätsthese*, die lange Zeit nicht zur Kenntnis genommen wurde; dass der Mensch lesen und schreiben kann, galt als selbstverständlich.<sup>94</sup> Diese Lesart impliziert eine Abwertung rein oraler Kulturen, denn in diesem Sinne werden literale Gesellschaften pauschal und sehr verallgemeinernd als zivilisiert und fortschrittlich charakterisiert, orale Gesellschaften als simpel und primitiv, ja sogar „wild“.<sup>95</sup> Deshalb wird die alleinige Überhöhung der Alphabetschrift im Kontrast zu rein mündlichen Kulturtechniken im Sinne der Literalitätsthese seit Beginn der 1980er Jahre als *Great-Divide-Hypothese* zunehmend kritisiert:

„Insbesondere die Verknüpfung beider medialer Status mit divergierenden kognitiven Welten, die These also, daß Oralität und Literalität an je spezifische Formen der Mentalität gebunden seien – mythisches, wildes und prälogisches Denken an *Oralität*, rationales, begriffliches und logisches Denken an *Literalität* etc. – und die hiermit verknüpfte ethnozentrische Hypothese, die abendländische Kultur verdanke ihre (überlegene) soziale, sprachliche und kognitive Verfassung einer mit der Erfindung des griechischen Alphabets verknüpften kulturellen Revolution, sah sich zunehmender Kritik ausgesetzt.“<sup>96</sup>

Denn es gilt als „eurozentrische bzw. phonozentrische Reduktion“, kulturellen Fortschritt allein an die Erfindung des griechischen Alphabets zu binden und damit die kognitive Verfasstheit von Mitgliedern literalisierter gegenüber nicht-literalisierter Kulturen kategorisch zu differenzieren, obwohl bereits das mündliche Sprachvermögen auf kognitive Strukturen wie grammatisches Wissen und semantische Relationen einwirkt.<sup>97</sup> „Es ist eine seltsame Art kultureller Arroganz, die sich anmaßt, menschliche Intelligenz mit Literalität gleichzusetzen.“<sup>98</sup> Denn allein der Schrift wird beispielsweise das Vermögen zugesprochen, Sprache metasprachlich zu objektivieren, „so als gäbe es für die Sprache ohne Schrift keinen Modus *medialen Erscheinens*, keine *transsubjektive Speicherung* kulturellen Wissens und keine Möglichkeit der *metasprachlichen Thematisierung* sprachlicher Mittel.“<sup>99</sup> In ethnographischen Studien wurde jedoch deutlich, dass viele der sprachlichen und kognitiven Eigenschaften, die bis dato als genuin literal galten, auch in oralen Kulturen zu finden sind: So ist beispielsweise auch in rein oralen Gesellschaften eine metasprachliche Perspektive möglich, indem der Erzähler durch Fragen der Zuhörer zu erklärenden Kommentaren gezwungen wird, die beispielsweise bestimmte Archaismen oder Anspielungen betreffen, wodurch der Erzähler seine kognitive Distanz zu den Texten und metasprachliche Aktivität zum Ausdruck bringt.<sup>100</sup> Damit ist dieses Merkmal kein rein literales, sondern vielmehr ein „allsprachliches“ Merkmal – auch wenn es unter den Bedingungen eines begrenzten Arbeitsspeichers oraler Kulturen anderer Qualität ist.

---

<sup>94</sup> Vgl. z.B. Brockmeier (1997): S. 47 und Epping-Jäger (2002): S. 175.

<sup>95</sup> Vgl. Raible (1994): S. 1.

<sup>96</sup> Jäger (2002a): S. 50.

<sup>97</sup> Ebd. S. 54. Vgl. auch Fehrmann (2001): S. 55.

<sup>98</sup> Havelock (1990): S. 17.

<sup>99</sup> Jäger (2002a): S. 50. Jäger bezeichnet dieses Vermögen metasprachlicher Aktivität nonliteraler Sprachen als *transkriptives* Vermögen.

<sup>100</sup> Vgl. z.B. Fleisher Feldman (1991).



„Die Fähigkeit nämlich der Sprecher einer natürlichen Sprache, sprachliche Zeichen zu paraphrasieren, zu explizieren und zu erläutern, um auf diese Weise den Verwendungssinn von Zeichen zu erschließen – alles Leistungen, die die Dekontextualisierung dieser Zeichen voraussetzt –, muß als ein für das sprachliche Wissen konstitutives Vermögen angesehen werden, ein Vermögen, in dem die für sprachliche Zeichensysteme basale transkriptive Logik der Sprache zur Erscheinung kommt.“<sup>101</sup>

Dass hier sprachkulturelle Unterschiede erkennbar werden, ist unbestritten; es geht jedoch darum, die Funktion und Position der Schrift hierbei in einem Gesamtkontext kultureller Veränderungen und nicht als alleinige Kraft und damit als einziges kulturelles Unterscheidungsmerkmal zu sehen. Denn betrachtet man die Schrift eingebunden in ihren Verwendungszusammenhang, so scheint eine reduzierte Betrachtung wenig überzeugend, da nur im Verbund vieler kultureller Kompetenzen Entwicklung im Sinne eines Fortschritts möglich wird.<sup>102</sup> Fraglos besitzt die Schrift eine enorme Kraft und Potentialität für tiefgreifende Veränderungen, allerdings sind dafür auch die entsprechenden Konditionen notwendig, so dass sich die revolutionäre Kraft und Wirkung der Schrift also nur in der Interdependenz mit den entsprechenden sozio-kulturellen Rahmenbedingungen entfalten konnte.<sup>103</sup> Denn die sprachlichen Kommunikationsakte werden durch folgende Rahmen, „medi-alen Formate“, wie Jäger sie nennt, bestimmt:<sup>104</sup>

- (1) die *perzeptuo-motorische Bedingungen* der Prozessierung von Sprachzeichen (z.B. lokal-auditiv vs. gestisch-visuell)
- (2) der *Typus des semiologischen Systems* (z.B. Lautsprache, Gebärdensprache, Alphabetschrift)
- (3) die *Diskursordnung*, in der Zeichen prozessiert werden (z.B. Textsorten, Diskursformen, Formen der Intermedialität)
- (4) die *medientechnologische Plattform* (z.B. natürlich vs. technisch)
- (5) der sozio-kulturelle Rahmen (z.B. Erziehungssystem, Staatsformen, Ideologien)

Deshalb solle statt einer dichotomen Differenzierung in oral versus literal ein Kontinuum angenommen werden, entlang dessen sich die unterschiedlichen kulturellen Praktiken einer Gesellschaft – die sowohl mündlich als auch schriftlich fundiert sind – positionieren lassen. Denn beide Sprachausprägungen sind gleichermaßen wichtig: „Both oral and written texts thus play an important part in communicative as well as in cultural memory.“<sup>105</sup> In diesem Sinne ist die mündliche Ausprägung

„kein defizienter Modus der Literalität. Vielmehr ist die Schrift – als eine Ausfaltung der transkriptiven Logik nonliteraler Sprache – ein von den Beschränkungen des Kurzzeitgedächtnisses befreites transkriptives Verfahren, das in den Prozess der Rede- und Gedankenplanung die tendenziell unendlichen Speicher des skriptualen Gedächtnisses einpreisbar macht.“<sup>106</sup>

---

<sup>101</sup> Jäger (2002b): S. 208.

<sup>102</sup> Vgl. Fehrmann (2001): S. 55. In diesem Rahmen könne dann auch die mündliche Kommunikation als Untersuchungsobjekt ihren angemessenen Platz finden. Fehrmanns konkretes Forschungsobjekt ist die Gebärdensprache, die ihrer Meinung nach zu Unrecht nur selten linguistischer Forschungsgegenstand ist, da hier eine nicht verschriftete Sprache im Kontext literalisierter Gesellschaften und literaler Praktiken neue Aspekte in der Oralität-Literalität-Diskussion zeigen könne.

<sup>103</sup> Vgl. Raible (1994): S. 14. Vgl. auch Jäger (2002b): S. 198.

<sup>104</sup> Vgl. Jäger (2002b): S. 203.

<sup>105</sup> Raible (1994): S. 6. Vgl. auch Epping-Jäger (2002): S. 176.

<sup>106</sup> Jäger (2002a): S. 69.

Die Entdeckung neuer Medien bedeutet jedoch keine sofortige Änderung in den herrschenden Kommunikationsverhältnissen; es bedarf einer Zeit der Durchsetzung, Verbreitung und Etablierung. Die Entwicklung von einer primär oralen hin zu einer literalen Gesellschaft ist kein „saltationistischer Sprung“<sup>107</sup>, sondern ein Jahrhunderte währender Prozess. Eine „vollständige“ Literalisierung der Gesellschaft, also eine allgemeine Lese- und Schreibfähigkeit, wird beispielsweise in Europa erst seit dem Zeitalter der Romantik angenommen.<sup>108</sup> Von einer „totalen Verschriftlichung des Lebens“<sup>109</sup> kann jedoch eigentlich erst im 20. Jahrhundert ausgegangen werden. Die einzelnen Gründe dafür, wie zum Beispiel die Einführung der allgemeinen Schulpflicht, sollen an dieser Stelle nicht aufgeführt werden, da hier weniger die sozialen, sondern vielmehr die strukturellen Zusammenhänge von Bedeutung sind: Das geschriebene und das gesprochene Wort können erst dann als gleichrangig gelten, wenn ein allgemeiner Zugriff auf die literale Alternative vorherrscht und diese nicht einer Minderheit vorbehalten bleibt. Wenn also eine Sprachgemeinschaft insgesamt die Zugriffsmöglichkeit auf Schrift hat, besteht eine wirkliche kommunikative Alternative zum gesprochenen Wort.<sup>110</sup> Bis zum 13. Jahrhundert war schriftliche Kommunikation losgelöst von einer mündlichen Realisierung undenkbar, Schrift funktionierte niemals autonom, sondern benötigte als Entfaltungsmedium die Oralität.<sup>111</sup> Die Texte sprachen also nicht für sich selbst, sondern waren von ihrer mündlichen Realisierung abhängig, so dass hier die orale Modalität die dominantere war, sie war der wesentliche Entfaltungsraum, und Schrift diente „als Stabilisierung eines bis dahin in den Anwendungs- und Funktionsbereichen von Herrschaft, Tradition und Wissen mündlich-kommunikativ tradierten kulturellen Gedächtnisses.“<sup>112</sup> Die beiden Modalitäten blieben so lange eng miteinander verbunden und aufeinander angewiesen, bis die bis dato weitgehend illiterate Rezipientenseite an einer schriftlichen Kommunikation überhaupt partizipieren konnte. Noch im Mittelalter, als die Schreibkunst einer Minderheit vorbehalten war, war Schrift kein wirkliches Kommunikationsmittel, sondern diente lediglich der Inventarisierung und Reproduktion, so dass sich die wesentlichen Potenziale der Schrift überhaupt nicht entfalten konnten.<sup>113</sup> Das literale Monopol hatten insbesondere die kirchlichen Vertreter inne, die den Zugriff darauf streng kontrollierten. Das Geschriebene wurde zudem größtenteils nicht still gelesen, sondern *vorgelesen*, also wiederverlautlicht.<sup>114</sup> An diesem Punkte existierte somit keine konzeptionelle Grenze zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, erst im Zuge einer *Verschriftlichung* etablierten sich die spezifischen Anforderungen an ein Schriftbild mit Interpunktion, Groß-

---

<sup>107</sup> Epping-Jäger (1996): S. 191.

<sup>108</sup> Vgl. z.B. Spangenberg (1995): S. 35.

<sup>109</sup> Günther (2000): S. 92.

<sup>110</sup> Vgl. Grimberg (1988): S. 218.

<sup>111</sup> Epping-Jäger (1996): S. 65f., 112. So zuvor auch Havelock (1963): S. XI und Goody/Watt (1986): S. 29. Dieser mediale Transport gestaltet sich nicht unkompliziert, wenn der schriftliche Text lateinisch verfasst ist und dennoch gemeinsprachlich für einen nichtliteralisierten Empfänger kommunizierbar gemacht werden soll; diesen Transfer skripturalen Wissens in eine mündliche Kultur bezeichnet Epping-Jäger als *Applikationskultur*. Vgl. ebd. S. 114. Denn die mittelalterliche Vorherrschaft des Lateins verteilte Mündlichkeit und Schriftlichkeit auf zwei unterschiedliche Sprachen; die tägliche Umgangssprache erlangte nur selten den Status einer Schriftsprache. Vgl. Schlaffer (1986): S. 21.

<sup>112</sup> Epping-Jäger (2002): S. 177.

<sup>113</sup> Villeneuve (1993): S. 138f.

<sup>114</sup> Vgl. Günther (2000): S. 92.

schreibung, Überschriften etc. Damit wurden sowohl Produzent als auch Rezipient vor neue kognitive Aufgaben gestellt, da auf diese Weise eine wirklich neue Kommunikationsform entstand, die über eine bloße Wissensspeicherung hinausging. Denn nun gilt, die Texte derart zu konstituieren, dass sie in einer unangeleiteten, individuellen Rezeption erschlossen werden können. Es handelt sich also nicht

„um einen einfachen Übersetzungsprozeß, der orales Wissen in literales transformiert, sondern um einen, von der drucktechnischen Literalisierung hervorgerufenen Konstitutionsprozeß, der Wissen insofern autonomisierte, als er es auf der Produktionsseite vom Wissenden trennte, um es auf der Rezeptionsseite sozial unkontrolliert individuell zugänglich zu machen.“<sup>115</sup>

Die Verständnissicherung erfolgte also nicht mehr über „bimediale Übersetzer“, die nicht-literalisierten Personen Schriftliches zugänglich machten, sie wird vielmehr zu einer „literalen Strategie“.<sup>116</sup> Dennoch hinterlassen mündliche Ausdrucksformen in schriftlichen Formulierungen wie Redewendungen und Sprichwörter, Alliterationen, Reimassonanz und Lautmalerei eine „orale Färbung“.

### ***Buchdruck: Der Beginn der Massenmedien***

Einen weiteren wichtigen Einschnitt innerhalb der Geschichte der Schrift bildet die Erfindung des Buchdrucks, da dieser beschleunigend auf die Literalisierung der Gesellschaft einwirkte – mit weitreichenden Konsequenzen. „Die Prägekraft der Schrift im Medium der Sprache erzeugt ein kombinatorisches Potential, das ‚Gesellschaft‘, vor allem nach dem Buchdruck, mit Kommunikation überzieht, ja in Kommunikation [...] verwandelt.“<sup>117</sup> Wie bei allen medialen Veränderungen fällt es auch hier schwer, die direkten Auswirkungen beispielsweise auf die Sprache oder bestimmte gesellschaftliche Strukturen verbindlich auszumachen, da diese sich rückblickend nur durch den Filter der bereits veränderten Situation darstellen. Es erweist sich als ein schwieriges Unterfangen, sich eine *vor*typographische Situation losgelöst von sehr vertrauten und internalisierten medialen Umständen abstrakt vorzustellen, so dass manche Zuschreibung oder Bewertung fälschlicherweise der Verbreitung des Buchdrucks zugeschrieben wird, obwohl sich einige Entwicklungen im Layout oder in der Buchproduktion *vor* der Buchdruckerfindung zeitlich ansiedeln lassen.<sup>118</sup> In diesem Sinne lässt sich die These formulieren, dass Gutenberg die notwendige Konsequenz und nicht der Auslöser für bestimmte Entwicklungen innerhalb der Schriftgeschichte war.<sup>119</sup> Dennoch werden – mit diesem Wissen – an dieser Stelle die wichtigsten Thesen zu den Auswirkungen des Buchdrucks referiert.

---

<sup>115</sup> Epping-Jäger (1996): S. 377.

<sup>116</sup> Ebd. S. 382. Epping-Jägers Untersuchungsgegenstand ist das Drama, da hier durch das enge Zusammenspiel von Text und Aufführung die Bimedialität der Kommunikationsform besonders deutlich wird – bis heute. Aber es existieren auch ganz andere Untersuchungsgebiete: Siegfried Grosse untersucht beispielsweise Spuren gesprochener Sprache in Schiedsmannprotokollen in den Jahren 1902–1918. Vgl. Grosse (1993). Zum Begriff der Bimedialität vgl. auch Giesecke (1994): S. 30.

<sup>117</sup> Pfeiffer (1993): S. 18.

<sup>118</sup> Vgl. Eisenstein (1997): S. 5. Vgl. auch Eisenstein (1979) und (1983).

<sup>119</sup> Vgl. Raible (1994): S. 8.

Mit der Ablösung des Manuskripts durch die Typographie verändert sich nicht nur die Sinneswahrnehmung aufgrund des Verlustes der taktilen Komponente, hier lässt sich der Beginn der *Massenmedien* markieren, denn die typographischen Extrakte sind uniform und homogen, sie sind identisch und endlos reproduzierbar, und das für viele Menschen an vielen Orten zu jeder Zeit.<sup>120</sup> Diese Entwicklung hin zu einem wirklich „massenfähigen“ Produkt brauchte einige Zeit, da die Erfindung des Drucks nicht sofort eine allgemeine Lesefähigkeit mit sich brachte, wie im Vorfeld bereits ausgeführt. Der Zustand einer hybriden Kulturform, in der das *Vor*-Lesen neben dem stillen Lesen zunächst noch einen wichtigen Stellenwert hatte, hielt noch lange an. Auch die Handschriftenkultur wurde erst allmählich abgelöst, die ersten Drucktypen imitierten sogar zunächst die Form der Handschrift, so dass rein äußerlich kein großer Unterschied wahrzunehmen war.<sup>121</sup> Allerdings beinhaltete die Handarbeit der Kopisten viele Fehlerquellen und die Schriften veränderten sich von Kopie zu Kopie, so dass die eigentliche Revolution also vielmehr in dem Umstand liegt, dass mit Hilfe des Drucks *identische* Texte, Bilder, Diagramme etc. an verschiedenen Orten von unterschiedlichen Leuten gleichzeitig betrachtet werden konnten. Jedoch wurde im frühen Stadium des Buchdrucks der Veränderungsprozess durch Fehler noch verstärkt, da schlecht geschulte oder unkundige Druckmeister Bücher schnell und unkontrolliert verbreiteten; erst nach einiger Zeit mit zunehmender Fachkenntnis konnten diese Mängel ausgeräumt werden. Im Zuge der Typographisierung verliert das Medium jedoch an Bedeutung, da im Vergleich zum handgeschriebenen Pergament, das überwiegend zur Tradierung vorhandenen Wissens diente, nun der Autor hinter dem Buch und die Bedeutung der Zeichen stärker in den Mittelpunkt rücken: „Die gedruckte Schrift wird zur Form der Kommunikation von Bewußtseinsinhalten und zu jener prägnanten medialen Gestalt, in der sich unser Bewußtsein als ein denkendes Selbst erfährt und dies kommuniziert.“<sup>122</sup> Dagegen dienten Bücher bis zur Ausbreitung des Buchdrucks lediglich als „Erinnerungshilfen“, sie waren „gefrorene Sprache“, denn die eigentliche Kommunikation funktionierte ausschließlich mündlich. Indes will die neue Generation gedruckter Bücher mehr darstellen als eine bloße Textsammlung, die Wissen bewahrt: Sie will *neues* Wissen darstellen.<sup>123</sup> Auf diese Weise waren beispielsweise Studenten nicht mehr allein von ihrem Lehrmeister abhängig, sie konnten sich mit Hilfe von einheitlichen Büchern eigenständig Wissen aneignen.

Diese Entwicklung verlangte eine zunehmende Standardisierung und damit Normierung des Schriftsystems, das von nun an beobachtet und reflektiert wurde und wird: Grammatiken und Wörterbücher entstehen, die damit quasi zu Identitätsstiftern einer Nation wurden, wenn sich durch sie eine einheitliche Sprachgemeinschaft herausbildete.<sup>124</sup> Denn durch die Typographie wurde die Sprache im Innern homogenisiert, indem regionale Unterschiede aufgehoben und bestimmte Ausdrücke, z.B. in Form von Phraseologismen, verbreitet und standardisiert wurden, so dass der Weg bereitet wurde „für die überlegere

---

<sup>120</sup> Vgl. McLuhan (1963).

<sup>121</sup> Vgl. Eisenstein (1997): S. 20.

<sup>122</sup> Spangenberg (1992): S. 47.

<sup>123</sup> Luhmann (1994): S. 423.

<sup>124</sup> Ebd. S. 495.

Reinigung und Kodifizierung aller wichtigen europäischen Sprachen.<sup>125</sup> Dabei zeigten sich auch bezüglich des Layouts Vereinheitlichungen: Die alphabetische Anordnung, die bis dato nicht üblich war, wurde entdeckt. Diese drucktechnischen Uniformierungen haben auch Auswirkungen auf die theoretische Reflexion:

„Eine Rationalisierung der Formate trug auf verschiedenen Gebieten zu wissenschaftlicher Systematisierung bei. [...] Die zunehmende Vertrautheit mit regelmäßig nummerierten Seiten, Satzzeichen, Absätzen, Zwischentiteln, Registern, usw. trug dazu bei, die Gedanken aller Leser neu zu ordnen, welchen Beruf sie auch immer ausübten.“<sup>126</sup>

Daneben zeigte die Einführung von Errata die neue Fähigkeit, Fehler exakt anzuzeigen und für viele Leser verfügbar zu machen. Außerdem konnte die nun entdeckte Möglichkeit von Querverweisen auf andere Werke aufmerksam machen, so dass unterschiedliche Wissensgebiete zusammengeführt werden konnten, was eine wahre Wissensexplosion zur Folge hatte: Laut Eisenstein bildete „der Buchdruck quasi eine Voraussetzung für die Gelehrsamkeit und Wissenschaft der frühen Neuzeit.“<sup>127</sup> Die Verknüpfungen der Wissenszweige führten dann auch inhaltlich zu Kontaminationen: Alte Theorien wurden mit anderen Wissensgebieten verknüpft, so dass neue intellektuelle Kombinationen und Permutationen entstehen konnten. Somit ging eine zunehmende formale Standardisierung und Kodifizierung mit der Entdeckung der Verschiedenheit einher: „Konzepte der Uniformität und der Diversität – des Typischen und des einzelnen Unverwechselbaren – greifen ineinander.“<sup>128</sup> Dadurch waren die ersten Jahrzehnte seit Einführung des Buchdrucks durch eine etwas weiträumige, wenig zentrierte Gelehrsamkeit geprägt, die jedoch von einer Anteilnahme an weiter entfernten Geschehen zeugte: Denn neben die Möglichkeit der Datenerweiterung trat die der Überwindung von kulturellen und geographischen Grenzen.

Auf der anderen Seite wurden jedoch „die herkömmlichen Selektionsmechanismen des Wissens- und Bewahrenswerten außer Kraft“ gesetzt.<sup>129</sup> Denn schon früh wurde der marktwirtschaftliche Wert der Druckmöglichkeit erkannt und außerhalb der traditionellen Zentren der Schriftproduktion (Klöster, Universitäten) zu rein kommerziellem Nutzen eingesetzt. Somit waren laut Müller gedruckte Bücher von Anfang an der „Gefahr der Trivialisierung“ ausgesetzt, da die Möglichkeit der unbegrenzten Reproduzierbarkeit der Schrift ihre „Aura“ nähme, Schriftprodukte würden beliebig und nutzlos – eben Massenware im negativen Sinn.<sup>130</sup> So fordert der Abt Johannes Trithemius (1462–1516) schon 1494 den Fortbestand der Einrichtung des „frommen Schreibers“, der seine Auswahl verantwortungsvoll treffe und dessen Produkte erfahrungsgemäß eine Haltbarkeit von ca. tausend Jahren hätten, während die der Druckerzeugnisse ungewiss sei.<sup>131</sup> Eine alleinige Konzentration auf den Druck berge die Gefahr, dass die „falschen“ Produkte verbreitet würden und

---

<sup>125</sup> Vgl. Eisenstein (1997): S. 75. Eisenstein stellt sogar die These auf, dass das Wissen um die Fixierungsmöglichkeit die Sprachwahl nachhaltig beeinflusst habe, beispielsweise in Parlamentsdebatten. Vgl. ebd. S. 85.

<sup>126</sup> Ebd. S. 61, 67.

<sup>127</sup> Ebd. S. 70.

<sup>128</sup> Ebd. S. 52.

<sup>129</sup> Müller (1995): S. 204. In den ersten 50 Jahren nach Erfindung des Buchdrucks werden ca. acht Millionen Bücher produziert, also mehr als in den elf Jahrhunderten davor insgesamt! Vgl. Wenzel (2001): S. 8.

<sup>130</sup> Vgl. Müller (1995): S. 205f.

<sup>131</sup> Trithemius (1494/1973): S. 62f. Zit. nach Müller (1995).

wertvolle in Vergessenheit gerieten, da nicht alle Manuskripte gedruckt würden.<sup>132</sup> Denn es wurden nicht nur, wie häufig behauptet, Bücher mit akkuratem und abgesichertem Wissen verbreitet, sondern auch Hieroglyphen, lange bevor sie entziffert waren, und esoterische Schriften mit fragwürdiger Basis, die eher vernebelten denn erhellten. Zudem erwies es sich als nachteilig, dass die Informationsübertragung nicht individuell auf die Bedürfnisse des Rezipienten zugeschnitten werden konnten, da der Autor den Wissensstand des einzelnen Lesers nicht kannte.

Bezüglich der Haltbarkeit muss Trithemius jedoch widersprochen werden, denn nur wenige, gut aufbewahrte Werke hielten über längere Zeit. Handschriften auf Pergament waren nur dann nicht bedroht, wenn sie nicht mehr benutzt und sicher aufbewahrt wurden. Die Möglichkeit zur Konservierung durch den Buchdruck ist eines seiner herausragendsten Merkmale: Neben den bereits erwähnten Entstellungen und Verfälschungen durch Kopisten waren die Vorlagen durch starken Verschleiß, Feuchtigkeit, Ungeziefer usw. bedroht. Das schnelle Drucken einer höheren Auflage desselben Werkes machte diese Sorgen obsolet, die technische Reproduzierbarkeit ermöglicht es, Schriftstücke dauerhaft und ubiquitär verfügbar zu machen.<sup>133</sup>

Neben dem Buch gilt die Zeitung als das älteste schriftbasierte Massenmedium: 1609 erschienen mit dem *Aviso* in Wolfenbüttel und der *Relation* in Straßburg die ersten Zeitungsjahrgänge, die den publizistischen Merkmalen für eine Zeitung Genüge leisten, und zwar der Publizität, Aktualität, Universalität und Periodizität: Die Zeitung ist öffentlich, also allgemein zugänglich, sie ist neu und auf die Gegenwart bezogen, es wird kein Thema ausgenommen und sie erscheint in regelmäßigen Abständen.<sup>134</sup> Als Vorläufer gilt der Brief, der im 14. und 15. Jahrhundert neben privaten Informationen zunehmend auch für die Übermittlung politischer, wissenschaftlicher oder geschäftlicher Nachrichten genutzt wurde, die dann auch zur Verbreitung gedacht waren. Daraus entstanden geschriebene Zeitungen, die ihre Hochzeit in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hatten, zu einer Zeit, als auch schon gedruckte Nachrichtenblätter beispielsweise in Form von Einblattedruckten existierten. Die Vorteile der geschriebenen Version bestanden darin, dass sie sich besser der Zensur entziehen sowie schneller und exklusiver berichten konnten. Seit 1636 dann erschienen schließlich auch Tageszeitungen, gegen Ende des 17. Jahrhunderts kamen die Zeitschriften hinzu.

Es wird deutlich, dass die sukzessive Ausbreitung schriftbasierter Produkte große gesellschaftliche Umbrüche beinhaltet und – wie die Geschichte zeigt – tatsächlich nach sich zog bzw. noch immer zieht, wie die folgenden Ausführungen zu den *Neuen Medien* zeigen werden. Dabei wird zu beobachten sein, inwieweit die genannten kommunikativen Bedingungen Auswirkungen auf die innere Struktur eines mündlichen oder schriftlichen Textes haben.

---

<sup>132</sup> Ebd.

<sup>133</sup> Ein Nebenprodukt dessen ist die Einführung des Urheberrechtes, da Gedrucktes nun beständiger war; Begriffe wie *Plagiat* und *Urheberrecht* werden in dieser Zeit geprägt. Erst jetzt kann überprüft werden, ob eine Erfindung wirklich neu ist.

<sup>134</sup> Vgl. Noelle-Neumann u.a. (1989): S. 287ff.

## 1.2 Zum Begriff von Mündlichkeit und Schriftlichkeit aus sprachwissenschaftlicher Sicht

Ein zentraler, aber bislang noch nicht differenzierter Begriff ist der des *Mediums* oder der *Medien*, der in den folgenden Ausführungen eine Spezifizierung erfährt. Nach Vorstellung sowohl sprach- als auch medienwissenschaftlichen Definitionen des Mediums oder der Medien wird ein in der Sprachwissenschaft äußerst populärer Ansatz von Koch/Oesterreicher, der nicht nur eine genaue Definition des Mediums, sondern auch eine Klassifikationsmöglichkeit gesprochener und geschriebener Spracherscheinungen bietet, referiert und diskutiert. Im Anschluss daran wird ein weiterer Lösungsvorschlag vorgestellt, und zwar von Sybille Krämer, der ebenfalls zur Diskussion gestellt wird. Zuletzt werden die genannten Ansätze in einem eigenen Entwurf integriert, der für den Fortgang der Arbeit richtungsweisend ist.

### *Sprach- und medienwissenschaftliche Mediendefinitionen*

Die Übersetzung des lateinischen Begriffs *Medium* als *Mittel* oder *Mittler* beinhaltet einen ausschlaggebenden Aspekt für gängige Definitionsvorschläge: Abgesehen von anderen, z.B. spiritistischen, biologischen, technologischen, physikalischen oder soziologischen Gebrauchsweisen, gilt ein Medium schlicht als *Kommunikationsmittel*, dessen Vermittlungsfähigkeit dann aktiviert wird, wenn es als Moment von Kommunikation gebraucht wird.<sup>135</sup> Genau in diesem Punkt zeigt sich eine Abgrenzungsschwierigkeit, die den Begriff des Mediums und der Medien bis heute nicht einheitlich klären und definieren lässt: Da sich nicht nur Medientheoretiker, sondern auch Sprach- und Kommunikationswissenschaftler mit diesem Problem beschäftigen, führen die jeweiligen Schwerpunkte zu einem begrifflichen Chaos, so dass nicht deutlich ist, welche konkreten Kommunikationsträger unter diesen Begriff fallen und welche nicht.

Betrachtet man zunächst die medienwissenschaftliche Perspektive, so zeigt sich, dass hier die Grundvoraussetzung für eine Medienzugehörigkeit in der *technischen* Vermittlung von Kommunikationsinhalten liegt, d.h. Medien gelten lediglich als die materiellen Hilfsmittel, „mit denen Zeichen verstärkt, hergestellt, gespeichert und/oder übertragen werden können“<sup>136</sup>, wie z.B. Tinte, Papier oder Computer. Damit ist ein Blatt Papier in dem Moment ein Medium, wenn es zum Zwecke von Kommunikation beschrieben wird. In diesem Sinne ist ein Medium ein technisches Instrument im Dienste der Sprachvermittlung, ein „Informationsträger mit einer die raumzeitlichen sozialen Distanzen überwindenden Verbreitungs- und Vervielfältigungskapazität“<sup>137</sup>, also eine Art „prothetische Erweiterung unmittelbarer Kommunikation.“<sup>138</sup> In diesem Sinne lautet auch eine viel zitierte Definition von Roland Posner aus dem Jahre 1968:

---

<sup>135</sup> Vgl. Faßler (1998): S. 310.

<sup>136</sup> Holly (1997): S. 69f.

<sup>137</sup> Straßner (1980b): S. 328.

<sup>138</sup> Jäger (2000): S. 15.

„Jede Kommunikation ist auf Kommunikationsmittel angewiesen. Sie werden gewöhnlich Medien genannt und lassen sich nur im Systemzusammenhang definieren. Geht man von dem üblichen Wortgebrauch aus, so ist ein Medium ein System von Kommunikationsmitteln, das wiederholte Kommunikation eines bestimmten Typs ermöglicht. Etwas genauer und zugleich allgemeiner formuliert, ist ein Medium jeweils ein System von Mitteln für die Produktion, Distribution und Rezeption von Zeichen, das den in ihm erzeugten Zeichenprozessen bestimmte gleichbleibende Beschränkungen auferlegt.“<sup>139</sup>

Aktuellere Definitionsvorschläge finden zwar andere Formulierungen, bezeichnen aber im Prinzip dasselbe: „*Ein Medium ist ein institutionalisiertes System um einen organisierten Kommunikationskanal von spezifischem Leistungsvermögen mit gesellschaftlicher Dominanz.*“<sup>140</sup> Hinter dieser Formulierung verbergen sich folgende konkrete Einzelmedien: „Blatt, Brief, Buch, Computer, Fernsehen, Film, Foto, Heft/Heftchen, Hörfunk, Internet/Online-Medien, Multimedia, Plakat, Telefon, Theater, Tonträger (Schallplatte, Kasette, CD), Video, Zeitschrift, Zeitung.“<sup>141</sup>

Diese Fülle ganz unterschiedlich funktionierender Medien bedarf einer Systematisierung: Eine etablierte Möglichkeit ist die eher historisch motivierte Unterscheidung in Primär-, Sekundär-, Tertiär- und Quartärmedien. Primärmedien funktionieren ohne jegliche technische Unterstützung, Sekundärmedien benötigen Technik auf der Produktionsseite, wie z.B. Zeitungen, Tertiärmedien funktionieren nur mit Technikeinsatz auf beiden Seiten, also der Produktion und Rezeption, und Quartärmedien umfassen insbesondere die Internetkommunikation, bei der das traditionelle Sender-Empfänger-Modell weitgehend aufgelöst ist.<sup>142</sup>

Daneben gibt es auch die Ordnungsmöglichkeit einer binären Unterscheidung, wie z.B. in auditive und visuelle Medien, Orts- und Zeitmedien, Übertragungs- und Speichermedien, monologische und dialogische Medien, Nah- und Fernmedien. Eine mögliche Systematisierung dieser Aspekte entsteht durch folgende Kreuztabulierung:<sup>143</sup>

---

<sup>139</sup> Posner (1968): S. 293f.

<sup>140</sup> Faulstich (1998): S. 27.

<sup>141</sup> Ebd. S. 22. Aufgrund der ständigen Neuerungen ist diese Liste natürlich nie vollständig; beispielsweise müsste in der Nachfolge der CD der neue Tonträger DVD ergänzt werden.

<sup>142</sup> Ebd. S. 21.

<sup>143</sup> Vgl. Holly (1997): S. 71.



### Medien der Sprechsprachkommunikation

	Speicherung	Übertragung
monologisch	Tonträgersysteme: Schallplatte, Tonkassette, CD, Tonfilm, Videokassette	Radio, Fernsehen
dialogisch	Anrufbeantworter	Sprechfunk, Telefon, Videokonferenz

### Medien der Schriftsprachkommunikation

	Speicherung	Übertragung
monologisch	Schriftträgersysteme: Stein, Holz, Papyrus, Pergament, Papier, Film, Videotextbild, Computerspeicher	Laufschrift, Fernschreibbild
dialogisch	Brief, Telegraf, Fernschreiber, Telefax, e-mail	Netchats

Abb. 1: Medien der Sprech- bzw. Schriftsprachkommunikation nach Holly (1997)

Die in Abbildung 1 verwendeten Kriterien können weiter spezifiziert werden, und zwar bezüglich der Teilnehmerzahl (Eins-zu-Eins, Einer-zu-Mehreren (Einweg), Mehrere-zu-Mehreren) oder der räumlichen Trennung der Kommunikationsteilnehmer, die als weiterer Aspekt zu der Unterscheidung *Synchronie bzw. Asynchronie der Teilnehmer* hinzutreten kann und damit im Vergleich zur Differenzierung in *monologisch – dialogisch* genauer ist. Daraus ergibt sich folgende Darstellung:<sup>144</sup>

<sup>144</sup> Vgl. hierzu Lenke/Schmitz (1995): S. 120.

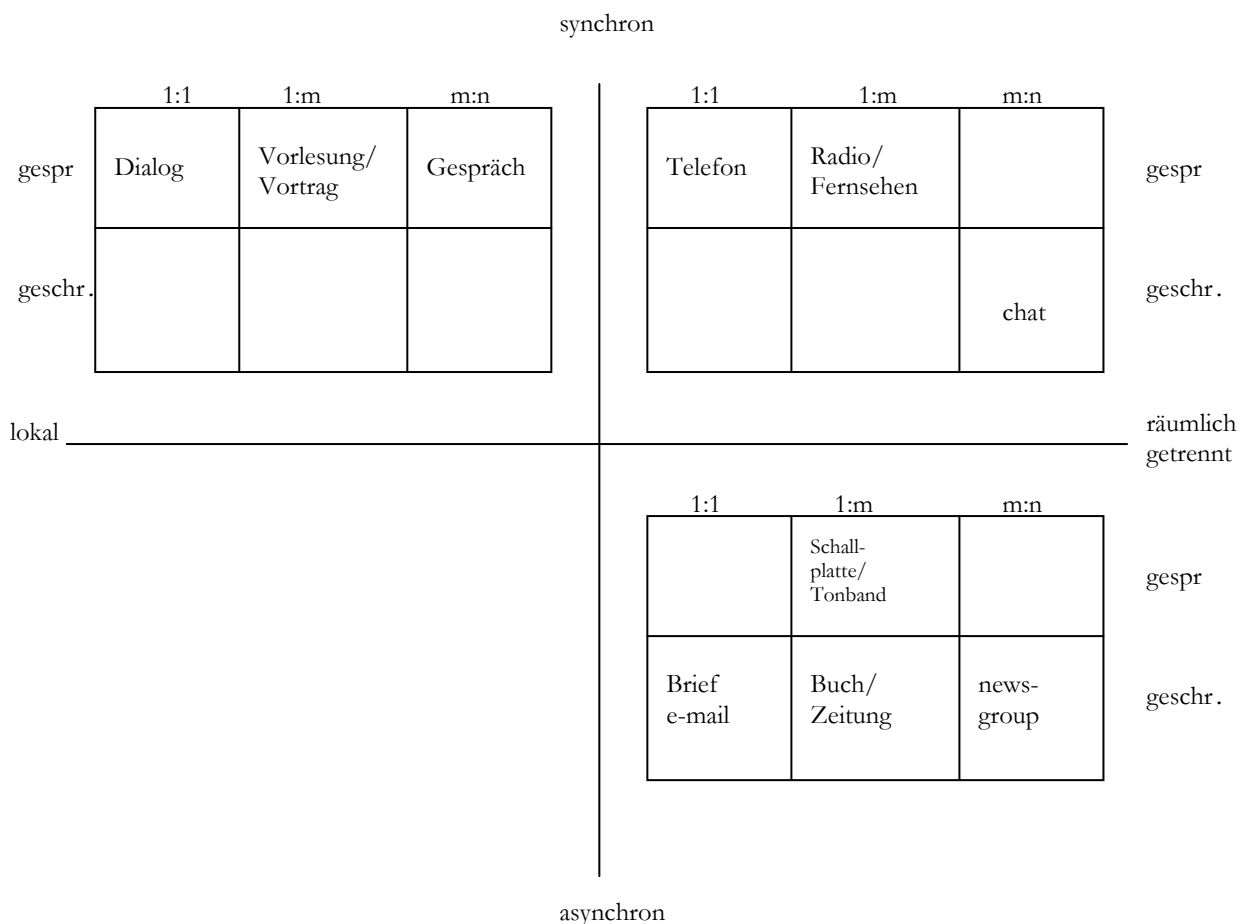


Abb. 2: Mediendarstellung nach Lenke/Schmitz (1995)

Diese differenziertere Aufteilung in Abbildung 2 verdeutlicht spezifische Eigenschaften, die in den folgenden Ausführungen eine wichtige Rolle spielen: Es fällt auf, dass der chat das einzige synchrone Medium in geschriebener Sprache ist und dass der klassische Brief und die e-mail sich ein Kästchen teilen müssen, also im Prinzip über dieselben medialen Eigenschaften verfügen. Des Weiteren lässt sich hier klar die Zwitterstellung der computergestützten Kommunikation zwischen geschriebener und gesprochener Sprache erkennen.

Insgesamt wird deutlich, dass bei den aufgeführten Darstellungen der technische Aspekt der Medien im Mittelpunkt steht und damit der Begriff *Medien* im Prinzip lediglich als Abkürzung für *Massenmedien* benutzt wird. Massenmedien gelten als Mittel öffentlicher Kommunikation, d.h. darunter fallen „alle optischen und akustischen Formen institutionell produzierter und von einer nicht überschaubaren Gruppe von Menschen rezipierter Texte.“<sup>145</sup> Genau genommen gelten dann auch Flugblätter, Prospekte, Fahrpläne, Formulare, Leuchtreklamen und Ähnliches als Massenkommunikationsmittel im weitesten

<sup>145</sup> Hess-Lüttich (1987): S. 209.

Sinne. Diese Vielfalt an Zuschreibungsmöglichkeiten wird jedoch in der Regel reduziert, obwohl gerade diese Auswahl nicht in jedem Fall massenmedial genutzt wird:

„Die meisten einschlägigen Arbeiten übernehmen jedoch die Alltagssprachliche (pragmatisch brauchbare, theoretisch jedoch nicht begründbare) Einschränkungen auf Presse, Rundfunk und Fernsehen, obwohl alle drei Medien auch exklusiv (also nicht massenhaft) verwendet werden.“<sup>146</sup>

Zwar werden bei den bereits genannten Definitionsvorschlägen auch untechnisierte Kommunikationsformen wie der face-to-face-Dialog und Schriftrüegersysteme wie Stein, Holz oder Schrift aufgeföhrt, dabei wird jedoch die grundsätzliche Frage umgangen, ob bereits die Sprache an sich als Medium gelten kann. Genau dieser Aspekt wird aus sprachwissenschaftlicher Perspektive in den Mittelpunkt gerückt: So subsumiert eine sehr weit gefasste Definition auch den menschlichen Körper, die Stimme und das Zeichensystem Schrift unter den Begriff *Medien*.<sup>147</sup> Sprachliche Inhalte können also durch drei verschiedene Medien realisiert werden: durch die Stimme (gesprochenen Sprache), durch die Schrift (geschriebene Sprache) und durch Gebärden (Gebärdensprache). „Alle anderen Medien der Sprache beruhen letztlich auf einem dieser drei Medien, meist auf der Schrift.“<sup>148</sup> Damit wird die Geschichte der Medialität definiert als „die Geschichte der kulturhistorisch sich wandelnden Bedingungen und Formen der menschlichen Ich-Konstitution im Medium von Zeichenprozessen, deren elaborierteste Version Sprachzeichenprozesse darstellen.“<sup>149</sup> Diese Auffassung will der Tendenz widersprechen, Medialität mit Technologie gleichzusetzen und damit die Medialität präliteraler Sprachzeichen auszublenden.

„Es wäre gänzlich unangemessen zu glauben, nur *künstliche* Medien hätten prägende Wirkungen auf die menschliche Kognition und nur für *medientechnologisch* bestimmte Kommunikation habe der Satz von der sinnkonstitutiven Rolle des Medialen Bedeutung. [...] Sprache tritt nicht erst mit der Erfindung der Schrift in den Raum des Medialen ein. Vielmehr stellt ihre nonliterale Medialität eine wesentliche Voraussetzung – gleichsam den medialen Rahmen – sowohl für körpernahe, nonverbale symbolische Praktiken als auch für alle seit der Schrifterfindung sich ausfaltenden, medientechnologisch bestimmten medialen Systeme dar.“<sup>150</sup>

Damit stellen die technischen Medien nur einen Ausschnitt in einer weitaus umfassenderen Geschichte der Medialität dar, die schon *vor* der Schrifterfindung eingesetzt hat. Denn Sprache agiere als *Mono-Medium* gleichsam *bimedial*, da jede Sprachäußerung auch ein Prozess der Selbstrezeption sei, also zugleich den Prozess der Produktion und Rezeption beinhalte. „Die Erfindung artifizieller Medien hat dann diese ursprüngliche sprachmediale Semiosis ausdifferenziert, ohne allerdings bislang den anthropologischen Rahmen des Archimediums Sprache zu sprengen.“<sup>151</sup> Im Kontrast zu den referierten sprachdistanzierten Modellen erhält Sprache in dieser Perspektive einen „Sonderstatus“, sie wird zum „anthropologischen Rahmenmedium“, zum „metamedialen Bezugssystem“<sup>152</sup>, zur „‘Urszene’ des Mediengebrauchs“<sup>153</sup> oder schlichter formuliert zum „primären Medium“<sup>154</sup>.

---

<sup>146</sup> Schmitz (1987): S. 821.

<sup>147</sup> Vgl. Holly (1997): S. 65. Vgl. auch Schmitz (1995): S. 12.

<sup>148</sup> Krämer/König (2002): S. 11.

<sup>149</sup> Jäger (2000): S. 12.

<sup>150</sup> Jäger (2002a): S. 52.

<sup>151</sup> Jäger (2002a): S. 70.

<sup>152</sup> Jäger (2000): S. 20.

<sup>153</sup> Vgl. Krämer (2001b): S. 2.

Diese Begriffsbestimmung hat aus sprachwissenschaftlicher Perspektive, insbesondere in der Oralitäts-Literalitäts-Diskussion, zu einer sehr eng gefassten Definition geführt, die das Medium auf einen bestimmten Aspekt reduziert, und zwar auf die Unterscheidung in die Sprachformen *mündlich* und *schriftlich*: „Mit einem Medium ist dabei einfach die materielle Realisierung sprachlicher Äußerungen gemeint.“<sup>155</sup> Der Gegenbegriff dazu ist die *Konzeption*, die die kommunikative Strategie bezeichnet und im Gegensatz zum Medium nicht streng dichotom ist, sondern als Kontinuum verstanden wird. Damit ist wieder der Ausgangspunkt dieser Ausführungen erreicht, die Frage nach der Unterscheidung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Bevor diese Unterscheidung in Medium und Konzeption im Folgenden genauer erläutert wird, fassen wir die unterschiedlichen Medienbegriffe noch einmal kurz zusammen: Zunächst bildet das Medium Sprache das metamediale Bezugssystem, ist also das primäre Medium und wird aus diesem Grunde in der vorliegenden Arbeit *Medium<sup>1</sup>* benannt. Daneben dienen untechnisierte und technisierte Datenträgersysteme als Realisierungsformen für *Medium<sup>1</sup>*, sie werden als *Medium<sup>2</sup>* bezeichnet. Diese Begriffsbezeichnungen werden in der Konzeption eines eigenen Entwurfs wieder aufgegriffen. Doch zunächst geht es um die Differenzierung in Medium und Konzeption, wobei hier Medium im Sinne von *Medium<sup>1</sup>* verwandt wird.

### ***Medium und Konzeption #1***

Die antagonistische Betrachtung gesprochener und geschriebener Sprache hat zwar durch die Pointierung einen ersten Einblick in die unterschiedlichen Wirkungsweisen und Strukturen ermöglicht, könnte sich aber letztendlich als problematisch erweisen, da auf dieser Basis ausschließlich mit Formen reiner Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit gearbeitet werden kann. Denn betrachtet man beispielsweise aktuelle Kommunikationsformen wie das „Simsen“ per Mobiltelefon, so fällt auf, dass trotz der schriftlichen Fixiertheit viele der oben genannten „mündlichen Eigenschaften“ zu finden sind, und zwar sowohl hinsichtlich der Kommunikationsbedingungen als auch der syntaktischen und lexischen Struktur, wie in Kapitel 1.3 ausführlich erläutert werden wird. Damit befindet sich diese Gesprächsform in einem Grenzbereich zwischen geschriebener und gesprochener Sprache, der einer genaueren Konturierung bedarf. Dabei kann eine Reduktion der mündlichen und schriftlichen Sprachform auf deren materielle Substanz dieses Problem umgehen, denn damit gilt ein vorgelesenes Schriftstück als gesprochen und transkribiertes Sprechen als geschrieben.<sup>156</sup> Diese binäre Unterscheidung subsumiert jedoch beispielsweise sowohl eine SMS und einen wissenschaftlichen Aufsatz als auch ein privates Gespräch und einen Vortrag in jeweils einer Kategorie, was wenig aussagekräftig ist und weitergehende, differenziertere Beschreibungen erschwert. Um dieses Problem aufzufangen, haben Peter Koch und Wulf Oesterreicher ein Modell entwickelt, das im Gegensatz zu den traditionellen Ansätzen nicht zwei-, sondern mehrdimensional ist:<sup>157</sup> Darin wird zunächst in

---

<sup>154</sup> Vgl. Schanze (1995): S. 53.

<sup>155</sup> Koch (1997): S. 43.

<sup>156</sup> So z.B. Glück (1987).

<sup>157</sup> Vgl. für die folgenden Ausführungen: Koch/Oesterreicher (1985) und (1994).

Bezug auf Oralität und Literalität in *Medium* und *Konzeption*, also die sprachliche Realisierungsform einer Äußerung und die kommunikative Strategie unterschieden. Der Begriff der *konzeptionellen Schriftlichkeit bzw. Mündlichkeit* umschreibt den Duktus, die Modalität einer Äußerung, bezieht sich also auf Aspekte der sprachlichen Variation und korreliert mit den drei Varietätendimensionen Diatopik, Diastratik und Diaphasik. Das *Medium* ist dichotomisiert in einen *graphischen* und *phonischen Kode*, die *Konzeption* unterscheidet sich in *gesprochen* und *geschrieben*. Somit ergibt sich folgende Vierfeldertabelle:<sup>158</sup>

	<i>graphisch</i>	<i>phonisch</i>
<i>gesprochen</i>	transkribiertes Gespräch	Gespräch
<i>geschrieben</i>	Gesetzestext	Vortrag

Abb. 3: Vierfeldertabelle nach Koch/Oesterreicher (1985)

In Worten ausgedrückt: Eine sprachliche Äußerung ist typischerweise *gesprochen* und *phonisch*, wie z.B. ein Gespräch, oder *geschrieben* und *graphisch*, wie ein Gesetzestext; sie kann aber auch *geschrieben* und *phonisch* wie ein Vortrag oder *gesprochen* und *graphisch* wie ein transkribiertes Gespräch sein.

Werden neben den genannten noch weitere Beispiele geschriebener und gesprochener Sprache hinzugenommen, so fällt auf, dass das Medium streng dichotom ist, während die Konzeption ein Kontinuum von Möglichkeiten mit zahlreichen Abstufungen darstellt, denn ein privates Telefonat stellt sich innerhalb des Kontinuums mündlicher dar als eine Predigt, eine Verwaltungsvorschrift schriftlicher als ein Tagebucheintrag. Die Sprachäußerungen lassen sich also auf einer Skala mit fließenden Übergängen positionieren, die als abnehmend sprechbezogen oder zunehmend schreibbezogen charakterisiert werden kann. An dieser Stelle sei kritisch angemerkt, dass die Auswahl der Beispiele nicht auf einer genauen Untersuchung basiert, sie dienen lediglich der Illustration und sind laut Koch/Oesterreicher „sehr grob und vorläufig typisierend“.<sup>159</sup> In Abbildung 4 werden diese Sprachäußerungen zusammengefasst:<sup>160</sup>

<sup>158</sup> Vgl. dazu auch Söll (1985): S. 22ff.

<sup>159</sup> Koch/Oesterreicher (1985): S. 17. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn dieses Manko innerhalb der letzten Jahre ausgeräumt worden wäre. Denn häufig wird diese empirisch unzulängliche Typisierung blind übernommen und damit etabliert.

<sup>160</sup> Vgl. Koch/Oesterreicher (1985): S. 18.

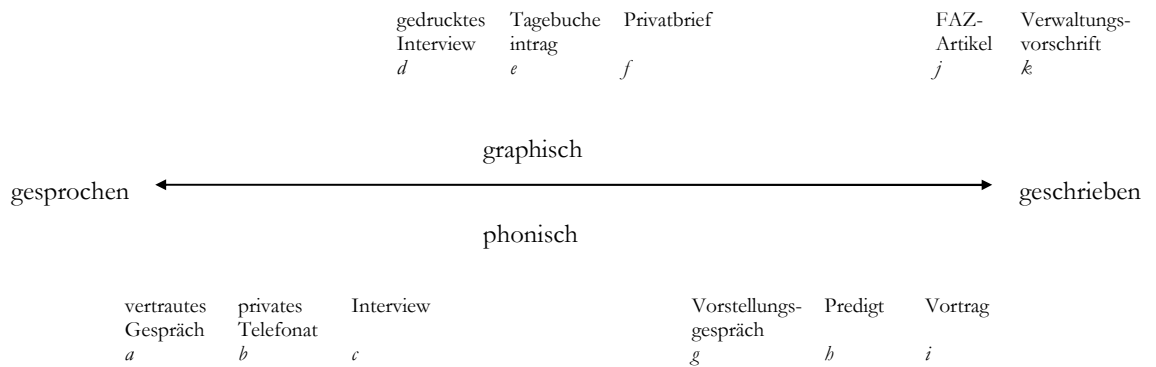


Abb. 4: Kontinuum nach Koch/Oesterreicher (1985)

Die Annahme eines Kontinuums statt einer strengen Dichotomisierung zur Beschreibung und Kategorisierung sprachlicher Erscheinungen ist nicht neu, ja schon Bühlers *Vierfelderschema* kann in diese Richtung interpretiert werden, dass wenig geplante *Sprechhandlungen* und sehr elaborierte *Sprachwerke* Eckpunkte auf einer Skala darstellen.<sup>161</sup> Auch die Syntaxforschung der 1960er Jahre wirft dieses Problem auf, denn „in der Realität sind die Verhältnisse durch das Vorhandensein von vielerlei Übergangsformen wesentlich komplizierter. Der Privatbrief kann unter Bedingungen entstehen, die sich denen des Sprechers nähern, umgekehrt kann die frei vorgetragene, aber sorgfältig vorbereitete Rede unter Voraussetzungen formuliert werden, die denen des Schreibvorgangs nahekommen.“<sup>162</sup> Schon hier wird also im Sinne einer Unterscheidung in Medium und Konzeption argumentiert. Dass es sich um *Abstraktionen* handelt, wenn man über *das Lesen* und *das Schreiben* spricht, da sie konkret gesehen total heterogen sind, ist seit langem common sense.<sup>163</sup> „Von Schreiben in abstracto zu sprechen oder es als allgemeines Phänomen diskutieren zu wollen, ist daher ein Fehler. Es gibt nur spezifische Schriftsysteme, die alle ihre spezifische Wirkung in einem bestimmten sozialen System haben.“<sup>164</sup> Denn letztlich wird in wissenschaftlichen Untersuchungen zu Schreibprozessen „lediglich eine bestimmte Ausprägung desselben“<sup>165</sup> beschrieben, da es textsortenspezifisch mehr Variationen *innerhalb* einer Varietät gibt denn *zwischen* den beiden Ausprägungen.<sup>166</sup>

Anfang der 1980er Jahre betont Deborah Tannen in ihrem viel beachteten Sammelband *Spoken and Written Language* den Kontinuum-Charakter zwischen den beiden Ausprägungen, ohne diesen Gedanken schematisch zu fassen.<sup>167</sup> Dies übernimmt in eben diesem Band Georgia M. Green und entwickelt folgendes Modell:<sup>168</sup> Sie unterscheidet

<sup>161</sup> Vgl. Raible (1994): S. 4 und Bühler (1934): S. 48ff.

<sup>162</sup> Leska (1965): S. 429. Auch Hugo Steger spricht in seinem 1965 erstmals veröffentlichten Aufsatz *Gesprochene Sprache* von einem „mehrdimensionalen sprachlichen Kontinuum“, ohne diesen Ansatz ausführlich zu systematisieren. Vgl. Steger (1979): S. 177.

<sup>163</sup> Vgl. Glück (1987): S. 9.

<sup>164</sup> Havelock (1990): S. 50.

<sup>165</sup> Vgl. Ludwig (1983): S. 38f.

<sup>166</sup> Vgl. Biber (1988).

<sup>167</sup> Vgl. Tannen (1982).

<sup>168</sup> Vgl. Green (1982).

Sprache auf der einen Seite in *colloquial* und *literary* – der Konzeption entsprechend – und auf der anderen Seite in *writing* und *speech*. Dabei spiegelt ihr Schaubild gleichzeitig die quantitativen Verhältnisse wider, dass also auf der umgangssprachlichen Seite die Beispiele gesprochener Sprache überwiegen. Dennoch erscheinen Koch/Oesterreichers Ausführungen insgesamt griffiger, insbesondere bezüglich der Medium-Konzeption-Unterscheidung, so dass allein dieses Modell referiert wird. Ein Blick in Untersuchungen zu Fragen des Oralität-Literalität-Komplexes verdeutlicht zudem, dass sich dieses Modell bewährt zu haben scheint, da es überproportional häufig angewendet wird.<sup>169</sup> Eine überzeugendere Alternativversion scheint momentan nicht verfügbar – obwohl das Koch/Oesterreicher-Schema wie oben ausgeführt auch Anlass zur Kritik gibt.

Doch zurück zur Darstellung dieses Schemas: In einem nächsten Schritt werden auf Basis der Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien unterschiedliche Redekonstellationstypen bestimmt, um die Begriffe *geschrieben* und *gesprochen* näher zu charakterisieren. Dabei wird das alte Gegensatzpaar *gesprochen* und *geschrieben* durch die neuen Begriffe *Sprache der Nähe* und *Sprache der Distanz* ersetzt, da diese neue Terminologie „keinerlei mediale Assoziationen“<sup>170</sup> mehr wecke. Auf diese Weise können auch die konzeptionellen Abstufungen beispielsweise rein oraler Gesellschaften in den Blick rücken, denn auch hier sind ganz unterschiedliche Register anzunehmen, vom *colloquial language* bis *oral literature*, „even in a language that has never been written.“<sup>171</sup> Des Weiteren übernehmen Koch/Oesterreicher die etablierte Begriffsunterscheidung in *Diskurs* (als Äußerung der Sprache der Nähe) und *Text* (als Äußerung der Sprache der Distanz). Die Kommunikationsbedingungen der Sprache der Nähe sind z.B.: Dialogizität, Vertrautheit der Partner, face-to-face-Kommunikation, Spontaneität; die dabei verwendeten Strategien zur Versprachlichung zeichnen sich u.a. durch ein geringeres Maß an Informationsdichte, Komplexität und Elaboriertheit aus. Auf der anderen Seite sind die Kommunikationsbedingungen der Sprache der Distanz bestimmt durch Monologizität, Fremdheit der Partner, raumzeitliche Trennung, Reflektiertheit; die Versprachlichungsstrategien zeichnen sich entsprechend durch eine größere Informationsdichte, Komplexität und Elaboriertheit aus.

Auch wenn eine prinzipielle Unabhängigkeit von Medium und Konzeption angenommen werden kann, „gibt es wichtige Affinitäten zwischen Medium und Konzeption: Das phonische Medium ist der Nähesprache besonders affin, und zwischen dem graphischen Medium und der Distanzsprache besteht ebenfalls eine ausgezeichnete Beziehung.“<sup>172</sup> Denn mündliche Varietäten können aus schriftlicher Perspektive defizitär erscheinen und werden deshalb dort gemieden, sind aber in einer mündlichen Gesprächssituation voll funktionsfähig; dasselbe gilt auch umgekehrt für die schriftlichen Varietäten, die im Nähebereich zu Irritationen führen können. Somit verbleibe ein

---

<sup>169</sup> Vgl. z.B. Dürscheid (1999), Haase u.a. (1997), Jakobs (1998), Pansegrau (1997), Schlickau (1996), Wenz (1998).

<sup>170</sup> Koch/Österreicher (1994): S. 588. Diese Terminologie rückt den Grad der körperlichen Präsenz, seine Involviertheit oder Distanz in den Mittelpunkt und erinnert deshalb an die Bezeichnung *somatische Kommunikation*. Vgl. Scollon/Scollon (1995): S. 17 und Kap. 1.1, Fußnote 5 der vorliegenden Arbeit.

<sup>171</sup> Chafe (1982): S. 52.

<sup>172</sup> Oesterreicher (1998): S. 220. Vgl. dazu auch Söll (1985): S. 22.

familiäres Gespräch in der Regel im phonischen, ein Gesetzestext hingegen im graphischen Medium.<sup>173</sup> Dabei ist die Schrift „qua graphisches Medium nicht notwendige Bedingung – wenn auch ideales Instrument – zur Realisierung der kommunikativen Anforderungen der Distanz.“<sup>174</sup>

Koch/Oesterreicher entwickeln folgendes Gesamtschema, das aufgrund seiner Mehrdimensionalität die genannten Affinitäten, also die unterschiedlichen Gewichtungen der genannten Variablen zu berücksichtigen sucht, was in einem rein linear gedachten Kontinuum nicht geleistet werden kann.<sup>175</sup> Die aufgeführten Kleinbuchstaben a–k beziehen sich auf die Sprachbeispiele in Abbildung 4 der vorliegenden Arbeit.

*Kommunikationsbedingungen:*

- Dialog
- Vertrautheit der Partner
- *face-to-face*-Interaktion
- freie Themenentwicklung
- keine Öffentlichkeit
- Spontaneität
- ‚involvement‘
- Situationsverschränkung
- Expressivität
- Affektivität

- Monolog
- Fremdheit der Partner
- raumzeitliche Trennung
- Themenfixierung
- Öffentlichkeit
- Reflektiertheit
- ‚detachment‘
- Situationsentbindung
- Objektivität

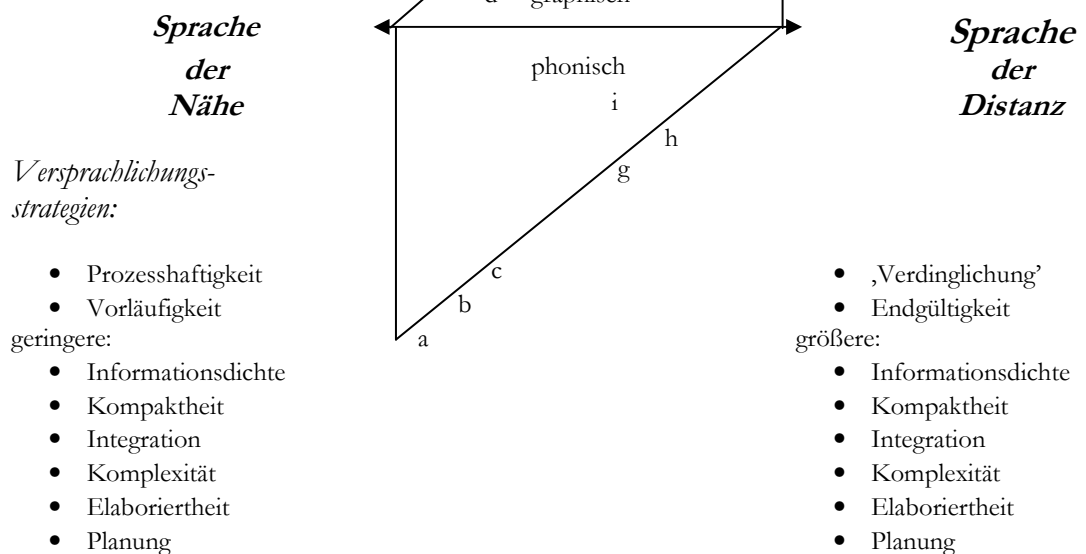


Abb. 5: Gesamtkonzeption nach Koch/Oesterreicher (1985)

<sup>173</sup> Koch/Österreicher (1994): S. 587. Ein Medientransfer ist dabei jederzeit möglich: Eine rein mediale Verschiebung vom Phonischen ins Graphische bezeichnen sie als *Verschriftung*; eine konzeptionelle Verschiebung in Richtung Schriftlichkeit als *Verschriftlichung*. Diese Terminologie ist wenig überzeugend, da es erstens aufgrund der Ähnlichkeit der Begriffe, die in der Regel quasi synonym verwendet werden, schnell zu Missverständnissen kommen kann und zweitens das gegenläufige Pendant – im Sinne einer ‚Vermündlichung‘ – fehlt. Aus diesen Gründen erscheint eine Umschreibung gerade bezüglich der Verschriftlichung im Sinne einer konzeptionellen Verschiebung in Richtung Schriftlichkeit präziser.

<sup>174</sup> Koch/Österreicher (1994): S. 589.

<sup>175</sup> Vgl. Koch/Österreicher (1985): S. 23.



Eine solche mehrdimensionale Definition in Abbildung 5 ermöglicht eine exaktere Einordnung beispielsweise der unterschiedlichen Erscheinungen sekundärer Oralität, was mit Hilfe der traditionellen Dichotomisierung in *mündlich* und *schriftlich* nicht geleistet werden kann. So realisieren sich beispielsweise die unterschiedlichen Kommunikationen im Internet größtenteils in schriftlicher Form und teilen sich einige Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien: Sowohl die Kommunikation via e-mail als auch chat geschieht nicht face-to-face, dabei ist jedoch das chatten durch größere Spontaneität und eine freie Themenentwicklung gekennzeichnet. Dementsprechend ist die Planung und Elaboriertheit geringer als bei der e-mail-Kommunikation. Das oben vorgestellte Schema erlaubt in diesen Fällen eine genauere Positionierungsmöglichkeit und schafft somit die Grundlage für eine Vergleichbarkeit ähnlicher Sprachäußerungen. Auf diese Weise können Sprachbeispiele als näher dem mündlichen oder schriftlichen Sprachgebrauch positioniert, also im Vergleich zu anderen Äußerungen als mündlicher oder schriftlicher bezeichnet werden.

Um diesen neuen, technisierten Kommunikationstypen gerecht zu werden, nimmt Christa Dürscheid eine Modifikation des Koch/Oesterreicher-Schemas vor: Auf der Seite des Mediums erscheint neben der Kategorie *graphisch* die Subklassifikation *elektronisch* bzw. *nicht elektronisch übermittelt*.<sup>176</sup> Denn unter der Annahme, dass die medialen Bedingungen der Textproduktion Einfluss auf die Textkonzeption haben, soll Raum für die neuen technischen Umstände geschaffen werden. Diese Überlegung greift jedoch zu kurz, denn es ist nicht einsichtig, warum allein die graphische Seite subqualifiziert wird, denn ein Gespräch via Web-Cam ist im Vergleich zu einem face-to-face-Gespräch auch elektronisch vermittelt, so dass in dieser Konzeption auch die phonische Seite subklassifiziert werden müsste. Die Aussagekraft des Koch/Oesterreicher-Schemas liegt gerade in dem Umstand, dass das Medium ganz klar dichotom ist, während die Konzeptionsseite die Einordnung in ein Kontinuum ermöglicht. Erst damit ergibt sich die Chance einer problemlosen Vergleichbarkeit unterschiedlicher Kommunikationsformen. Die Aussage, dass durch die Kommunikation via Internet ganz neue Produktions-, Distributions- und Rezeptionsbedingungen entstehen, ist nicht von der Hand zu weisen; aber gerade dafür steht die konzeptionelle Seite des Schemas zur Verfügung. Das Medium ist schriftlich, gleich ob elektronisch übermittelt oder nicht. Wenn also eine Erweiterung des Schemas gefordert wird, so müsste dies dann konsequenterweise auch auf der phonischen Seite geschehen, denn jede Kommunikation, die nicht face-to-face abläuft, hat bezüglich der medialen Bedingungen eine andere Qualität.

Aber es werden noch weitere Kritikpunkte an dem Entwurf Koch/Oesterreichers laut: So erweise sich die Positionierung im Schema realiter nicht immer praktikabel, da eine konkrete Lokalisierung empirischer Kommunikation im Kontinuum „erhebliche Gewichtungprobleme mit sich bringt (wäre etwa Subjektivität ohne Dialogizität genauso zu lokalisieren wie Dialogizität bei gleichzeitiger Objektivität?).“<sup>177</sup> Das Beispiel in Klammern zeigt, dass bei speziellen Kommunikationsformen – hier die Moderation im Rundfunk – die von Koch/Oesterreicher vorgeschlagenen Kategorien aufgrund des

---

<sup>176</sup> Vgl. Dürscheid (1999): S. 27.

<sup>177</sup> Schlickau (1996): S. 215.

generalisierten Charakters zu Problemen führen, da jede Spracherscheinung ihre eigenen Spezifika aufweist, die sich nicht ohne weiteres in ein Schema pressen lassen. So zeigt sich beispielsweise in Stephan Schlickaus diskursanalytischer Untersuchung zu kommunikativen Strategien deutscher und britischer Moderatoren, dass „in bezug auf den Rundfunk die Beziehung zwischen dem Distanzcharakter des Mediums und der dort verwendeten Sprache bzw. der Kommunikationsinhalte nicht so eng zu sein [scheint], wie es das Modell Koch/Oesterreichers bei einer Anwendung auf den Rundfunk erwarten lässt.“<sup>178</sup> Seiner Meinung nach ist der Erklärungswert gering, wenn lediglich festgestellt werden kann, dass es ein Miteinander zahlreicher konzeptionell mündlicher bzw. schriftlicher Momente gibt, „während andererseits die Gefahr besteht, bestimmte kommunikative Phänomene nicht hinreichend nachvollziehbar an die Domäne eines bestimmten Mediums zu binden.“<sup>179</sup> Denn die Trennung von Medium und Konzeption werde nicht stringent verfolgt, da die Bindung von bestimmten kommunikativen Phänomenen an mediale Bedingungen implizit weiterbestünde, was nur dann sinnvoll sei, „wenn bestimmte sprachliche Muster auf die Natur eines bestimmten Mediums rückführbar sind, dann aber in einem anderen Medium realisiert werden.“<sup>180</sup>

Genau an diesem Punkt wird jedoch ganz gegenteilig der Vorwurf laut, dass die Trennung zwischen Medium und Konzeption insofern nicht unproblematisch ist, da das Medium im Sinne der mündlichen bzw. schriftlichen Realisierung bei Koch/Oesterreicher stiefmütterlich behandelt werde, d.h. dem Medium wird keine große Einflussnahme zugesprochen, die Auswirkungen der unterschiedlichen Realisations- und Kommunikationsbedingungen verbergen sich hinter der *Konzeption*.

„Damit wird die Chance auf eine Neubestimmung des Konzepts der Schriftlichkeit weitgehend vergeben, indem die Homogenität der Schriftlichkeit unter den alten Kriterien erhalten bleibt. [...] Währenddem die Trennung der Aspekte Medium und Konzeption zu begrüßen ist, entspricht die Fassung des konzeptionellen Schriftlichkeitspols der alten Kombination von Merkmalen, die auch unter der Perspektive des Mediums miteinander verbunden worden sind, und leistet daher keinen Beitrag zur Erfassung der Vielfältigkeit des Schriftlichen und Mündlichen.“<sup>181</sup>

Dieser Kritik ist insofern zuzustimmen, als das Medium ahistorisch, unveränderlich und homogenisiert wirkt und als Epiphänomen behandelt wird. Diese Kritik teilt auch Sybille Krämer, die mit ihrer Konzeption Ansätze wie beispielsweise von Koch/Oesterreicher insofern modifizieren will, als dass der Medienaspekt ins Zentrum des Sprach- und Schriftbegriffs gerückt wird, also nicht länger zum Epiphänomen der zu beachtenden sprachlichen Realisierungen degradiert wird; Sprache existiert nur als Sprache-in-einem-Medium: „Die Sprache selbst verfügt über eine materiale Exteriorität in Gestalt der Stimme, der Schrift, der Gestik usw. Und diese Materialität der Sprache ist kein randständiger, vielmehr ein grundständiger Sachverhalt.“<sup>182</sup> Damit soll der Aspekt der Konzeption im Sinne Koch/Oesterreichers ausgeblendet und allein auf der Ebene des Medienbegriffs verblieben werden, um eine sprachneutrale Perspektive zu erhalten. In

---

<sup>178</sup> Ebd. S. 214.

<sup>179</sup> Ebd.

<sup>180</sup> Ebd.

<sup>181</sup> Häcki-Buhofer (2000): S. 259.

<sup>182</sup> Krämer (2001a): S. 270.

Anlehnung an Nelson Goodman entwickelt Krämer eine Schriftkonzeption, die das Problem umgeht, einen Weg zwischen der Annahme von medienneutralen, universellen Zeichentypen und der Reduzierung von Medialität auf ein bloßes Realisierungsphänomen zu finden.<sup>183</sup> Betrachten wir also im Folgenden Sybille Krämers Vorschlag einer Systematisierung, um anschließend unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Ansätze und Kritikpunkte zu einer eigenen Lösung zu gelangen.

### ***Sprachliche Medien: analog – digital***

Im Rahmen der Entwicklung einer „kleinen ‚Geographie‘ des Mediendiskurses“<sup>184</sup> unterscheidet Krämer zunächst in sprachliche und technische Medien: Unter die sprachlichen Medien fällt die Unterscheidung Oralität – Literalität und ihre Mischformen, die sich durch eine grundsätzliche Andersartigkeit auszeichnen, da sie auf gänzlich unterschiedlichen Kommunikationsbedingungen gründen, so dass Schrift nicht einfach als verschriftetes Sprechen gelten könne. Gerade die aktuelle Mediendiskussion, in deren Mittelpunkt die Angst vor dem Verlust des Funktionsbereiches von Schrift steht, zeige, dass Schrift nicht länger als ein Derivat der Lautsprache gelten und auf die reine Abbildfunktion reduziert werden könne. Denn es sei ein Missverständnis, davon auszugehen, dass ein zeitliches Nacheinander auch ein empirisches oder begriffliches Abhängigkeitsverhältnis bedeute. Krämer bezeichnet die Funktionsweise des Sprechens als *analog*, die der Schrift als *digital*.<sup>185</sup> Diese Unterscheidung fällt nicht mit der Unterscheidung *graphisch/optisch* – *phonisch/akustisch* zusammen: Zwar besitzt ein digitales System die Eigenschaft der *Wiederholbarkeit* – vergleichbar also mit Schrift –, während ein analoges System *flexibel* ist – siehe Mündlichkeit –, darüber hinaus jedoch werden andere Parameter zugrunde gelegt, wie das der *Diskretheit*.<sup>186</sup> So definiert sich Schrift als ein Symbolschema, „das die Kennzeichen der Disjunktivität und der endlichen Differenziertheit aufweist.“<sup>187</sup> Damit ist Schrift *digital*, da die darin enthaltenen Zeichen diskret angeordnet sind, es also zwischen zwei benachbarten Zeichen immer eine Lücke gibt. Dieser Schriftbegriff impliziert, dass das für die Medialität der Schrift primäre Merkmal nicht der *Graphismus*, sondern die *Zwischenräumlichkeit* ist. Das wiederum bedeutet, dass sich dieses Konzept nicht auf die Annahme eines alphabetischen Konzeptes reduziert, das Schrift nur in Verbindung mit Verlautung denkt, sondern beispielsweise auch die Kommunikation via Telegrafie als Schrift bezeichnet würde. Darüber hinaus werden auch mathematische und logische Kalküle, die Binärschrift und Programmiersprachen mit einbezogen, die häufig keine festliegende phonologische Form haben, also nicht Wort für Wort gelesen werden können.<sup>188</sup>

---

<sup>183</sup> Vgl. neben Krämer (1996) Goodman (1973): S. 166–170.

<sup>184</sup> Krämer (2001b): S. 1.

<sup>185</sup> Vgl. zur Unterscheidung analoger und digitaler Kommunikation auch Watzlawick u.a. (1972); hier steht die Funktion von Kommunikation unter dem Inhalts- bzw. Beziehungsaspekt im Mittelpunkt.

<sup>186</sup> Ebd. S. 167. Auch Günther betont diesen Aspekt, wenn schriftliche Äußerungen „als visuelle Objekte segmental in diskreten Einheiten organisiert“ sind. Günther (1996): S. 907.

<sup>187</sup> Krämer (1996): S. 101.

<sup>188</sup> Ebd. S. 95.

Dagegen funktioniert die mündliche Sprache nicht digital, sondern analog, da keine Zwischenräume wie im Schriftbild existierten und auch Sprechpausen keine wirkliche graphische Entsprechung hätten.<sup>189</sup> Darüber hinaus gebe es für Gestik, Mimik und Prosodie kein geeignetes Notationssystem, das diese Aspekte angemessen wiedergeben könne. Denn Sprechen in seiner Fluktuanz ist nicht analysierbar, im Moment der Erscheinung ist es schon wieder verschwunden, wenn es nicht aufgehalten wird: „Die Sprache' hält im Strom des Sprechens nicht still.“<sup>190</sup> Dagegen materialisiert sich die Schrift in der Zweidimensionalität der Fläche, sie „verfügt über eine ikonische Dimension, für die es im Lautstrom kein Vorbild gibt.“<sup>191</sup> Damit kann selbst ein phonetisches Schriftsystem das gesprochene Wort nicht adäquat wiedergeben, durch die Transkription des Gesprochenen geschieht immer eine Umdeutung, Interpretation: „Das Sprechen wird im Schreiben nicht einfach fixiert, sondern zugleich auch isoliert, analysiert und gedeutet.“<sup>192</sup> Denn die Schrift schafft kein Abbild von etwas, was im Sprechen aufgrund der Immaterialität verborgen gewesen wäre und auf seine Fixierung wartet. Im Gegenteil, die Fixierung kann dem Sprechen überhaupt nicht gerecht werden, da kein Transkriptionsverfahren die „Musikalität des Sprechens“ einfangen und imitieren kann. Durch die Lebendigkeit und Leiblichkeit, die dem Sprechen aufgrund des engen Körperbezugs inne ist, erhält jedes gesprochene Wort eine Zusatzinformation, einen Mehrwert, der dem Inhalt auch zuwiderlaufen kann und vom Sprecher nicht intendiert ist. Im Akt des Sprechens werden gefühls- und persönlichkeitsbedingte Aspekte offenbar, deren Nuanciertheit keine Transformation in Schrift erlaubt. „Die Stimme ist das Medium der Rede, aber sie dient ihr nicht einfach als Werkzeug und agiert nicht bloß als ihre Vollstreckerin. Die Stimme macht Aussagen, aber sie kommentiert auch das Gesagte.“<sup>193</sup> Damit erhält die Stimme den Charakter einer *Spur*, die interpretiert werden kann, die beiläufig, aber unbeabsichtigt etwas zeigt, ohne explizit etwas zu sagen. Dieses Phänomen der Spur zeigt sich nicht nur beim gesprochenen Wort, jedes Medium, nicht nur das der Stimme, hat eine sinnprägende Rolle: „Medien übertragen nicht einfach Botschaften, sondern entfalten eine Wirkkraft, welche die Modalitäten unseres Denkens, Wahrnehmens, Erfahrens, Erinnerns und Kommunizierens prägt.“<sup>194</sup> Dabei bleiben die Medien selbst der „blinde Fleck“ im Mediengebrauch, im Prinzip verbleiben sie unauffällig außerhalb unserer Wahrnehmung, die sich vielmehr dem Inhalt, der Botschaft zuwendet, wenn Stimmen im Radio ertönen oder Schrift auf dem Computer erscheint. Lediglich durch eine massive Störung kann sich das Medium in Erinnerung bringen und wir werden seiner gewahr. Diese Position innerhalb der Mediendebatte, dass Medien nicht neutral, sondern formgebend sind, gewann in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts an Bedeutung, als Marshal

---

<sup>189</sup> Ebd. S. 103.

<sup>190</sup> Krämer (2000): S. 32.

<sup>191</sup> Ebd. S. 35.

<sup>192</sup> Ebd. S. 44.

<sup>193</sup> Krämer (1998b): S. 79. Laut Uta M. Quasthoff existiert eine Korrelation zwischen dem Formalitätsgrad der Interaktion und der Reichhaltigkeit stimmlicher Mittel: Je formeller die Situation, desto gleichförmiger wird der Gebrauch, d.h. hier spiegeln sich Grade an Nähe und Distanz. Vgl. Quasthoff (1996).

<sup>194</sup> Krämer (1998a): S. 14.

McLuhan die These formulierte, das Medium sei die Botschaft.<sup>195</sup> In Anlehnung an McLuhans Formulierung resümiert Krämer: „*Das Medium ist nicht einfach die Botschaft; vielmehr bewahrt sich an der Botschaft die Spur des Mediums.*“<sup>196</sup> Eine Botschaft lässt sich nur im Zusammenspiel mit einem Medium empfangen, sie ist an das Medium gebunden. Zwar ist der Transport in ein anderes Medium denkbar und möglich, aber nicht die Existenz gänzlich ohne Medium: „Sprache existiert nicht als Form, sondern nur in Form von Praktiken des Sprachgebrauchs. [...] Denn es gibt Sprache immer nur als eine in den stimmlichen, gestischen, schriftlichen oder technischen Medien verkörperte Sprache.“<sup>197</sup> Für den Nutzer gibt es dabei keinen intentionalen Handlungsspielraum, um diesen Anteil zu beherrschen oder zu kontrollieren, er muss dieses mediale Bei-Werk hinnehmen. „Medien sind die historische Grammatik unserer Interpretationsverhältnisse; sie sind Bedingung nicht nur der Möglichkeit von Sinn, sondern auch seiner Durchkreuzung, Verschiebung, eben Subversion.“<sup>198</sup>

Damit rückt das zweite „Zentrum“ des Mediendiskurses in den Mittelpunkt, das der technischen Medien: Im Gegensatz zu den sprachlichen Medien ermöglicht die technisierte Datenübertragung das Phänomen der „Tele-Ereignisse“, die eine Veränderung des Raum-Zeitverhältnisses beinhalten – wie das *Fernsprechen*, *Fernhören*, *Fernsehen* – und damit die Modalitäten des Kommunizierens nachhaltig beeinflussen und verändern. Dieser Technikdiskurs bringt das Medium Sprache verstärkt in den Fokus der Aufmerksamkeit, da dessen Existenz im Zuge einer zunehmenden Technisierung als gefährdet angesehen wird. Die technischen Apparate werden ebenfalls der binären Unterscheidung *analog* – *digital* unterzogen. Während analoge Medien darauf beschränkt sind, dem Rezipienten die *Wahrnehmung* des Abwesenden bzw. Fiktiven zu ermöglichen (Foto, Film, Fernsehen), schaffen die digitalen Medien die Bedingungen für eine *Interaktion* mit diesem Abwesenden bzw. Fiktiven (Hypertext, virtuelle Realität).<sup>199</sup> Die Aufgabe dieser medientechnischen Apparate besteht in der Transformation von Ereignissen oder Dingen in Daten, die damit den Status der Information erhalten, und zwar unabhängig ihrer Zeichenqualität, denn „Informationen sind in Stromzuständen instantiierbar und werden damit der Speicherung, dem Transport und der Verarbeitung zugänglich.“<sup>200</sup> Dadurch verändert sich der traditionelle Technikbegriff, der technische Artefakte als Substitute für menschliche Arbeitsleistungen bezeichnet, entscheidend: Statt einer bloßen Effektivierung oder Ersetzung werden *neue* Möglichkeiten geschaffen, die ohne diese Medientechniken überhaupt nicht existierten.

Diese Betrachtung lässt sich in einem Schaubild zusammenfassen:

---

<sup>195</sup> Vgl. McLuhan (1994): S. 13. Die Gegenposition formuliert beispielsweise Niklas Luhmann, wenn er zwischen Medium und Form als lose und rigide gekoppelte Elemente unterscheidet und somit unterstreicht, dass Medien nicht die Form der Botschaft, also neutral sind. Vgl. Luhmann (1975).

<sup>196</sup> Krämer (1998b): S. 81.

<sup>197</sup> Krämer (2001a): S. 270, 273. Vgl. hierzu auch Jäger/Switalla (1994): S. 20: „Sprache tritt uns nie als sie selber, sondern immer nur in spezifischen medialen Formaten gegenüber.“

<sup>198</sup> Ebd. S. 90.

<sup>199</sup> Vgl. hierzu Krämer (2001b).

<sup>200</sup> Ebd. S. 2.

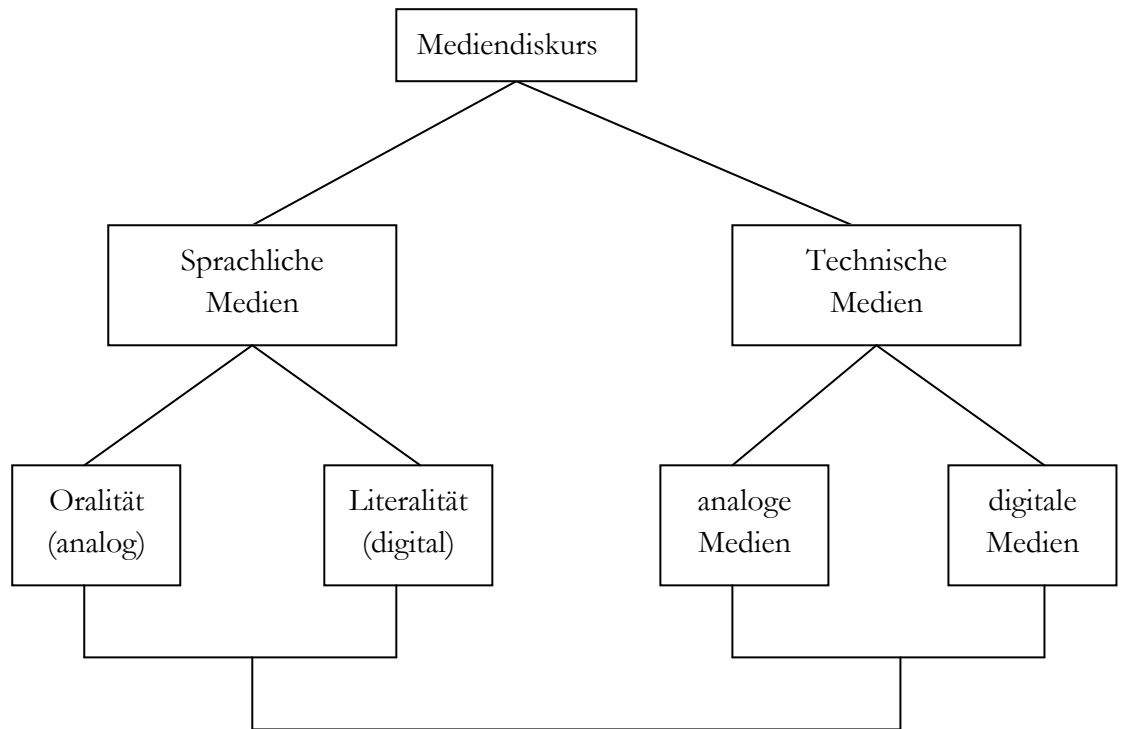


Abb. 6: Mediendiskurs nach Sybille Krämer (2001b)

Dieser Entwurf ist jedoch nicht unproblematisch: Wie soll man die technischen und sprachlichen Medien integrieren und dennoch den Kontinuumcharakter deutlich werden lassen? Denn die sprachlichen und technischen Medien lassen sich zwar in einer Vierfeldertabelle darstellen, die Übergänge und Mischformen im Sinne ihrer Konzeption jedoch nicht:

*sprachliche Medien*

		<i>analog (oral)</i>	<i>digital (literal)</i>
<i>technische Medien</i>	<i>analog</i>	Fernsehen	Buch
	<i>digital</i>	Telefon	Hypertext

Abb. 7: Sprachliche und technische Medien kreuztabuliert

Denn der Vorteil des Koch/Oesterreicher-Schemas und der Trennung in Medium und Konzeption ist, dass dem dichotomen Charakter von Medium<sup>1</sup> ebenso Genüge geleistet wird wie dem Kontinuum-Charakter der sprachlichen Formen. Damit lassen sich Phänomene sekundärer Oralität einordnen und vergleichen, da hierin deutlich wird, dass ein chat-Gespräch zwar medial schriftlich abläuft, aber konzeptionell gesehen mündlicher ist als ein Vortrag, der zwar medial mündlich ist, aber konzeptionell in der Regel schriftlicher als ein chat-Gespräch. Das Problem hierbei ist jedoch, wie bereits erläutert, dass das Medium auf ein bloßes Realisierungsphänomen reduziert wird und die Konzeption den Einfluss des Mediums auf die Sprechweise impliziert. Um sowohl der Dichotomie als auch dem Kontinuum-Charakter gerecht zu werden, könnten zwei Kontinua angenommen werden, wie in Abbildung 8:

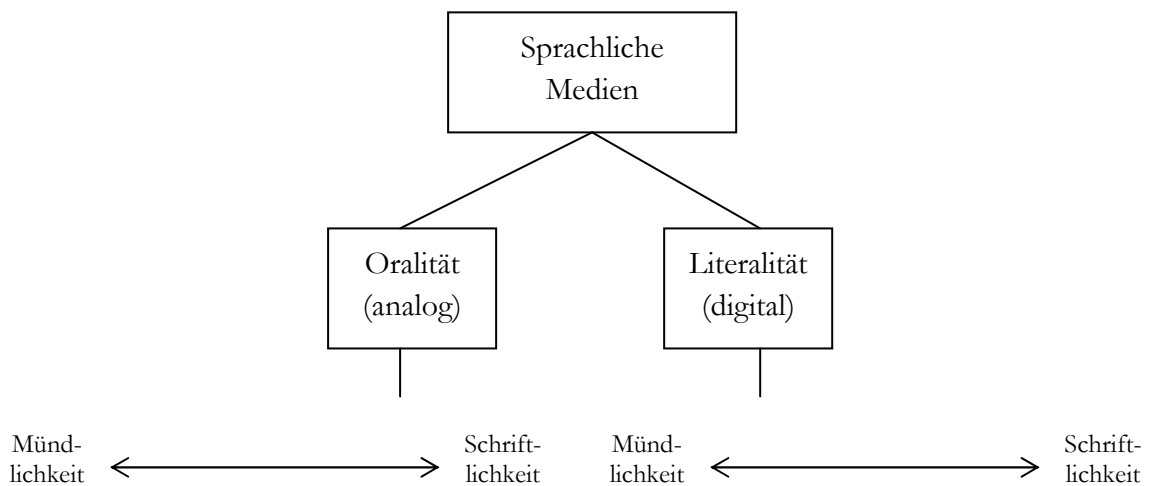


Abb. 8: Sprachliche Medien analog – digital

Doch auf diese Weise bleibt die Vergleichbarkeit auf der Strecke, die aufgrund der Integration von Medium und Konzeption in dem Koch/Oesterreicher-Schema überzeugt. Außerdem betonen Koch/Oesterreicher ganz ausdrücklich die Affinität zwischen Medium und Konzeption, die allerdings in der Darstellung zu kurz kommt. Um den Einfluss der technischen Medien in den Mittelpunkt zu rücken, kann folgendes Schema angenommen werden:

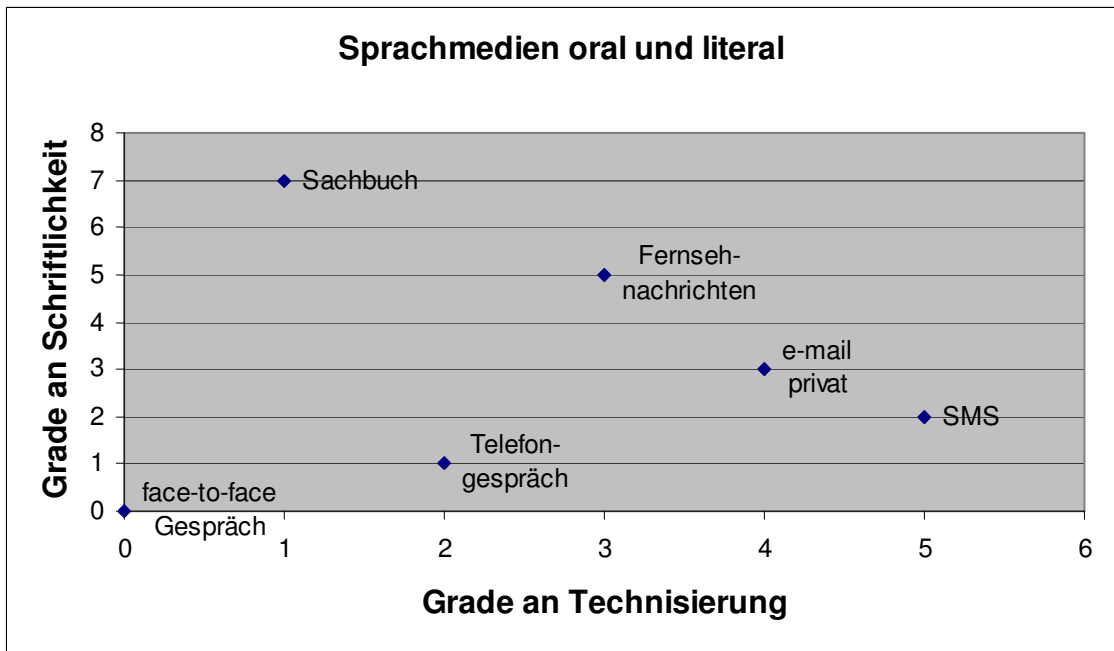


Abb. 9: Sprachmedien oral und literal

In Abbildung 9 wird – ganz plakativ und vereinfacht – die Korrelation zwischen dem technischen Medium und der Sprechweise deutlich, die angenommenen Zahlenwerte dienen lediglich der Illustration und entbehren jeder empirischen Grundlage. Die x-Achse zeigt den zunehmenden Technisierungsgrad eines Mediums<sup>2</sup> von *low* (1) zu *high* (6); die y-Achse indiziert den zunehmenden Grad an konzeptioneller Schriftlichkeit. Hier jedoch fehlt der Faktor der sprachlichen Medien Oralität und Literalität im Sinne einer Dichotomie, d.h. es findet keine Unterscheidung in mündliche und schriftliche Medien statt. Um diesem Gedanken einer Dichotomisierung des Mediums<sup>1</sup> gerecht zu werden, können zwei Diagramme erstellt werden, eines für das mündliche und eines für das schriftliche Medium<sup>1</sup>:

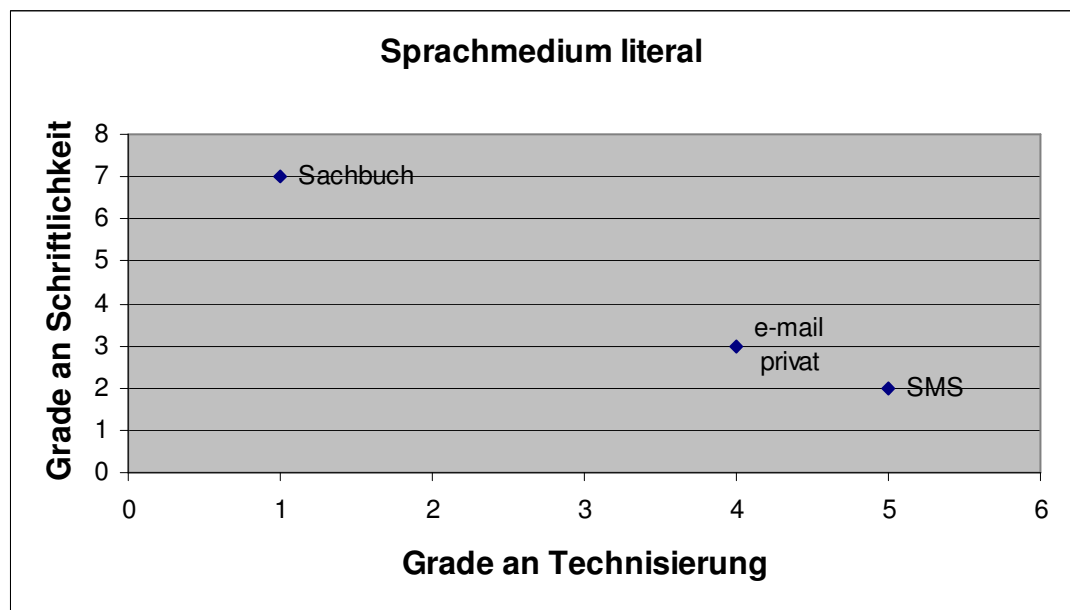


Abb. 10: Sprachmedium literal



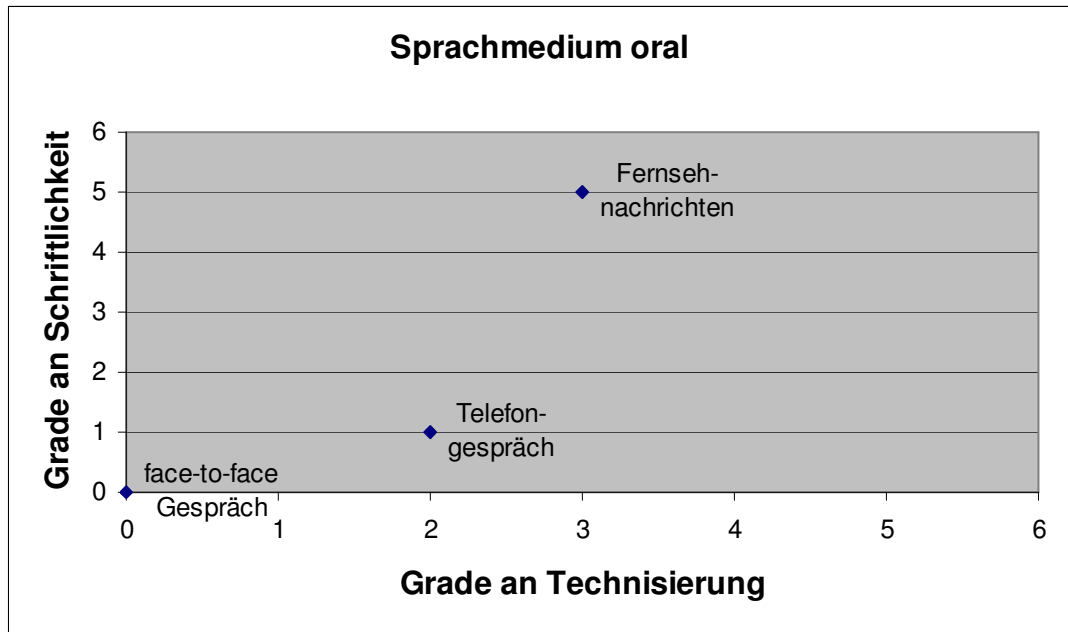


Abb. 11: Sprachmedium oral

Die Aufteilung in zwei Schemata erschwert wiederum die Vergleichbarkeit, d.h. gerade Phänomene der sekundären Oralität werden im Gesamtzusammenhang nicht deutlich: So ist nicht auf einen Blick erkennbar, dass die SMS, obwohl sie schriftlich funktioniert, konzeptionell mündlicher ist als beispielsweise die Fernsehnachrichten. Die Berücksichtigung des Mediums<sup>2</sup> in einer graphischen Darstellung scheint also mehr zu verwirren denn zu erhellen. Somit haben all diese Entwürfe eines deutlich gemacht: Es erweist sich als nicht praktikabel, den Konzeptionsgedanken zu Gunsten eines Mediumbegriffs aufzugeben, denn das Phänomen der sekundären Oralität lässt sich allein durch eine Differenzierung in Medium und Konzeption adäquat beschreiben. Der Einfluss der technischen Medien, die dem Sprechen und Schreiben eine neue Form geben können, kann also allein im Konzeptions-Gedanken Eingang finden, so dass beispielsweise in dem Schema explizit in elektronische und „klassische“ Privatbriefe unterschieden wird.

Aus diesem Grunde wird in Anlehnung an den vorgestellten Gedankengang von Sybille Krämer und das Modell von Koch/Oesterreicher für die vorliegende Arbeit ein eigenes Konzept zugrunde gelegt, dessen theoretischer Rahmen die folgenden empirischen Überlegungen einordnen und plausibel machen lässt.

## *Medium und Konzeption #2*

Grundlegende Annahme ist, dass mündliche und schriftliche Sprache in ihren Kommunikationsbedingungen derart unterschiedlich realisiert werden und funktionieren, dass sie als eigene Sprachsysteme angenommen werden: Mündlichkeit realisiert sich analog, Schriftlichkeit digital.<sup>201</sup> Der Datentransport von dem einen in das andere System ist zwar möglich, verändert die Form der Daten jedoch in einem Maße, das die beiden Realisierungsmöglichkeiten zu eigenen Systemen werden lässt: Ein mündliches Gespräch kann in all seiner Flüchtigkeit und Dynamik, mit all seinen para- und außersprachlichen Mitteln nicht vollständig in schriftlicher Version eingefangen werden, die Gesamtsumme des mündlichen Austausches beinhaltet aufgrund eigener Codes stets ein Mehr an Bedeutung. Denn sogar das Nicht-Kommunizieren, das Schweigen oder bloße Zuhören, wird in einem Gespräch zur Aussage und kann den Sprecher unmittelbar beeinflussen.

Zwar kann auch schriftliche Kommunikation von situationellen Faktoren mitbestimmt werden, so dass beispielsweise die Handschrift oder aber auch die Themenwahl äußere Indizien im Sinne des Spurcharakters sein können. Allerdings geht mit dem Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit ein enormer Informationsverlust einher, da der Anteil nichtverbaler Information, der von einigen Kommunikationstheoretikern auf über 50% geschätzt wird, im Zuge der Verschriftlichung verloren geht.<sup>202</sup> Auch wenn Mündlichkeit schriftlich imitiert und inszeniert wird, entspricht dieses Produkt nicht spontanem Sprechen.<sup>203</sup> Rein funktional betrachtet mit Blick auf die sprachliche Realisierung kann also nur von unterschiedlichen Systemen ausgegangen werden, die beiden Ausprägungen sind als relativ autonom anzusehen, denn wenn man einen Text schreibt, denkt man von vornherein in schriftlichen Kategorien und übersetzt nicht vom Mündlichen ins Schriftliche. Das bedeutet nicht, dass diese Systeme voneinander unabhängig sind, es besteht eine Rückkopplung, eine Interaktion zwischen den beiden: In den Phraseologismen „Schreib, wie Du sprichst“ und „Reden wie gedruckt“ zeigt sich, „wie das eine Register zur Norm des anderen gemacht wird.“<sup>204</sup> Da wir seit Jahrhunderten ein Nebeneinander von mündlicher und schriftlicher Sprache haben, scheint eine gegenseitige Beeinflussung unvermeidbar und unwiderlegbar: „Der mediale Abstand zwischen Schrift und gesprochener Sprache ist deutlich kleiner als der zwischen Schrift und Film. Das jahrhundertelange Nebeneinander beider Manifestationen von Sprache hat eine schier unentwirrbare Vielfalt wechselseitiger Imitationen und Simulationen etabliert.“<sup>205</sup> Deshalb schließe ich mich der Meinung Christian Stettens an, den Graphismus nicht einfach unter den Phonismus zu subordinieren und von *Repräsentation* zu sprechen, sondern vielmehr

---

<sup>201</sup> Krämer verwendet sehr schlüssig die Begriffe *Sprache* und *Schrift* für *Mündlichkeit* und *Schriftlichkeit* bzw. *gesprochene* und *geschriebene Sprache*, da sie nicht als zwei Ausprägungen desselben Ursprungs gelten. Da ich mich nur partiell ihren Gedanken anschließe, verbleibe ich bei der traditionellen Terminologie, um Missverständnisse zu vermeiden.

<sup>202</sup> Vgl. Pflug (1994): S. 293. Dieser Wert kann auch noch höher angenommen werden: Ergebnis einer nicht näher spezifizierten amerikanischen Studie ist, „daß im mündlichen Austausch im Alltag durchschnittlich nur 70% der Kommunikation beim verbalen Inhalt zu Buche schlagen, während der Rest ‚zu Lasten‘ der physischen Werte der Kommunikation geht.“ Vgl. Kerckhove (1995): S. 75.

<sup>203</sup> Vgl. Koch/Oesterreicher (1985): S. 24.

<sup>204</sup> Ebd.

<sup>205</sup> Löser (1999): S. 152.

„von ‚Kohabitation‘, von interagierendem Neben- und Miteinanderleben.“<sup>206</sup> Denn „die geschriebenen Repräsentanten können durchaus den gesprochenen parallel gestaltet werden, sie müssen es aber nicht.“<sup>207</sup> Im Sinne einer Kontrastierung ist eine gemeinsame Grammatik grundlegend, deren Regeln und Elemente jedoch aufgrund der unterschiedlichen Bedürfnisse innerhalb der Realisations- und Kommunikationsbedingungen mehr oder weniger normiert oder variiert eingesetzt werden, da man als kommunizierende Person über unterschiedliche Register verfügt, die situationsbedingt variieren *können*. Bestimmte Sprechverwendungen, wie beispielsweise auf lexischer Ebene Schimpfwörter oder Regionalismen, werden also *typischerweise* in bestimmten Situationen und bestimmten Texttypen verwendet, d.h. sie sind an eine mediumspezifische Kommunikationssituation gebunden. Es ist also durchaus möglich, kommunikations- und medienbedingte typische sprachliche Merkmale herauszufiltern, die jedoch nicht zwingend in der einen oder anderen Situation erscheinen müssen, denn die Manifestierung von Sprache in Schrift zieht nicht „automatisch“ ein schriftlich orientiertes Register nach sich. Da es jedoch das Bestreben vieler sprachwissenschaftlicher Arbeiten ist, sprachliche Erscheinungen zu charakterisieren, in Beziehung zu setzen und damit zu kategorisieren, bedarf es einer Schnittmenge. Deshalb sollen in der vorliegenden Arbeit Merkmale bestimmt werden, die sich aufgrund der entsprechenden Häufigkeitsverteilung als *typisch* für die eine oder andere Seite erweisen.

Diese Konzeption legt im Anschluss an die oben aufgeführten Gedanken ein medienbezogenes Sprachverständnis zugrunde, da davon ausgegangen wird, dass die Wahl des Mediums die Sprache beeinflusst. Zudem erscheint es wenig sinnvoll, davon auszugehen, sprachliches Handeln geschehe vollkommen zweckneutral um seiner selbst willen. Zwar ermöglicht der Code des Alphabets als phonetische Schrift die parallele Verwendung von Sprachzeichen aus demselben Repertoire, und die grammatischen Regularitäten gelten prinzipiell in beiden Systemen, so dass eine Vergleichbarkeit möglich wird und von medienübergreifenden Phänomenen gesprochen werden kann. Darüber hinaus jedoch sind insbesondere die konkreten sprachlichen Realisierungen von Bedeutung, die sich wie oben bereits ausgeführt nicht medienindifferent verhalten.

Aus diesen Gründen verbleibt jede Reflexion über Sprache im Grunde im System der Schriftlichkeit, auch wenn mündliche Aspekte analysiert werden wollen, denn dies geschieht wieder unter Zuhilfenahme eines schriftlichen Denotats, da die Flüchtigkeit des gesprochenen Wortes rein technisch eine reflektierende Betrachtung unmöglich macht, so dass sich jede Gesprächsanalyse der Transkription bedienen muss. Audio-visuelle Aufnahmen können eine Fixierung zwar deutlich erleichtern, da sie einen potentiell unendlichen Wiederholungsprozess ermöglichen; das Problem der Notation bleibt jedoch bestehen. Es ist nicht möglich, mit Hilfe von Aufzeichnungen eine Gesprächssituation in all ihrer Komplexität und Polyvalenz authentisch zu rekonstruieren, die zwischengeschalteten Hilfsmittel wirken immer als Filter. So werden letztendlich mit den aufgestellten linguistischen Kategorien, die die mündliche Sprache charakterisieren wollen, unterschiedliche schriftliche Textsorten charakterisiert und damit in konzeptioneller

---

<sup>206</sup> Stetter (1994): S. 368.

<sup>207</sup> Ebd. S. 384.

Hinsicht ein Kontinuum von stärkerer Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit im System der Schriftlichkeit konzeptualisiert. Diese Kategorien können der realen Mündlichkeit nicht vollständig gerecht werden, sind aber dienlich, Unterschiede innerhalb des schriftlichen Kontinuums zu konturieren.

In diesem Sinne wird in der vorliegenden Arbeit verfahren: Die Nachrichtensprache ist schriftlich vorformuliert, wird dann zwar mündlich realisiert, aber diese Augenblicke der Oralisierung sind nicht systematisch zu erfassen. Somit wird doch wieder die schriftliche Version herangezogen, um sprachliche Veränderungen herauszufiltern, obwohl gerade die Nachrichtensprache, die von Mimik und Gestik nicht gestört werden sollte, durch Minimalabweichungen in der Intonation oder durch die Andeutung eines Lächelns eine ironische Note erhalten kann, die rein textuell nicht deutlich würde.<sup>208</sup> Die speziellen mündlichen Kommunikationsbedingungen, der Rezipient in seiner auditiven Wahrnehmung und one-way-Situation, sind für die Gesamtdarstellung der Sprachsituation von äußerster Wichtigkeit, können jedoch in letzter Konsequenz nicht berücksichtigt werden, da es nicht darum geht, Wirkungsforschung beim Nachrichtenkonsum zu betreiben. Wie der Text auf den Rezipienten wirkt, welche Reaktionen er hervorruft, ob er verstanden wird oder nicht, bleibt letztlich unbeantwortet; es ist für die Fragestellung dieser Arbeit irrelevant. Im Sinne von Medium<sup>1</sup> realisiert sich die Nachrichtensprache also phonisch – diese mediale Erscheinungsform kann jedoch aufgrund der materiellen Eigenschaften des mündlichen Lauts nicht in letzter Konsequenz in den eigentlichen Analysevorgang einfließen, dieser bedarf der schriftlichen Fixierung. Da die schriftliche Version der Anmoderationen, die im Vorfeld einer jeden Sendung angefertigt wird, nicht eingesehen oder verwendet werden kann, werden die in der vorliegenden Arbeit zu analysierenden Beispiele transkribiert. Damit existiert zwar keine Gewissheit darüber, ob der transkribierte Text mit dem vorformulierten Exemplar übereinstimmt, aber aufgrund der Moderationspraxis kann eine starke Übereinstimmung zwischen Vorlage und mündlicher Realisierung angenommen werden.<sup>209</sup> Darüber hinaus interessiert rein methodisch gesehen gerade die tatsächliche Realisierung, die dem Zuschauer begegnet, da diese aufgrund der Oralisierung mündliche Elemente wie Versprecher, Hänger etc. beinhalten kann. Somit wird also die Anmoderation zweimal verschriftlicht, einmal als Moderationsvorlage vom Moderator selbst und dann – nach dem Umweg der mündlichen Realisierung, während der die schriftliche Fixierung nicht zu erkennen ist – als Untersuchungsgegenstand vom Codierer.

Neben diesen theoretischen Grundvoraussetzungen soll eine Positionierung der Nachrichtensprache als Form sekundärer Oralität auf dem Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit geleistet werden. Dazu wird der mehrdimensionale Entwurf im Sinne Koch/Oesterreichers aufgegriffen, da die Untergliederung in Medium und Konzeption einerseits dem Kontinuum-Charakter der empirischen Kommunikationsformen und andererseits der dichotomen Ausprägung von Medium<sup>1</sup> gerecht wird. Dabei fließt Medium<sup>2</sup>

---

<sup>208</sup> So wird beispielsweise der ehemaligen *Tagesthemen*-Moderatorin Gabi Bauer die Fähigkeit nachgesagt, durch eine ganz eigene, arhythmische und auf den ersten Blick unmotiviert Intonation ihre Gesprächspartner aus dem Gleichgewicht gebracht zu haben, ohne dabei die „streng gegliederte Nachrichtensyntax“ zu unterlaufen. Vgl. FAZ vom 5.4.01, S. 50.

<sup>209</sup> Vgl. Interview mit Ulrich Wickert. Diese Übereinstimmung ist mir auch aus meiner Tätigkeit beim WDR-Fernsehen bekannt.

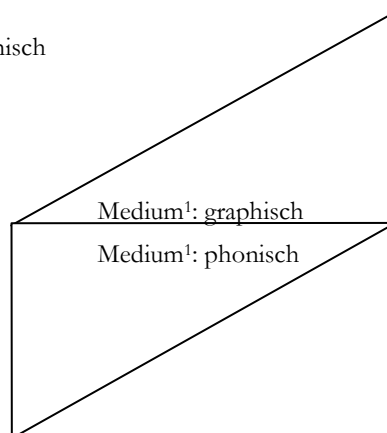
indirekt in Medium<sup>1</sup> ein, d.h. die Zwischenschaltung eines technischen Mediums wird hier erfasst: So ist beispielsweise eine e-mail im Sinne von Medium<sup>1</sup> graphisch realisiert, und zwar mit Hilfe von Medium<sup>2</sup>: dem Computer bzw. Internet. Die Darstellung im Schema bedeutet eine Komplexitätsreduzierung, die jedoch aufgrund der Anschaulichkeit, die im Gegenzug gewonnen wird, in Kauf genommen wird, da die schriftlichen Ausführungen der Komplexität gerecht werden und somit das Schema als eine Art Zusammenfassung dient. Da in der vorliegenden Untersuchung die konkrete Gestaltung der sprachlichen Oberfläche Gegenstand der Untersuchung ist, sollen die entsprechenden Kategorien in das Schema einfließen, d.h. es geht weniger um die Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien im Sinne Koch/Oesterreichers, sondern um die syntaktischen und lexischen Besonderheiten der jeweiligen Ausprägung. Da die Entwicklung des Kategorienschemas, das der Analyse zugrunde liegt, erst im dritten Kapitel dieser Arbeit entwickelt wird, soll im Folgenden ein vorläufiges Schema ausgearbeitet werden, in das sowohl die Realisations- und Kommunikationsbedingungen als auch die syntaktischen und lexischen Besonderheiten einfließen.

*Realisations- und Kommunikationsbedingungen:*

- dialogisch
- face-to-face-Kommunikation
- frei formuliert, spontan
- schneller
- Produktion und Rezeption simultan
- individuell, interaktiv, kopräsenste Interaktion
- freie Themenentwicklung
- außersprachliche Unterstützung: Prosodie, Mimik, Gestik
- flüchtig
- variabel
- Körper ausreichend
- lokal: Reichweite der Stimme
- ungeformt: Genese der Produktion hinterlässt Spuren der Gedankenbildung
- Textaufbau mitbestimbar, Prozess provisorisch, dynamisch
- Kontexteinbindung möglich
- konkreter

- monologisch
- one-way-Kommunikation
- reflektiert, kontrolliert
- langsamer
- Produktion und Rezeption verzögert
- anonym, Text muss für viele verstehbar sein
- Themenfixierung
- sprachgebunden
- fixiert, potentiell wiederholbar
- verbindlicher, stärker kodifiziert
- Werkzeuge nötig
- global, hoher Verbreitungsgrad
- geformt
- Korrekturen, Text geglättet, Ergebnis: definitiv, statisch
- größerer Zwang zu Explizitheit
- abstrakter

**Konzeption:  
mündlich**



**Konzeption:  
schriftlich**

*Syntaktische und lexische Besonderheiten:*

- Parataxe
- Ellipse
- Ausklammerung
- direkte Rede
- Anakoluthe
- fuzziness
- Strukturwörter
- Selbstkorrekturen
- Deiktika
- Redundanz

- Hypotaxe
- vollständige Sätze
- überdehnte Satzklammern
- indirekte Rede
- chronologische Sinnstruktur
- präzise Wortwahl
- quasi Nulläquivalenz
- Korrekturen in der Vorarbeit
- quasi Nulläquivalenz
- Varianz

Abb. 12: Medium und Konzeption #2

In Abbildung 12 wird also in Anlehnung an Koch/Oesterreicher und den bisher erarbeiteten kommunikativen und sprachlichen Bedingungen die Möglichkeit geschaffen, unterschiedliche Sprachphänomene zu erfassen und zu positionieren, wobei insbesondere der Aspekt der sekundären Oralität deutlich wird. An diesem Punkt wird darauf verzichtet, mit Hilfe von Beispielen konkrete Positionierungspunkte auf dem Kontinuum anzugeben, da sie – wie im Falle von Koch/Oesterreicher – trotz des exemplarischen Charakters als konkrete Orientierungshilfen angenommen werden. Der exemplarische Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Arbeit ist das Fernsehen, konkret die Fernsehnachrichten, da

hier das Phänomen der sekundären Oralität am deutlichsten wird: Eine schriftbasierte Nachricht wird mündlich vorgetragen. Damit konzentriert sich die empirische Analyse auf ein spezielles Medium: das Fernsehen. Um jedoch zusätzlich eine intermediale Perspektive zu erhalten, werden im folgenden Kapitel 1.3 die unterschiedlichen Funktions- und Nutzungsweisen und die damit verbundenen Kommunikationsmöglichkeiten des Computers vorgestellt und abschließend mit Hilfe des Schemas in Abbildung 12 positioniert – auch wenn hier keine umfassende empirische Analyse durchgeführt werden kann, um die unterschiedlichen Sprachpunkte zu datieren. Im Gegensatz zum Fernsehen wird hier eine Variante sekundärer Oralität illustriert: Schriftliches Material enthält Kommunikationsbedingungen und Sprachelemente, die für den mündlichen Sprachgebrauch typisch sind. Im Anschluss daran wird in diesem Sinne das Handy näher beleuchtet, das wohl am offensichtlichsten die Hybridität von Mündlichkeit und Schriftlichkeit verdeutlicht, da hier beide Funktionsweisen in einem einzigen Medium vereint sind: Man kann sowohl mündlich als auch schriftlich kommunizieren, indem man wahlweise telefoniert oder eine schriftliche Kurzmitteilung verfasst. Es geht also konkret um die sprachlichen Konsequenzen einer sich im technischen Sinne medial verändernden Gesellschaft. Hierbei interessieren insbesondere die Umwandlungen in einer Kommunikationssituation, die mit Hilfe technischer Unterstützung funktioniert, im Vergleich zu einem in diesem Sinne unverstellten Informationsaustausch. Dabei bilden die besprochenen Realisations- und Kommunikationsbedingungen und ihre Auswirkungen auf die syntaktische und lexische die Positionierungslinien.

### 1.3 Medien und Textsorten der sekundären Oralität

In der Geschichte der Kommunikationsmedien bildet der Computer den derzeitigen Höhepunkt der technischen Möglichkeiten. „Der Computer ist eine Funktionseinheit zur automatischen Verarbeitung von Zeichen unter Anwendung von logischen, mathematischen, zeichensetzenden, speichernden und übertragenden Operationen – kurz: eine programmgesteuerte, elektronische Rechenanlage.“<sup>210</sup> Er erscheint als eine Art *semiotische Universalmaschine*, in ihm vereinen sich alle technisch vermittelten Kommunikationsmedien wie Schreibmaschine, CD-Player, Radio, Fernsehen, Fax, e-mail etc., er hat „von allen etablierten Medien etwas“, ist aber „doch zugleich etwas anderes, jedenfalls mehr als nur die Summe der traditionellen Medien oder ein neuer Verbreitungskanal für bekannte Angebote.“<sup>211</sup> Die charakteristischen Eigenschaften des Computers sind – im Zuge der raschen technischen Entwicklung eine sich stetig steigende – Schnelligkeit beim Erfassen, Verarbeiten und Übermitteln von Daten, seine Speicherfähigkeit und eine universelle Anwendbarkeit.<sup>212</sup> Informationen können problemlos als Bild- oder Sounddatei geladen werden, d.h. als visuelle oder akustische Version: „Graphik, Sound oder Schrift sind nur noch optionale, virtuelle Manifestationen binär aufbereiteter Datenmengen, die nach Gutdünken für immer neue Präsentationsformen umgerechnet werden können.“<sup>213</sup>

Dieses umfassende technische Potential hält also zahlreiche Möglichkeiten der Informationsverarbeitung und -weiterleitung bereit, die allerdings in unterschiedlichem Maße zum Einsatz kommen. Neben der neuen Hypertextform, die eine ganz eigene Art der Interaktion ermöglicht, stehen im Folgenden die gegenwärtig populärsten Verständigungsdienste des Internets im Mittelpunkt: die Kommunikation via e-mail, chat und newsgroup. Diese drei Formen haben eins gemeinsam: Sie funktionieren in der Regel schriftlich. Ein großer Unterschied resultiert aus der kommunikationstechnisch bedingten Dialogstruktur: Während im chat eine unmittelbare Antwort möglich ist, erfolgt die Reaktion in e-mails und newsgroups zeitverzögert. Inwieweit sich dies auf die Sprache auswirkt, zeigen die folgenden Ausführungen.

Doch zunächst soll noch eine andere, „netzfreie“ und damit nicht-dialogische Gebrauchsmöglichkeit des Computers vorgestellt und diskutiert werden: Es ist zu fragen, ob bereits durch die Nutzung des Computers als reiner Textverarbeitungshilfe eine neue Kommunikationssituation entsteht, die wie auch immer gesellschaftliche Auswirkungen haben wird, oder ob hier „lediglich alter Wein in neuen Schläuchen verkauft wird.“<sup>214</sup>

---

<sup>210</sup> Dastyari (1998): S. 151.

<sup>211</sup> Bucher (1999): S. 9. Vgl. auch Schmitz (1997): S. 132.

<sup>212</sup> Dastyari (1998): S. 153.

<sup>213</sup> Löser (1999): S. 228.

<sup>214</sup> Bickel (1998): S. 211.



## *Textverarbeitung*

Noch vor wenigen Jahren, als sich das Internet noch nicht als alltägliches Geschäft etabliert hatte, diente der Computer häufig als technisch perfektionierte Schreibmaschine: 1997 bestand die private Nutzung des PCs zu 89% aus Textverarbeitung und nur zu 15% in der Nutzung von Online-Diensten.<sup>215</sup> Auf dieser Basis sind laut Jakobs keine großen kommunikativen Veränderungen anzunehmen, denn es scheint, als werde Bestehendes simuliert und perfektioniert.<sup>216</sup> Diese Perfektionierung hat jedoch zu einer gewissen Eigenständigkeit geführt, denn der Computer unterscheidet sich ganz grundlegend von allen herkömmlichen Trägermedien für Texte, da dieser es auf eine bislang nicht da gewesene, sehr einfache Weise ermöglicht, Texte zu löschen. Bislang hatte Geschriebenes – auf welchem Untergrund auch immer – etwas Endgültiges, schwer Revidierbares, während der Computer bis zum Ausdruck den Text immateriell lässt, fast als agiere er „als Annex des Geistes“<sup>217</sup>, der wie bei Formulierungsversuchen in Gedanken die schnelle Möglichkeit der Umformulierung und Korrektur bietet. Damit scheint sehr wohl ein neues kommunikatives Stadium erreicht zu sein, laut Holly verursahe schon die reine Textverarbeitung eine „Dynamisierung“ und „Entlinearisierung“ der Texte, denn der Computer bietet „vielfältige Überarbeitungs- und Gestaltungsmöglichkeiten, [...] des Änderns, Darüberschreibens, Einfügens, Hervorhebens, Anordnens, Umstrukturieren im Raum“, Texte müssen nicht mehr „mühsam und aufwendig entlang der Linie hergestellt werden“.<sup>218</sup> Die lästigen Schwierigkeiten einer Schreibmaschine, die aus diesem Grunde in der Regel lediglich zum Abtippen bereits ausformulierter Texte diente, sind im Computer überwunden: Er springt bei Zeilenende automatisch in die nächste, Korrekturen sind im Vergleich zum Tipp-Ex unsichtbar, ja Korrekturvorschläge werden automatisch erstellt. „Kurz, die Maschine erspart es einem, sich um das Mechanische des Schreibens zu kümmern. Der Weg vom Kopf in die Schriftform wird kürzer, direkter.“<sup>219</sup>

Inwieweit dieser Zusammenhang die konkrete Textproduktion beeinflusst, lässt sich empirisch schwer herleiten; es wird jedoch eine direkte Korrelation angenommen: „Es ist dabei nicht auszuschließen, daß auch die sprachlichen Aspekte des Schreibprozesses in diesen unterschiedlichen Formen [Handschriften, Tippen] anders ausfallen (z.B. aufgrund unterschiedlicher Geschwindigkeiten) [...]“<sup>220</sup> Ergebnis einer umfangreichen Befragung ist, dass am Computer geschriebene Texte aufgrund der leichteren Korrekturmöglichkeiten länger und inkohärenter seien.<sup>221</sup> Im Produktionsprozess zeige sich folgende Tendenz: „Papier eignet sich besser zum Konzipieren, da es flexibler als ein Computer ist. Die Stärken des Computers liegen in der Flexibilität bei der Formulierung und der

---

<sup>215</sup> Vgl. Dastyari (1998): S. 171.

<sup>216</sup> Jakobs (1998): S. 188.

<sup>217</sup> Zimmer (1997a): S. 20f.

<sup>218</sup> Holly (1997): S. 73.

<sup>219</sup> Vgl. Zimmer (1997a): S. 51. Zimmer sieht darin allerdings im Weiteren die Gefahr, einer „endlosen Orgie von Revisionen“ zu verfallen, die den Text u.U. nicht entscheidend verbessern. Vgl. S. 53. Vgl. auch Holly (1997): S. 73.

<sup>220</sup> Günther (1996): S. 910.

<sup>221</sup> Vgl. Jakobs/Knorr (1995): S. 97. Vgl. auch Riehm u.a. (1992): S. 47.

Überarbeitung.<sup>222</sup> Denn das Endprodukt kann druckfertig und verlagsgetreu formatiert werden, ohne das Haus verlassen zu haben – was jedoch eine Perfektion vortäuschen kann, die sich inhaltlich nicht unbedingt widerspiegeln muss.<sup>223</sup>

In diesem Rahmen wird der Computer lediglich in seiner Funktion als elektronisches Speichermedium genutzt, was dem eigentlichen Potential jedoch nicht gerecht wird, denn in der Rolle als Übertragungsmedium erlaubt der Computer die Möglichkeit, einen Text nicht nur elektronisch zu produzieren, sondern auf diese Weise auch zu transportieren und zu rezipieren.

### *Internet*

Laut Statistischem Bundesamt nutzen heute rund die Hälfte der Deutschen das Internet, bis zum Jahr 2005 sollen es 70 Prozent sein.<sup>224</sup> Denn „glaubt man der 30-Jahr-Regel, die in der Mediengeschichte mehrfach für die Etablierung eines neuen Mediums verifiziert wurde, so werden auch Online-Angebote noch ihre Entwicklungszeit brauchen.“<sup>225</sup> Der Austausch von Informationen via Internet stellt eine veränderte Kommunikationssituation dar und lässt sich nicht exakt mit den Funktionsweisen der bekannten klassischen Medien – wie face-to-face-Kommunikation, Schrift, Telefon, Hörfunk, Fernsehen – vergleichen: Im Gegensatz zu einer face-to-face-Kommunikation ist das Internet nicht an Raum und Zeit gebunden, das Telefon ermöglicht eine direkte, auditive und zeitgleiche Gesprächsstruktur, wohingegen Schrift, Hörfunk und Fernsehen eine monologische Situation schaffen. Dagegen erlaubt das Internet die Möglichkeit einer „gleichzeitigen Übermittlung von Text, Bild und Ton in dialogischer Form“.<sup>226</sup> Bislang konnten Texte, Bilder und Töne ausschließlich gespeichert, übertragen und verarbeitet werden; nun kann mit diesen Daten interagiert werden. Die medialen Spezifika des Internets liegen also in der *Multimedialität* – es umfasst schriftliche, auditive, visuelle und (foto-)grafische Dokumente –, in der *Interaktivität* – wie bei der e-mail- und chat-Kommunikation –, in der *Virtualität* – Raum-Zeit-Begrenzungen werden aufgehoben – und in der *Nicht-Linearität* – der Nutzer kann die Rezeptionsabfolge selbst bestimmen.<sup>227</sup>

Neben der technisch vermittelten Interaktion zwischen Menschen im Netz, die in einem virtuellen Raum miteinander kommunizieren, wird auch die Möglichkeit, Hypertexte ganz individuell zusammenzustellen und zu lesen, als *interaktiv* bezeichnet.<sup>228</sup> Die klassische Rollensymmetrie von Sender und Empfänger ist aufgelöst, die Nutzer sind gleichzeitig Produzent *und* Rezipient, „weil die Navigation durch Hypertextdokumente den Nutzer zum Produzenten seines eigenen Medienangebotes werden lässt.“<sup>229</sup> Zuletzt stellt auch die

---

<sup>222</sup> Jakobs/Knorr (1995): S. 92.

<sup>223</sup> Ebd. S. 30.

<sup>224</sup> Vgl. [www.destatis.de](http://www.destatis.de).

<sup>225</sup> Bucher (1999): S. 30.

<sup>226</sup> Bickel (1998): S. 215.

<sup>227</sup> Vgl. Bucher (1999): S. 9f.

<sup>228</sup> Vgl. Holly/Habscheid (2000): S. 132.

<sup>229</sup> Winter (1998): S. 274f.

Mensch-Maschine-Kommunikation eine interaktive Handlung dar: „Das Medium Computer wandelt sich vom Ort der bloßen Auslagerung und Ausweitung menschlicher Datenverarbeitungskapazität zum Partner bei Lernprozessen, Spiel und Freizeit. Der Mensch wird zum Adressaten der Programmierung.“<sup>230</sup> Nicht selten wird bei der Nutzung der Computer personalisiert und wie ein Mensch behandelt: Da die Bedienung in gängigen Textverarbeitungsprogrammen häufig Sprachelemente natürlicher Dialogsequenzen enthält – die so genannten *Befehle*, die man geben kann, wie *speichern*, *markieren*, *gebe zu* etc. –, wird bei Fehlleistungen seitens des Computers dieser direkt angesprochen: „Warum speicherst du nicht?“ oder „Da sagt der zu mir: Datei wurde nicht gespeichert!“<sup>231</sup> Kommunikation wird hier also – allerdings begrenzt – reziprok gestaltet.

Ein direkter Vergleich dieser technisierten Interaktion mit einer face-to-face-Kommunikation zeigt jedoch deutliche Unterschiede:<sup>232</sup>

Medienmerkmale	face-to-face	Computer
Status	online	offline
Gruppengröße	2–10 (strukturiert > 100)	3 bis mehrere tausend
überbrückt zeitliche und räumliche Barrieren	nein	ja
Abfolge der einzelnen Akte	synchron	asynchron
Übertragungskanäle	alle (visuell, auditiv, thermal, olfaktorisch etc.)	digital vermittelt, übertragen wird geschriebenes Wort
Übertragungsdauer	nicht wahrnehmbar	Sekunden bis mehrere Minuten
Interaktionsgeschwindigkeit (limit)	Sprechgeschwindigkeit	Schreibgeschwindigkeit
Speicher	Gedächtnis	automatische unbegrenzte Speicherung

Abb. 13: Vergleich technisierte vs. face-to-face Interaktion nach Wintermantel/Becker-Beck (2000)

Die Unterschiede verdeutlichen, dass die Kommunikation via Computer bezüglich des Inhaltes und Ablaufes im Vergleich zur direkten Kommunikation schwieriger zu koordinieren ist, da ein schriftlicher Beitrag arbeitsaufwendiger ist als ein mündlicher. Darüber hinaus kann eine räumlich-zeitliche Kopräsenz der Beteiligten leichter einen

<sup>230</sup> Löser (1999): S. 218.

<sup>231</sup> Vgl. Holly/Habscheid (2000): S. 132ff.

<sup>232</sup> Vgl. Wintermantel/Becker-Beck (2000): S. 181.

„common ground“ etablieren. Insbesondere der Wegfall nonverbaler Hörsignale wie Kopfnicken oder Stirnrunzeln als Verständnissicherung erfordert eine literale Kompensation. Vor diesem Hintergrund kommt eine sozialpsychologische Studie, die in einer vergleichenden Analyse das unterschiedliche Kommunikationsverhalten von Gruppen, die face-to-face und von Gruppen, die via Computerkonferenz interagieren, gegenüberstellt, u.a. zu dem Ergebnis, dass die Computer-Botschaften länger formuliert sind, um Missverständnisse zu vermeiden.<sup>233</sup> Trotz des vorläufigen Charakters dieses Befundes aufgrund einer zu geringen Datenbasis zeigt sich eine Korrelation zwischen Medium und Interaktionsverhalten, d.h. dass die unterschiedlichen Kommunikationsbedingungen das Gesprächsverhalten und damit die Form der Darstellung beeinflussen. Wie sich beispielsweise die genannten Koordinations- und Formulierungsschwierigkeiten konkret auf den Sprachgebrauch auswirken können, wird im Folgenden genauer dargelegt.

Doch zunächst sollen unabhängig von diesen speziellen Kommunikationsbedingungen allgemeine computerspezifische Sprachmerkmale kurz umrissen werden: Im lexikalischen Bereich interessieren insbesondere die Neologismen, die die neuen Geräte und Vorgänge bezeichnen. Es handelt sich hierbei seltener um Wörter deutscher Herkunft, wie z.B. *Festplatte*, sondern häufiger um Lehnübersetzungen aus dem Englischen (*mouse* = *Maus*).<sup>234</sup> Hierbei fällt allgemein eine Tendenz zur Metaphorisierung auf: *Fenster*, *Menü*, *Maus*.<sup>235</sup> Die unterschiedlichen Fenster im Computer können genauso wie ein Wohnungsfenster geöffnet und geschlossen werden, das Menü eines Computers bietet zwar keine Speisenabfolge, aber eine Programmauswahl an, und die Maus erinnert aufgrund des angehängten Kabels, das wie ein Tierschwanz wirkt, in abstrakter Form an das kleine Nagetier – allerdings ist dieses Bild im Zeitalter einer „cordless“-Maus längst überholt. Andere computertechnische Begriffe wie *Programm* oder *speichern*, die aus dem gemeinsprachlichen Wortschatz rekrutieren, fließen wiederum als Metaphern in die Gemeinsprache ein, wie z.B. *hab ich gespeichert* im Sinne von *hab ich mir gemerkt* oder *das hab ich nicht auf dem Schirm* im Sinne von *daran habe ich nicht gedacht*.<sup>236</sup> Eine Vielzahl der englischsprachigen Ausdrücke werden jedoch als Anglizismen übernommen, wie z.B. *e-mail*, *chat*. Diese werden dann ganz ungezwungen in die Alltagssprache integriert und flektiert: *ich habe gemailt*, *gechattet* etc.<sup>237</sup> Ein anderer großer Bereich umfasst die Wortbildung, hierbei insbesondere Abkürzungen und Initialwörter (*CD-ROM*, *ISDN*).

Das Internet wird häufig topologisch gedeutet: Die metaphorischen Ausdrücke *Datenhighway* oder zu Deutsch *Datenautobahn* seien hier genannt, die die abstrakte Vorstellung eines weltumspannenden Kabelnetzes, das in sekundenschnelle Informationen von A nach B transportiert, in einem konkreten Bild fassen.<sup>238</sup> So setzen auch filmische Darstellungen die Funktionsweise des Internets gerne mit Hilfe dieser Vorstellung um und lassen die Kamera durch computeranimierte, straßenähnliche Röhrengebilde rasen. Die Netze oder besser *das Netz* verbindet die einzelnen, in der Welt verstreuten Punkte zu

---

<sup>233</sup> Ebd. S. 190.

<sup>234</sup> Vgl. Schmitz (1995): S. 24.

<sup>235</sup> Vgl. Weingarten (1988): S. 72.

<sup>236</sup> Vgl. Kallmeyer (2000): S. 294.

<sup>237</sup> Weingarten (1997a): S. 7.

<sup>238</sup> Vgl. Reichertz (1998): S. 175.

einem gemeinsamen Ort, der mit den Metaphern *globales Dorf*, *digitale Stadt* oder *Cyber-Space* umschrieben wird. Die Bezeichnung der Fortbewegungsart fällt allerdings aus diesem speziellen Raum/Ort-Rahmen heraus, der sich stärker auf den Bereich menschliche Siedlung bezieht, und wechselt in den Meeresraum: *Surfen* und *Navigieren* lauten die Formen der Fortbewegung im Netz. Hier steht die Vorstellung im Hintergrund, dass diese Fortbewegung keine entspannte und bequeme Fahrt im Auto ist, sondern vielmehr ein riskanter und abenteuerlicher Sport, der Ausdauer und Geschicklichkeit erfordert.<sup>239</sup> So kann der Rechner auch *abstürzen*, wenn die Fahrt allzu riskant war.

### *Hypertext*

Betrachtet man die einzelnen Webseiten, so fällt zunächst formal auf, dass die Informationen nicht nur verbal-textuell, sondern auch graphisch oder audio-visuell dargestellt werden können. Hier liegt der erste große Unterschied zur traditionellen Textgestaltung. Die Bildschirmseite bildet den Rahmen, die Begrenzung eines Textes und wird häufig nicht überschritten. Falls dies doch nötig wird, gibt es zunächst die Möglichkeit, mit Hilfe des Cursors den Text „herunterzurollen“ – vergleichbar mit der antiken Papyrusrolle –, um so die Zweidimensionalität der Schriftfläche ohne Umbruch zu erhalten.<sup>240</sup> Wird doch ein Umbruch gewählt, so findet der Rezipient häufig Pfeile, die nach rechts oder links zeigen, um so vor- oder zurückzublättern. In der Regel läuft dabei der Text jedoch nicht einfach fort, wie in einem Buch Sätze über Seitenumbrüche hinweg weitergehen, sondern der Text wird segmentiert, es wird sprachlich ein Abschnitt geschaffen. Bis zu diesem Punkt bietet der Computer zwar einen anderen, elektronischen medialen Rahmen, formal und inhaltlich jedoch präsentiert sich der Text nicht anders als auf gängigen Druckmöglichkeiten. Dies wandelt sich in dem Moment, wenn computer-eigene gestalterische Mittel eingesetzt werden: Diese bieten die Möglichkeit, durch *links*, also Verweissysteme, den Text zu erweitern und dann fortzusetzen. Damit ergeben sich im Vergleich zu den traditionellen neue Darstellungsformen, der Text wird nicht linear fortgesetzt: *Hypertexte* entstehen.

Hypertexte brechen mit der klassischen Vorstellung von Ganzheit bezüglich schriftlicher Texte, und das traditionelle Leseverhalten, das nacheinander den Buchseiten folgt, wird außer Kraft gesetzt.<sup>241</sup> Beginn und Ende sind nicht durch den Buchdeckel festgelegt, sondern liegen in der Entscheidung des Rezipienten: Die „Emanzipation des Lesers“<sup>242</sup>

---

<sup>239</sup> Ebd. S. 179. Reichertz nimmt an, dass sich diese Surf-Metapher nicht durchsetzen werde, da die geringe Netz-Geschwindigkeit einer älteren und noch weniger netz erfahrenen Computergeneration eher zum ‚Stöbern‘ denn zum rasanten Surfen einläde. Diese Vermutung hat sich aufgrund der enormen technischen Entwicklung der letzten Jahre nicht bewahrheitet.

<sup>240</sup> Weingarten (1997b): S. 223.

<sup>241</sup> Dieses Verfahren erinnert an das Verweissystem in Nachschlagewerken. Allerdings stellt sich die nicht-lineare Organisationsform in Hypertexten radikaler dar, da ein Hypertext nicht ohne Wertverlust in gedruckter Version erscheinen könnte.

<sup>242</sup> Lutz (1995): S. 162. Rolf Todesco geht noch weiter, wenn er in Anlehnung an Heinz von Foersterns ethischen Imperativ: „Du sollst die Anzahl der Möglichkeiten des anderen vergrößern!“ den Hypertext als ein „demokratisches Medium“ bezeichnet, „das den Lesern Selbstverantwortung zumutet und zutraut.“ Todesco (1995): S. 174.

wird möglich. Denn im Hypertext konstituiert sich der Leser seinen je eigenen Lesestoff, wie beim „Zappen“ durch die einzelnen Fernsehprogramme werden heterogene Filmstücke zu einem unwiederholbaren Text zusammengesetzt. „So verändert sich die Textlektüre: weniger Entzifferung von ‚ganzen Texten‘, mehr Zusammenstückelung von Fragmenten, mehr Dezentration statt Konzentration.“<sup>243</sup> Dabei bleibt die Materialität des Gesamttexes in der Regel verborgen, wodurch Orientierungsprobleme entstehen können, da häufig nicht ganz durchsichtig ist, an welcher Stelle des Hypertextes sich der Rezipient gerade befindet. Ein weiteres erschwerendes Moment ist die Heterogenität der Gestaltungsmuster, denn bislang hat sich noch kein einheitliches Design der sites durchsetzen können, so dass sich keine Orientierungsstrategien etablieren können. Da es zudem meist unterschiedliche Wege zu den einzelnen Texten gibt, kann der Wissensstand der einzelnen Nutzer aufgrund anderer Voraussetzungen variieren, so dass es zu Verstehensproblemen kommen kann.<sup>244</sup> Aus diesem Grunde werden unterschiedliche Navigationshilfen angeboten, wie Indizes, Inhaltstabellen und Sitemaps, die wie eine Landkarte oder ein Stadtplan den jeweiligen Standort und einen Überblick über das restliche Angebot bieten, wodurch die Kontexte transparenter und die Planung der nächsten Schritte erleichtert werden: „Eine gute Wahl kann nur treffen, wer die vorhandenen Optionen richtig erkennt und die Konsequenzen seiner Entscheidungen antizipieren kann.“<sup>245</sup>

Angelika Storrer findet folgende Begriffe, um die Merkmale des Hypertextes zusammenfassend darzustellen:<sup>246</sup> Danach ist ein Hypertext

- ein *Mehr-als-Text*, da er durch die Links stets Verbindungen zu anderen Texten herstellt, also quasi permanent intertextuell arbeitet
- ein *Noch-nicht-Text*, da er nicht auf einen Abschluss hin ausgelegt ist, sondern vielmehr einen „intelligenten Zettelkasten“ darstellt, der stets auf den neuesten Stand gebracht werden kann
- ein *Text-in-Bewegung*, da er im Vergleich zur materiellen Existenz eines Buches flüchtig, aber auch flexibler erscheint, er kann jederzeit verändert oder gelöscht werden
- ein *interaktiver Text*, da der Leser selbst den Weg seiner Lektüre festlegt.

Insbesondere im wissenschaftlichen Forschungsbereich werden diese Vorteile gegenüber der traditionellen Buchform gerne genutzt, da sie die Verbindung einer offenen und geschlossenen Form leisten: Abgeschlossene Beiträge lassen sich jederzeit mit Rezensionen und anderen Kommentaren verbinden, die bislang nur sehr zeitverzögert greifbar waren. Außerdem ist gerade in naturwissenschaftlichen und technischen Domänen die unkomplizierte Aktualisierung von großem Nutzen.<sup>247</sup> Aber auch im geisteswissenschaftlichen Bereich werden diese Eigenschaften des Hypertextes, die Unabgeschlossenheit und die damit verbundene potentielle Aktualität, geschätzt und genutzt: So ist für Lexikographen diese Textform besonders interessant, da gerade Wörterbücher ständig auf den neuesten

---

<sup>243</sup> Schmitz (1996): S. 11.

<sup>244</sup> Vgl. Bucher (1999): S. 14 f.

<sup>245</sup> Storrer (1999): S. 59.

<sup>246</sup> Vgl. Storrer (2000): S. 231–235.

<sup>247</sup> Ebd. S. 238.

Stand gebracht werden müssen.<sup>248</sup> So können digitale Enzyklopädien jährlich als Neufassung erscheinen, ja durch Anbindung an das Internet können sie sogar tagesaktuell sein, denn „in einem Hypertext-Lexikon müssen die einzelnen Einträge nicht nach einer sichtbaren Ordnung sortiert sein; sie sind unterhalb der Sichtbarkeitsgrenze des Benutzers indexiert.“<sup>249</sup>

Trotz dieser Spezifika wird deutlich, dass es sich bei einem Hypertext immer noch um einen *Text* handelt, d.h. ein elektronischer Text unterscheidet sich nicht grundsätzlich von einem traditionellen, vielmehr sind sie miteinander verwoben. Dennoch ergibt sich beispielsweise aus der Unabgeschlossenheit eines Hypertextes ein anderes Rezeptionsverhalten, denn um „auf dem neuesten Stand“ zu sein werden die elektronischen Texte im Vergleich zur klassischen Lektüre stärker frequentiert. Aber auch die Textproduktion muss den speziellen medialen Bedingungen Genüge leisten, sei es, dass ein Text vollkommen neu entsteht oder ein vorhandener Printtext in einen computerverwalteten Text überführt wird, denn Ziel ist auch hier Handhabbarkeit und Verständlichkeit für den Rezipienten. Das Vermögen, unter diesen neuen technischen Umständen Texte zu produzieren, wird als *electronic literacy* bezeichnet.<sup>250</sup>

Die einfachste Art, eine Umwandlung von traditionellen Printtexten in Hypertexte vorzunehmen, ist die sog. *einfache Konversion*, die quasi eine 1:1-Übertragung bedeutet, wobei lediglich einzelne Teile des Textes markiert und als Verknüpfung miteinander verbunden werden.<sup>251</sup> Ist der Text länger und komplexer, so kann er in Einzelfällen nach rein formalen Texteigenschaften, wie Absätze oder Überschriften, gegliedert werden.<sup>252</sup> Hier treten die ersten Schwierigkeiten auf, denn die einzelnen Teile sollten formal und inhaltlich geschlossen und autonom sein, was bei linear gestalteten Texten nicht immer der Fall ist, da beispielsweise anaphorische Pronomen direkt an den Vortext anschließen. Deshalb müssen die zu bearbeitenden Texte genau geprüft und ggf. ergänzt oder die vorhandenen Informationen neu angeordnet werden, um sie für das Internet kompatibel zu machen. Zusätzlich gibt es immer die Möglichkeit, Texte mit anderen Hypertextdokumenten zu verknüpfen; auf diese Weise entsteht eine *intertextuelle Konversion*.<sup>253</sup> Bucher unterscheidet vier Modularisierungsverfahren, wonach Segmentierungen vorgenommen werden können:<sup>254</sup>

---

<sup>248</sup> Die größte Wortschatzsammlung im deutschsprachigen Raum befindet sich mit rund drei Millionen Wörtern, sechs Millionen gebeugten Formen und 15 Millionen Beispielsätzen ausschließlich im Internet: [www.wortschatz.uni-leipzig.de](http://www.wortschatz.uni-leipzig.de). Ein ähnliches Projekt ist die Erstellung einer Universal-Enzyklopädie namens *Nupedia*, die nach dem „Open-Source-Prinzip“ von einer freien Autorengruppe aufgebaut werden soll. [www.nupedia.com](http://www.nupedia.com)

<sup>249</sup> Todesco (1995): S. 167.

<sup>250</sup> Vgl. z.B. Jakobs (1998): S. 187.

<sup>251</sup> Vgl. Kuhlen (1991): S. 163.

<sup>252</sup> Bucher sieht hier mediengeschichtlich schon gewisse „Delinearisierungstendenzen“, wenn moderne Zeitungen im Vergleich zum ausgehenden 19. Jahrhundert, als Zeitungen buchähnlich aus Fließtexten bestanden, ihre Texte durch Überschriften, Fotos, Grafiken etc. gliedern und modulare Formen der Berichterstattung zunehmen. Hierin zeigen sich bereits „hypertextuelle Strukturen“. Vgl. Bucher (1999): S. 10f.

<sup>253</sup> Ebd.

<sup>254</sup> Bucher (1998): S. 86f. Bucher stellt bei seinem Vergleich von gedruckten und elektronischen Zeitungen fest, dass sich die Online-Zeitungen weitgehend an den Präsentations- und Textformen ihres traditionellen Pendant orientieren und gut durchdachte Hypertexte noch in den Kinderschuhen stecken, worin ein Grund

- die thematisch-inhaltliche Segmentierung: Die am häufigsten praktizierte Form, bei der ein Text in Informationseinheiten zergliedert wird.
- die funktionale Segmentierung: Ein Text wird nach seinen unterschiedlichen Darstellungsformen segmentiert; so kann ein Zeitungsbericht über einen Unfall beispielsweise in einen Augenzeugenbericht, eine Grafik über den Unfallhergang und eine Chronik über frühere Unfälle an dieser Stelle unterteilt werden.
- die perspektivische Segmentierung: Ein Thema wird aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet.
- die prinzipiengeleitete Segmentierung: Bestimmte Elemente, wie Tabellen oder Grafiken oder andere Zusatzinformationen, werden dem Text entnommen und separat aufgeführt.

Diese Gliederungsprinzipien garantieren jedoch keine sinnvolle Strukturierung des Textes, im Gegenteil: Kritiker weisen dieser Art der Textproduktion Collagecharakter zu, da „Hypertexte den Blick in neuer Weise auf paratextuelles Material und auf den intertextuellen und intermedialen Raum lenken“<sup>255</sup> und deshalb fragmentarisch und zerstückelt erscheinen. Karin Wenz sieht eine deutliche Trennung zwischen der „äußeren“ und der „logischen“ Struktur eines Hypertextes, obwohl gerade diese Verbindung den Aufbau, die Motivation eines Hypertextes darstellen soll, wie sie im Vorfeld auch betont, wenn sie in den Hypermedien eine „hybride Kultur“ sieht, die sich in einer Konvergenz von Form und Inhalt, Genre und Modus niederschlägt.<sup>256</sup> Denn der im Zusammenhang mit dem Hypertext aufkommende Begriff des *Textdesigns* soll gerade „die Lücke zwischen Layout und Text, zwischen Seitengestaltung und Beitragsgestaltung, zwischen Inhalt und Form schließen. Textdesign ist eine Verbindung von Optik und Stilistik.“<sup>257</sup> Vor diesem Hintergrund scheint auch die Zuschreibung Landows eines *Palimpsestcharakters* des Hypertextes nur partiell überzeugend, da die Texte selten gelöscht und durch einen anderen ersetzt, sondern häufig neu angeordnet und ergänzt werden.<sup>258</sup>

Die sprachlichen Auswirkungen dieser Segmentierungsmodelle sind bislang nur am Rande untersucht worden. Rüdiger Weingarten geht in seiner Untersuchung von Hypertexten von der Annahme aus, dass ein direkter Zusammenhang zwischen der räumlichen Anordnung des Textes und den sprachlichen Strukturen besteht.<sup>259</sup> Er stellt die These auf, dass die verbalsprachlich-kohäsiven Mittel und damit die sprachliche Integration der Texte abnehme, da gerade bei Hypertexten die Beziehung zwischen den segmentierten Textabschnitten selten markiert und in einem räumlichen *Cluster* zusammengeführt sei, also nur eine minimale Ordnung der Schriftsegmente bilde. Auf Seiten der Technik werden zur Kompensation dieser verbalen Defizite das Bildschirmdesign und Navigationssysteme

---

der Segmentierungsproblematik zu sehen ist. Denn erst wenn der Sprung von linearen zu nicht-linearen Darstellungsformen zu Ende gedacht ist, kann ein Hypertext sinnvoll und kohärent gestaltet werden. Vgl. Bucher (1998) und (1999).

<sup>255</sup> Wenz (1998): S. 4.

<sup>256</sup> Ebd. S. 2.

<sup>257</sup> Bucher (1996): S. 33.

<sup>258</sup> Vgl. Landow (1996): S. 214.

<sup>259</sup> Vgl. Weingarten (1997b): S. 216ff.



angeboten. Dennoch sei der Rezipient aufgrund dieser Strukturen für eine kohärente Interpretation kognitiv stärker gefordert.

Obwohl Weingarten seine Analyse mit Hilfe einer sehr schmalen Datenbasis durchführt, deren Auswahl zudem unklar bleibt, generalisiert er seine These und geht noch einen Schritt weiter, wenn er annimmt, dass sich diese Tendenz auf den allgemeinen Sprachgebrauch – im Sinne eines Sprachwandels – auswirken werde. Denn seine Ausführungen sollen deutlich machen, dass in der Schriftgeschichte schon immer die Tendenz zur Clusterbildung existiert habe, die durch den Ausbau des Schriftsystems überwunden werden müsse, um eine sprachliche Integration des Textes zu erreichen. Beispiele dafür sind die traditionelle Verszeile, der Absatz, der Zeilenumbruch und damit verbunden die Silbentrennung, die allesamt den Zusammenhang zwischen der Sequentialität der Sprachstrukturen und den Bedingungen des Schriftmediums, konkret der Schriftfläche, dokumentierten. Deshalb stehe zu erwarten, dass sich auf textueller Ebene ein Abbau der verbalsprachlich-kohäsiven Mittel und damit eine geringere sprachliche Integration über den Rahmen der Hypertextkultur hinaus durchsetzen würden. „Es könnte sein, daß es eines Tages einen umfassenderen Begriff von Schriftsystemen geben wird, der neben den visuellen Hilfen (Interpunktion, Groß-Kleinschreibung etc.) auch die technischen Strukturierungshilfen [Bildschirmdesign, Navigatoren] einschließt.“<sup>260</sup> Diese sprachliche Entwicklung kann zum jetzigen Zeitpunkt nur vermutet werden; die Ergebnisse bezüglich der Hypertexte sollten aufgrund der enormen Vielfalt in diesem Bereich anhand einer umfassenderen Datenbasis überprüft werden.

### *e-mail*

In ihren Grundzügen sind die Kommunikationsbedingungen des e-mailens denen des traditionellen Briefschreibens sehr ähnlich: E-mails sind an eine oder mehrere Personen gerichtet und eher nicht öffentlich. Die Kommunikation verläuft asynchron, obwohl eine direkte Antwort zwar möglich, aber nicht die Regel ist, da der elektronische Briefkasten ähnlich wie der traditionelle nur in bestimmten Abständen geleert wird. Hauptunterschied ist die enorme Schnelligkeit im Vergleich zum herkömmlichen Postverkehr, dessen Service und Flexibilität von jeher zu wünschen übrig lässt. Aus diesem Grunde wird der traditionelle Brief analog zu *e-mail* scherzhaft *snail mail* genannt, also Schneckenpost. Eine e-mail zu schreiben und zu senden ist dagegen bei entsprechendem Equipment weitaus unkomplizierter und schneller als Briefpapier zu suchen, eine Briefmarke zu organisieren, um später tagelang den Brief in der Handtasche zu vergessen, während der Informationsaustausch per e-mail Nachrichten in Zehntelsekunden Tausende von Kilometern unbeschadet zurücklegen lässt. Darüber hinaus ist e-mailen weitaus kostengünstiger, insbesondere wenn es sich um Serienbriefe handelt, die per Mausklick in derselben Geschwindigkeit und zu denselben Kosten versendet werden können wie ein einzelner Brief.

Diese Vorteile führen zu einer raschen Ausbreitung der e-mail-Nutzung: Laut einer nicht näher spezifizierten Umfrage werden „in den Chefetagen deutscher Firmen [...]“

---

<sup>260</sup> Ebd. S. 236.

inzwischen mehr E-Mails geschrieben als papierne Post.<sup>261</sup> Aber auch mündliche Terrains wie das Telefonieren werden zunehmend von der neuen Schreibweise erobert. Der Vorteil des e-mailens gegenüber dem Telefonieren liegt in der Möglichkeit, per attachment in sekundenschnelle andere Texte anzufügen zu können, die dem Partner dann direkt vor Augen liegen.<sup>262</sup> Außerdem kann ein Anruf in einem ungünstigen Moment eintreffen, während der Vorteil der eingetroffenen mail darin liegt, zu einer dem Empfänger passenden Zeit geöffnet werden zu können.<sup>263</sup> Insbesondere diese mails sind extrem kurz gehalten und häufig auf ein Thema fixiert, partiell wird sogar auf Anrede- und Schlussformeln verzichtet.<sup>264</sup> Diese für schriftliche Korrespondenz ungewöhnlichen Verhaltensweisen werden möglich, da die technischen Rahmenbedingungen spezielle Hilfsmittel bereithalten: Im so genannten *Header*, vergleichbar mit dem traditionellen Briefkopf, wird der Absender automatisch namentlich aufgeführt, ebenso das Datum und die genaue Uhrzeit. Außerdem kann eine spezielle *Subject-* oder *Betreffzeile* genutzt werden, die eher in traditionellen Geschäftsbriefen üblich ist, hier aber auch im privaten Bereich die Möglichkeit einer ersten Einordnung des Geschriebenen bereithält und damit für den Empfänger ein wichtiges Mittel zur Kontextualisierung darstellt.<sup>265</sup> Im Anschluss an den Haupttext kann die Funktion der *Signatur* genutzt werden, die automatisch an jede erstellte mail angehängt wird und in der Regel genaue Absenderangaben enthält. Dialogizität kann partiell simuliert werden, indem Teile des Briefes in das Antwortschreiben hineinkopiert werden, um so direkt darauf Bezug nehmen zu können.

Die Frage ist nun, inwieweit sich diese stärker an der mündlichen Kommunikation ausgerichteten Bedingungen in einem schriftlichen Medium konkret auf den Sprachgebrauch auswirken. Vergleichender Parameter ist hier der traditionelle Brief; darüber hinaus interessiert zudem eine generelle Verortung hinsichtlich konzeptioneller Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit. Diese Aufgabe erweist sich jedoch als problematisch, da e-mails keine homogene Textsorte darstellen, sie sind genauso adressatenspezifisch wie nicht-elektronische Post, denn die Wahl der Sprache hängt nicht nur von dem Medium selbst, sondern auch von der Kommunikationssituation und dem Teilnehmerkreis ab.<sup>266</sup> „Sowohl beim Brief als auch bei der E-Mail sind unter textlinguistischen Aspekten verschiedene Texttypen, die sich in ihren textualen, strukturellen und mithin sprachlichen Merkmalen in Abhängigkeit von verschiedenen textexternen Faktoren differenzieren

---

<sup>261</sup> Zimmer (1997b): S. 273f. Vgl. auch Dürscheid (1999): S. 23.

<sup>262</sup> Diese technische Möglichkeit hat dazu geführt, dass Apple schon seit längerer Zeit Computer ohne Diskettenlaufwerke produziert, da ihrer Meinung nach im Zeitalter des Internets diese Datenübertragung längst überholt sei.

<sup>263</sup> Quasthoff (1997): S. 47. Das kann dann dazu führen, dass nah beieinander liegende Büros in einem Gebäude per e-mail miteinander kommunizieren und im Extremfall telefonisch darauf aufmerksam machen, eine e-mail versendet zu haben.

<sup>264</sup> Vgl. Günther/Wyss (1996): S. 73 und Grzega (1999): S. 12. Aus gender-study-Sicht wird bezüglich des Inhalts auch ein Unterschied zwischen Männern und Frauen festgestellt: So zeigt eine Untersuchung von Susan C. Herring, dass männliche Nutzer elektronische Nachrichten eher zum Informationsaustausch nutzen (*informative male*) – wobei Männer sich zudem weitaus kritischer äußern –, während Frauen zwischenmenschliche Beziehungen festigen möchten (*interactive female*). Vgl. hierzu Herring (1996).

<sup>265</sup> Vgl. Ziegler (2002): S. 411.

<sup>266</sup> Grzega (1999): S. 4. Vgl. auch Janich (1994): S. 255f. und Lenk (1995).

lassen, deutlich zu unterscheiden.<sup>267</sup> In Anlehnung an die traditionelle Korrespondenz könnte eine grobe Unterscheidung in die Bereiche *privat* oder *geschäftlich* zumindest ein erster Ansatzpunkt sein, da die Sanktionen seitens „öffentlicher“ Personen als dramatischer erachtet werden und die Selbstdarstellung dementsprechend professionell sein will, so dass bestimmte Spracherscheinungen, wie sie im Folgenden angeführt werden, unterschiedlich frequent sind. Daneben sind auch die so genannten *mailing-lists* zu unterscheiden, die aufgrund der Öffentlichkeit und der Vielzahl der möglichen Empfänger einen speziellen Texttyp darstellen. Verbindliche Aussagen könnten ausschließlich auf einer empirisch abgesicherten Grundlage getroffen werden, deren es, betrachtet man die dazu vorliegenden Untersuchungen, gerade in diesem Bereich ermangelt, so dass eindeutige Ergebnisse und generalisierende Aussagen versagt bleiben. Aber ähnlich wie bei Untersuchungen zu gesprochener Sprache ist ein umfassendes Korpus aus datenschutztechnischen Gründen schwer zu erstellen, so dass beispielsweise aus Ermangelung eines Zugriffs rein privater e-mails aus einem öffentlich zugänglichen Fundus geschöpft wird: So benutzt beispielsweise Simeon J. Yates Daten aus einer offenen Computer-Konferenz.<sup>268</sup> Gegen diese Vorgehensweise ist im Prinzip nichts einzuwenden; allerdings wird auch in dieser Untersuchung trotz des nichtrepräsentativen Charakters auf generelle Strukturen der „computer-mediated communication“ geschlossen, ohne die Reduzierung auf eine spezielle Computer-Konferenz zu berücksichtigen.<sup>269</sup>

Obzwar hier also nicht auf repräsentative Analysen zurückgegriffen werden kann, werden im Folgenden die wichtigsten Beobachtungen zu sprachlichen Besonderheiten in e-mails zusammenfassend referiert, mit dem Wissen, dass diese in der Regel auf der reinen Beobachtungsebene verbleiben und nicht generalisiert werden können.<sup>270</sup>

Insgesamt wird die e-mail Kommunikation konzeptionell im Zwischenbereich mündlicher und schriftlicher Kommunikation angesiedelt: Der schriftliche Charakter zeigt sich im Vergleich zum gesprochenen Wort beispielsweise in einer höheren type-token-Relation sowie durch den Gebrauch von Genitivketten und Substantivierungen in einer größeren lexikalischen Dichte, d.h. die computergestützte Kommunikation folgt eher dem Nominalstil schriftlichen Sprachgebrauchs.<sup>271</sup> Im Vergleich zum traditionellen Brief wird der elektronischen Variante eine größere Affinität zur Mündlichkeit zugesprochen.<sup>272</sup> Diese These stützt sich auf folgende sprachliche Auffälligkeiten:

---

<sup>267</sup> Ziegler (2002): S. 411.

<sup>268</sup> Vgl. Yates (1996).

<sup>269</sup> Zumal die Verfasserin die Wichtigkeit korpusbasierter Analysen betont, sie also um eine angemessene Anwendung bemüht sein sollte.

<sup>270</sup> So finden beispielsweise Runkehl u.a. (1998a) in Bezug auf die gesprochene Sprache wenig E-Mail-Spezifisches – ganz im Gegensatz zu anderen Untersuchungen, die im Folgenden referiert werden. Da jedoch auch dieses Korpus nicht repräsentativ ist, erscheint es sinnlos, diese Ergebnisse als Gegenargument zu werten.

<sup>271</sup> Vgl. Yates (1996): S. 34ff. Diese Studie ist jedoch – wie bereits betont – nicht repräsentativ. Karin Wenz sieht durch den Gebrauch zweier Medien – Schrift und Computer – sogar eine „doppelte Vermittlung“, die zusätzlich Distanz schaffe. Da außerhalb der face-to-face-Kommunikation immer ein weiteres Medium zwischengeschaltet ist, sowohl im Medium Schrift als auch Rede – Brief, Telefon, Radio usw. –, scheint die Hervorhebung der doppelten Vermittlung irrelevant. Vgl. Wenz (1998).

<sup>272</sup> Vgl. z.B. Runkehl u.a. (1998b): S. 101; Quasthoff (1997): S. 45f.; Haase (1997): S. 52; Pansegrau (1997): S. 100; Schmitz (1998): S. 225; Wenz (1998): S. 2; Yates (1996): S. 46.

Obwohl in schriftlicher Kommunikation syntaktische und semantische Wohlgeformtheit für die Verständlichkeit erforderlich ist, zeigt sich in e-mails eine Tendenz zu größerer Flüchtigkeit: Auf syntaktischer Ebene fällt eine sparsame Kürze des Ausdrucks in Form von Ellipsen auf, Anakoluthen und Aposiopesen treten häufiger auf und orthographische Fehler werden selten korrigiert.<sup>273</sup> Dies scheint ein wichtiger Hinweis bezüglich der Differenz zu handschriftlichen oder anderen traditionellen Briefen zu sein. Viele der Fehler sind allerdings tastaturbedingt, lassen sich also direkt auf die technischen Gegebenheiten zurückführen, in einem handschriftlichen Brief wären sie nicht zu finden: Abgesehen von klassischen Tippfehlern sind häufig statt des ersten die ersten beiden Buchstaben groß geschrieben (*SC*hrift), da die für diese Funktion vorgesehene Taste zu lange gehalten wurde; Wörter sind zusammengeschrieben, da das Leerzeichen vergessen wurde; Buchstaben fehlen, da die entsprechende Taste nicht richtig betätigt wurde (*iese* statt *diese*). Der Grund für die mangelnde Korrektur wird in der Schnelligkeit der Übertragung, die sich sowohl auf die Planung als auch auf die Überarbeitung auswirkt – die gar nicht oder nur sehr flüchtig stattfindet –, aber hauptsächlich in der Rezipientenhaltung gesehen: Fehler in e-mails werden eher toleriert und weniger zensuristisch behandelt, der technische Rahmen, das Lesen auf dem Bildschirm und selbst der Ausdruck werden als unpersönlicher angesehen. Deshalb werden auch andere produktionsbedingte Abweichungen wie konsequente Kleinschreibung oder Verzicht auf Interpunktion akzeptiert. Die Texte werden schneller produziert und rezipiert, sie werden eher *überflogen* denn konzentriert *gelesen*: „Die Schnelligkeit des Mitteilens rückt das Schreiben in die Nähe des Sagens.“<sup>274</sup> Dadurch enthält die sprachliche Form nicht nur Elemente des mündlichen Gesprächs, auch die Rezipientenhaltung zeigt das Toleranzverhalten gegenüber Fehlern ähnlich wie im spontan gesprochenen Satz, die sekundenschnelle Übertragung scheint eine Nähe zu simulieren, die e-mails kürzer, elliptischer und weniger reflektiert werden lassen können, ohne als Zeichen mangelnder Bildung zu gelten.<sup>275</sup>

Als das Weiße Haus im Juni 1993 seine Vernetzung und die sofortige Möglichkeit des e-mail-Kontaktes bekannt gibt, wird durch diese neue Art der Kommunikation mit der Präsidentschaft und Regierung eine größere Bürgernähe erwartet: „Electronic mail will bring the Presidency and this Administration *closer* and make it *more accessible* to the people (Hervorhebungen von mir).“<sup>276</sup> Das Weiße Haus prophezeit also eine Distanzverringerung und eine stärkere Zugänglichkeit. Die schnelle Datenübertragung lässt die räumliche und zeitliche Kluft vergessen und suggeriert eine (virtuelle) Nähe, die sich in der Wahl mündlicher Textelemente niederschlagen kann, d.h. es werden *Kontextualisierungselemente* reinszeniert, um die wechselseitige Rahmensetzung einer mündlichen Gesprächssituation zu imitieren.<sup>277</sup>

---

<sup>273</sup> Vgl. Haase u.a. (1997): S. 62.

<sup>274</sup> Vgl. Jakobs (1998): S. 189. Diese Tendenz zeigt sich sogar schon in Büchern, die heutzutage weitaus fehlerhafter sind als früher, da der Beruf des Lektors auszusterben droht. Leider arbeiten die Rechtschreibprogramme der Computer sehr ungenügend.

<sup>275</sup> Vgl. Quasthoff (1997): S. 41.

<sup>276</sup> Letter from the President and Vice President in announcement of White House electronic mail access, June 1, 1993. Zit. nach Jones (1998): S. xiii.

<sup>277</sup> Vgl. Quasthoff (1997).

Dies zeigt sich auch im Gebrauch von Reduktionen, Verschmelzungen und Interjektionen, die aus dem umgangssprachlichen Sprachgebrauch in die Schriftsprache transportiert werden, sei es aufgrund der angenommenen Nähe oder auch aus Gründen der Zeitersparnis, wenn statt ‚eine‘ *ne* oder statt ‚musst du‘ *musste* verwendet wird. Auch die Frequenz von Modalpartikeln wie *denn*, *doch* oder *wohl* lässt auf einen mündlich geprägten Sprachgebrauch schließen.<sup>278</sup> Des Weiteren würden e-mails häufig mit saloppen Routineformeln und Elementen aus dem regionalen oder dialektalen Sprachgebrauch, wie z.B. *Moin*, *Gruetzji*, eröffnet und geendet oder mit Akronymen wie *fji* = for your information, *mfg* = Mit freundlichen Grüßen.<sup>279</sup> Auch Abkürzungen, in denen Buchstaben und Zahlen als Homophone dienen, wie *UR* = you are, *4U* = for you oder *pls* = please, sind typische Merkmale für e-mail-Kommunikation. Auch hier zeigt eine, allerdings ebenfalls nicht repräsentative Pilotstudie eine texttypenabhängige Verteilung für private und öffentliche mails sowie mailing-lists.<sup>280</sup> Damit einher geht eine jeweils unterschiedliche pragmatische Funktionalität: Während bestimmte Akronyme wie *fji* in öffentlichen und offiziellen e-mails als intertextuelle Kohäsionsmittel zur Herstellung einer Kohärenz dienen können, wird dem Akronym *ROTFL* (= rolling on the floor laughing), das ausschließlich in privaten mails dokumentiert ist, eine „quasi-prosodische Funktion“ zugeschrieben, die die emotionale Verfassung des Absenders verdeutlichen soll und damit als Signal konzeptioneller Mündlichkeit bewertet wird.<sup>281</sup> Gebildet nach dem Prinzip der Sprachökonomie stellen diese Spracherscheinungen eine Erweiterung des Lexikons dar.

Eine ganz eigene Dynamik haben die so genannten *Smileys* oder *Emoticons* (*Emotion + Icon*), sie stellen den Versuch dar, auf eine ökonomische Art das oben genannte Problem zu lösen, nonverbale Informationen wie Gestik, Mimik oder Prosodie zu transportieren, ohne diese verbalisieren zu müssen. Es handelt sich also um eine Kompensationsstrategie für die fehlenden Konversationsmöglichkeiten einer face-to-face-Kommunikation.<sup>282</sup> Somit können diese computerspezifischen Ideogramme Hinweise auf die Intentionen des Kommunikationspartners geben und Missverständnisse im Vorfeld ausräumen, wenn eine Bemerkung beispielsweise ironisch gemeint ist. Dazu muss das Blatt um 90° gedreht werden, um lachende oder weinende Smileys zu erkennen:

:-)	lachend
:-(	traurig
:-<	ebenfalls: traurig
:-o	gähmend
:-x	verschwiegen
;-)	augenzwinkernd
:-#	zensiert
:@	Was?

<sup>278</sup> Haase u.a. (1997): S. 81 und Yates (1996): S. 42f.

<sup>279</sup> Vgl. Günther/Wyss (1996): S. 71 und Runkehl u.a. (1998b): S. 101.

<sup>280</sup> Vgl. dazu ausführlich Ziegler (2002).

<sup>281</sup> Ebd. S. 417.

<sup>282</sup> Vgl. Runkehl u.a (1998a): S. 99.



Runkehl u.a. versuchen in ihrer Untersuchung dem oben genannten Einwand der Heterogenität der Textsorte gerecht zu werden: Zwar wird der nichtrepräsentative Charakter der empirischen Studie betont, dennoch kann das Korpus als relativ umfangreich gewertet werden, da in private und geschäftliche Korrespondenz unterschieden wird und diese Bereiche durch unterschiedliche Personen bzw. Institutionen (Anwaltskanzlei, Computerfirma, Universität) abgedeckt werden. Dies führt zu einem sehr differenzierten Ergebnis: Während sich die untersuchten geschäfts- und kanzleisprachlichen e-mails kaum von der traditionellen Post unterscheiden, zeigen sich bezüglich der universitären Korrespondenz Abweichungen, und zwar hinsichtlich Fehlern, Groß- und Kleinschreibung und graphostilistischer Mittel.<sup>291</sup> Es zeigt sich also, dass auch die binäre Unterscheidung *privat – geschäftlich* sehr ungenau ist, wenn bereits innerhalb des Geschäftsbereiches signifikante Unterschiede deutlich werden. Zur Spezifizierung der unterschiedlichen e-mails wird aus diesem Grunde eine Kategorisierung entlang des Kontinuums *formell – informell* vorgeschlagen, unter dem Einwand, dass „selbst innerhalb einzelner Domänen die Variationsbreite immens hoch ist. Im Universitätskorpus finden sich neben telegraph-ähnlichen Mails automatisiert abgeschickte Mails bis hin zu Mails im klassischen Briefstil.“<sup>292</sup> Insgesamt zeigen die Analysen von Runkehl u.a. keine neuen textuellen und interaktiven Merkmale, hier stellt sich e-mail-Kommunikation lediglich als elektronisch beschleunigter Briefverkehr dar, der noch stark in der traditionellen Form verhaftet ist. Da Verallgemeinerungen jedoch nur auf der Basis umfangreicherer Korpusanalysen vorgenommen werden können, kann einzig als sicheres Ergebnis festgehalten werden, dass nicht *die* Internet-Sprache postuliert werden könne, es sei sinnlos, „die sprachliche Variation und kommunikative Vielfältigkeit zu homogenisieren“, denn beim Internet handele es sich „um eine heterarchische Kultur mit segmentär differenzierten Kommunikationsgemeinschaften.“<sup>293</sup> Auch Uta M. Quasthoff ist der Überzeugung, es gebe genauso wenig einen speziellen Stil in elektronischer Kommunikation wie es *die* Schriftsprache gebe.<sup>294</sup>

So zeigt ein anderer Vergleich von Geschäftsbriefen technischer und traditioneller Art nach Janich zwar eine „gewisse Aufweichung formaler und grammatischer Regeln“ auf Seiten der elektronischen Post – beispielsweise in Form von Interpunktionsfehlern und Ellipsen –, bliebe aber dennoch in einem „relativ unpersönlichen, nüchternen Geschäftsstil“ mit wenig umgangssprachlichen Elementen, so dass insgesamt die Unterschiede zum traditionellen Brief als geringfügig anzusehen seien.<sup>295</sup> Allerdings sind auch Janichs Daten nicht repräsentativ, wie die Autorin selbst einräumt sind die Ergebnisse lediglich im Rahmen von Wirtschaftsunternehmen verallgemeinerbar.<sup>296</sup> Zudem ist die methodische Vorgehensweise partiell unsystematisch angelegt, da die analysierten e-mails aus datenschutztechnischen Gründen nicht abgedruckt werden dürfen, so dass ein eigener Eindruck bezüglich der Korpusstruktur verwehrt bleibt; darüber hinaus sind Kategorien wie

---

<sup>290</sup> Vgl. Wichter (1991): S. 63.

<sup>291</sup> Runkehl u.a. (1998a): S. 36f.

<sup>292</sup> Ebd. S. 39.

<sup>293</sup> Ebd. S. 209.

<sup>294</sup> Vgl. Quasthoff (1997): S. 29.

<sup>295</sup> Janich (1994): S. 255.

<sup>296</sup> Ebd.

„flapsiger Stil“ sehr vage. Trotz dieser Ungenauigkeiten wird auch hier der Einfluss anderer Faktoren auf die Sprachwahl deutlich, denn die Ergebnisse bezüglich Wortschatz, Syntax und Textgrammatik variieren je nach Themenbereich, womit der oben gewonnenen Eindruck untermauert wird: „Pauschale Aussagen zu Form und Sprache der ‚Electronic Mail an sich‘ lassen sich im Grunde nicht machen.“<sup>297</sup>

Die Frage, ob die wachsende e-mail-Korrespondenz einen Einfluss auf die traditionelle Briefkultur habe, wird bislang nicht bestätigt – allerdings unter dem bekannten Einwand, die Untersuchung müsse noch empirisch abgesichert durchgeführt werden.<sup>298</sup>

### *chat*

Im Gegensatz zur e-mail-Kommunikation existiert für den chat keine vergleichbare, traditionelle Verständigungsform, die Gesprächsrunden in den chatrooms etablieren etwas vollkommen Neues. In eine untechnisierte Zeit übertragen wären sie vergleichbar mit einer – etwas ungewöhnlichen – Situation, in der Personen sich gegenseitig Zettelchen aushändigen. Dies setzt allerdings eine Kopräsenz voraus, die durch das Internet gerade überwunden wird, der virtuelle Raum bildet die gemeinsame Plattform, denn obwohl Menschen aus ganz unterschiedlichen Kontinenten zusammenkommen können, bilden sie ein gemeinsames, virtuelles *Hier*.<sup>299</sup> In diesem Punkt vergleichbarer funktioniert die Kommunikation im CB-Funk, der den Funkverkehr zwischen Privatleuten erlaubt: Auch die Funker sind an ganz unterschiedlichen Orten ansässig und treffen sich auf bestimmten Kanälen, um dort Gespräche zu führen, meist unter Spitznamen – allerdings in mündlicher Form.<sup>300</sup> Auch die chat-Teilnehmer interagieren – hier schriftlich – direkt miteinander, die Gesprächsrunden sind öffentlich und nicht personengerichtet, einzig spezielle thematische Schwerpunkte können einschränkend auf den Teilnehmerkreis wirken. Trotz des Schriftcharakters erinnert diese kommunikative Situation stark an ein mündliches Gespräch: Da die Texte in der Regel nicht gespeichert werden, sind sie so flüchtig wie das gesprochene Wort, sie werden nur einmal kurz und schnell überflogen, um dann möglichst zügig beantwortet zu werden; dies kann sogar parallel ablaufen. „Das Motto scheint zu sein: ‚Schreib, wie du sprichst‘ und ‚Schreib so schnell, wie du kannst‘. [...] Nur wenn die Eingaben schnell aufeinander folgen, kann überhaupt eine authentische Gesprächsatmosphäre simuliert werden.“<sup>301</sup> Damit imitiert die Tippsgeschwindigkeit die Sprechgeschwindigkeit, die zeitliche Übertragung ist trotz des Schriftmediums derart kurz, dass diese Kommunikation als synchron klassifiziert werden kann.<sup>302</sup> Denn durch die ständigen Sprecherwechsel mit direktem Bezug zueinander wird eine dialogische Struktur mit reziprokem Informationsaustausch erreicht, ähnlich wie beim Telefonieren, allerdings nicht

---

<sup>297</sup> Ebd.

<sup>298</sup> Grzega (1999): S. 13, 16.

<sup>299</sup> Ebd. S. 19. Vgl. auch Winter (1998): S. 278.

<sup>300</sup> Vgl. Haase u.a. (1997): S. 57.

<sup>301</sup> Ebd. S. 21.

<sup>302</sup> Vgl. Dürscheid (1999): S. 19 und Condon/Cech (1996): S. 65, die diese spezielle Kommunikationsform als *synchronous machine-mediated interaction*, kurz *s-interaction* bezeichnen.



sprech-, sondern schriftsprachlich. Damit gilt die Unterhaltung im chat als die „mündlichste Form“ in einem schriftlichen Medium.

Die Teilnehmer kennen sich in der Regel nicht persönlich, größtenteils agieren sie unter Pseudonymen, Spitznamen, den so genannten *nicknames*.

„Im Gegensatz zum herkömmlichen Spitznamen, der überwiegend ein Produkt des gesellschaftlichen Umfeldes darstellt, ist die Vergabe des Pseudonyms nicht fremdbestimmt, sondern geschieht als Teil der Selbstinszenierung. Auswahlkriterien zur Etikettierung sind dabei offensichtlich spezifische Neigungen, Interessen, Hobbies und Idole, aber auch Provokationen, Humor und Ironie.“<sup>303</sup>

Einer Studie zufolge benutzen nur 6,9% der User ihren richtigen Namen, knapp 74% der Teilnehmer offenbaren durch die Wahl ihre Geschlechtszugehörigkeit, d.h. rund ein Viertel der chatter nutzt ihre „Maskierung“ zum *gender-switching*.<sup>304</sup> Die Anonymität unter den Gesprächsteilnehmern lädt zu einer psychologisch nachvollziehbaren Offenheit ein, mitunter werden die gewohnten zwischenmenschlichen Verhaltensregeln sogar außer Kraft gesetzt, und ein Gesprächskreis wird massiv gestört. Aus diesem Grunde wurde eine so genannte *chatiquette* entworfen, die den chattern Hinweise gibt, wie sie sich zu verhalten haben und was sie von den anderen im chat erwarten können. Neben rein technischen Hinweisen – Großschreibung und Fettschrift dienen nur zur Betonung – finden sich ethische Vorschriften, die in einer „natürlichen“ Situation als common sense gelten dürften, wie die Einhaltung von Respekt und Höflichkeit den anderen gegenüber, die Vermeidung von Schimpfwörtern, Gewalt- und Drogenverherrlichung sowie penetrantem Flirten.<sup>305</sup> Dennoch scheint der Missbrauch diese Regelsammlung notwendig gemacht zu haben. Die Verfasser weisen explizit darauf hin, dass Geschriebenes häufig ganz anders wirke als Gesprochenes. Darüber hinaus ergeben sich nach Schmitz aufgrund der technischen Gegebenheiten einige andere Unterschiede zu den Konversationsregeln einer natürlichen Gesprächssituation:<sup>306</sup>

- 1) In computervermittelter Kommunikation kann der Sprecher einen zweiten Gesprächsbeitrag bringen, bevor er auf den ersten eine Antwort erhalten hat.
- 2) Der Teilnehmer braucht nicht unbedingt zu antworten.
- 3) Man kann ohne Schaden jederzeit unterbrechen.
- 4) Die üblichen Eröffnungs- und Schlussfloskeln entfallen.
- 5) Die persönliche Anrede fungiert nicht als Einladung zum Sprecherwechsel.
- 6) Tag questions kommen fast nicht vor.

Hinzu kommen bestimmte technische Möglichkeiten der chat-Software, die kein Pendant zu einem face-to-face-Gespräch haben: So kann man unter dem Menüpunkt *Security & Privacy* mit der Funktionstaste *ignore* den Gesprächszirkel individuell zurechtstutzen und von vornherein bestimmte Leute vom Gespräch ausschließen; ihre Beiträge erscheinen erst gar

---

<sup>303</sup> Wetzstein u.a. (1995): S. 81.

<sup>304</sup> Vgl. Schneider (2001): S. 28. Die israelische Kommunikationswissenschaftlerin Haya Bechar-Israeli ist der Überzeugung, dass diese nicknames ein „Miniritual“ darstellen, wodurch Teile der Persönlichkeit und das Ansehen in der Gruppe erkennbar werden. Dabei wirkt die psychologische Herleitung, Namensgebungen berühmter Persönlichkeiten aus Literatur, Film oder Fernsehen zeige, dass jemand up to date sei oder über literarische Bildung verfüge, wenig überzeugend, zumal die methodische Grundlage der Untersuchung nicht ausgeführt wird.

<sup>305</sup> Vgl. [www.chatiquette.de](http://www.chatiquette.de).

<sup>306</sup> Vgl. Schmitz (1995): S. 30.



Mit Hilfe eines speziellen Zeichencodes wird aufgrund der fehlenden Körperpräsenz das Hinzutreten einer neuen Person in die Gesprächsrunde (\*\*Name, Zeile x), die Sprecheridentifizierung (<Name>) und die Zuwendung zu einem Partner (<Name>Name, Zeile) kompensiert. In der ersten Zeile betritt also *Oliver* den chat-Raum; Calvin wiederholt über mehrere Zeilen das Kürzel *2c1*, was wiederum bei *terrel* auf Unverständnis stößt (????). Dann wird Oliver zu Verstehen gegeben, dass seine Teilnahme an diesem chat nicht erwünscht ist, und er zieht sich höflich zurück.

Mittlerweile werden eine Reihe der o.g. Zeichen automatisch verschriftet, d.h. statt des Zeichens **\*\*** wird das Hinzutreten eines neuen chat-Teilnehmers ausformuliert, ebenso wenn er den chat verlässt:<sup>312</sup>

**Erbsenzähler8440\_(w)** *betritt den Chat.*

**LisaLiebtErhanSehr** *betritt den Chat.*

**Chatanfänger** *verläßt diesen Channel.*

**LisaLiebtErhanSehr** *verläßt den Chat.*

Als chat-Anfänger wird man durch eine Anleitung auf viele Besonderheiten hingewiesen, auch auf die dort verwendete Sprache: „Chattersprache: Immer kurz, kreativ, stürmisch, voller Rechtschreibfehler – und leider am Anfang auch verwirrend.“<sup>313</sup> In dem folgenden Beispiel zeigen sich eine Reihe der sprachlichen Besonderheiten, die insgesamt als für den chat typisch bezeichnet werden:

**1 Popstar6296:** CLAIRE??????????

**2 pippy:** sag ich nich.....hehe

**3 pippy:** *Sellhorn* 😊

**4 nick999999:** weil du darfst mich nicht verkaufen 😊

**5 OliN:** na dann kann ich rund um die uhr onlinesein und nicht antworten

**6 nick999999:** bin ich ja zu fast allenn

**7 Florana:** vorher war sich da ich hab sie beim telefonieren aus den augen verlogten

**8 angeberin:** mal sehen....grummel grummel...;-)

**9 nick999999:** lol

**10 pippy:** *loooooool..musste ja nen haken sein \*g\**

**11 Happy4343\_(m):** Hi @ll

**12 Zyniker:** re

**13 Chatanfänger:** auch wenn du rotflst is halt so

**14 Gelbfrucht:** aufjedenfall

**15 Florana:** Zyni sagt der Rien noch tschüssli von mir *lieb guck*

**16 pippy:** pffft..warum sollt ich denn? \*g\*

**17 nick999999:** na dann kanste mich dann zu texten nach belieben 😊

**18 Florana:** wiederholst dich Anfänger immer die gleiche Leier

**19 Gamer9707:** aaaaaaah, das 1:2 fuer mannheim *grummel*

**20 nick999999:** wat ist n dat

**21 Popstar6296:** was is on

---

<sup>312</sup> Alle folgenden Beispiele sind einer chat-Diskussion vom 3.4.2003 unter [www.chat.de](http://www.chat.de) entnommen.

<sup>313</sup> Ebd.

In Zeile 1 wird die fehlende Möglichkeit, phatische Mittel einzusetzen, durch Großbuchstaben und durch die Reduplikation von Interpunktionszeichen ersetzt (?????), die als Verstärkung des Gesagten oder auch als Indikator für Sprechpausen (.....) dienen, wie in Zeile 2. In Zeile 3 und 4 wird mit Hilfe der genannten Emoticons die Stimmung des Sprechers bzw. der Ton des Gesagten verdeutlicht, wobei hier die Emoticons automatisch in grafische smileys umgewandelt werden, in Zeile 8 wird ein konventioneller smiley benutzt. Die Verwendung von Interpunktionszeichen wird aus Zeitgründen weitgehend vermieden, es wird in der Regel klein geschrieben. Die größere Schnelligkeit und Flüchtigkeit des Produzierens und Rezipierens verursacht häufig syntaktische und orthographische Fehler wie Anakoluthe, Buchstabendreher etc., die in der Regel unkorrigiert bleiben (z.B. Zeile 4, 6, 7 und 17). Damit der Redebeitrag nicht den Rahmen des Bildschirms überschreitet, wird dieser sehr kurz gestaltet, in exemplarischen Beobachtungen wird eine Durchschnittslänge von fünf bis sechs Wörtern angenommen.<sup>314</sup> So finden sich nur selten hypotaktische Konstruktionen, Nebensätze werden häufig isoliert vom Hauptsatz und damit elliptisch verwendet, bis hin zu stichpunktartigen Aufzählungen.<sup>315</sup> Ein Vergleich zwischen einer face-to-face und computergestützten Interaktion ergab, dass ein mündliches Gespräch länger ist, sowohl bezüglich der einzelnen Sprechereinheiten als auch insgesamt (259 vs. 57 Äußerungen pro Interaktion).<sup>316</sup>

Diese extreme Kürze der Sprechereinheiten erfordert einen kreativen Umgang mit Sprache, denn nur unter Vermeidung jeglichen „sprachlichen Ballasts“ kann der Text effizient gestaltet werden. Unter dem Stichwort *Abbreviation* lassen sich folgende sprachliche Auffälligkeiten aufzählen: So benutzten viele chat-Teilnehmer für einen Gegengruß lediglich das Kürzel *re* von *reply* (Zeile 12).<sup>317</sup> Im Laufe der Zeit haben sich spezielle Akronyme entwickelt, wie in Zeile 9 *lol* = laughing out loud oder *rofl* = rolling on the floor laughing. In Zeile 10 werden zur Verstärkung die Buchstaben redupliziert, in Zeile 13 wird die Kurzform sogar flektiert. Eine weitere Auffälligkeit ist, dass zum Beispiel feststehende Ausdrücke wie in Zeile 14 *auf jeden Fall* einfach zusammengeschrieben werden, um Zeit zu sparen (*aufjedenfall*). Außerdem finden sich unflektierte Verbformen, die so genannten *Wurzelwörter* oder *Inflektive*, die aus der Comicsprache bekannt sind, wie *lach*, *fren*, *grins* oder *grummel* in Zeile 8 und 19; für *grins* hat sich wie in Zeile 16 das Kürzel \*g\* etabliert. Diese Wurzelwörter können auch Teil einer *infiniten Verb-Letzt-Konstruktion* sein, wie *Schnauze voll hab*, *auf den Sack geh* oder wie in Zeile *lieb guck*. Sie werden häufig kursiv oder in Asteriske (\*) gesetzt, um so als eine Art Kommentierung des Gesagten zu dienen und können auch zusammengeschrieben werden: *blödguck*.<sup>318</sup> Hier werden auch Gesten wie Händeschütteln, Umarmungen und Küsse verbalisiert. In diese Gruppe gehören auch Iterationen, die zum Beispiel eine Dauer ausdrücken sollen oder einfach als Bekräftigung dienen: *wart*, *wart*, *wart* oder *nerv*, *nerv*, *nerv*.

<sup>314</sup> Vgl. Werry (1996): S. 53, Runkehl u.a. (1998a): S. 85. Die Redebeiträge werden länger, wenn nur wenige Teilnehmer beteiligt sind.

<sup>315</sup> Vgl. dazu auch Haase u.a. (1997): S. 80 und Werry (1996): S. 57.

<sup>316</sup> Vgl. Condon/Čech (1996): S. 74.

<sup>317</sup> Vgl. Werry (1996): S. 53.

<sup>318</sup> Ebd. S. 20. Vgl. auch Teuber (1998), Runkehl u.a. (1998a): S. 106ff. Interessant hierbei ist, dass diese schriftliche Besonderheit nun auch in den mündlichen Sprachgebrauch überzugehen scheint, obwohl dies aufgrund der Situationsbindung eigentlich überhaupt nicht notwendig ist. Vgl. Günther (2000): S. 94.

Der Gebrauch von Onomatopoetika kann anstelle eines smileys benutzt werden, wenn beispielsweise zur Simulation von Lachen *hababa* oder wie in Zeile 2 *hebe* eingesetzt wird, oder Entlehnungen der Comicsprache wie *uuuups*, *aaa*, *boing* oder *pffff* in Zeile 16 und *aaaaaaaah* in Zeile 19. Des Weiteren finden sich viele umgangssprachliche Ausdrücke, wie beispielsweise *immer die gleiche Leier* in Zeile 18, aber auch Regionalismen (*tschüssli* in Zeile 15, *wat* und *dat* in Zeile 20) sowie Anglizismen (Zeile 21). Ebenfalls in Anlehnung an die gesprochene Sprache fällt ein häufiger Gebrauch von Partikeln, Assimilationen und Reduktionen auf, wie *halt* in Zeile 13, *sollt* in Zeile 16, *kanste* in Zeile 17.

Diese Beobachtungen lassen die Sprache des chats als konzeptionell mündlich erscheinen, sie wird zum „written equivalent of speaking in tongues.“<sup>319</sup> Dieses „(tele)graphische Gespräch“ leiste durch die ungewöhnliche Verbindung von Spontaneität und Interaktivität mit dem geschriebenen Wort „einen Beitrag zur ‚Re-Oralisierung‘ des Sprachgebrauches.“<sup>320</sup>

### ***newsgroup***

Die Kommunikation in newsgroups wird häufig mit der Funktionsweise eines *Schwarzen Bretts* verglichen: Die Teilnehmer können zu bestimmten Themenbereichen, die z.B. nach Freizeit, Sport, Wissenschaft etc. geordnet sind, virtuelle Nachrichten hinterlassen, die von den Usern der newsgroup gelesen und dann beantwortet werden können. Dabei ermöglicht eine Anfrage, ans virtuelle Schwarze Brett der newsgroup geheftet, Antworten nicht nur überregionaler, sondern weltweiter Provenienz. Man kann sich allein an den Absender wenden, ohne die gesamte Gruppe mit einzubeziehen, oder den Beitrag dem gesamten Forum zur Diskussion stellen. Um sich in dem weiten Themenspektrum zurechtzufinden, dienen spezielle Suchmaschinen bei der Recherche als Orientierungshilfen. Die Diskussionsgruppen sind prinzipiell frei zugänglich und in der Regel unmoderiert; allerdings gelten auch hier die Regeln der *netiquette*, bei wiederholtem Verstoß kann der User ausgeschlossen werden. Daneben kontrollieren die Betreiber eines News-Servers die Anfragen, um bestimmte Tabuthemen wie beispielsweise Pornografie auszuschließen.

Der Nutzer einer newsgroup kann also zwei Kommunikationsrollen einnehmen: die des Produzenten oder Rezipienten. Damit ist die Kommunikationsweise zwar stark dialogorientiert, funktioniert aber im Vergleich zum chat nicht direkt, da der Antwortende zeitverzögert reagiert, die Teilnehmer sind nicht gleichzeitig online. Um dennoch eine Dialogsituation zu simulieren, können die Anfragen in den Antworttext kopiert werden, in dem sie dann mit zwei spitzen Klammern (>>) als Zitate gekennzeichnet werden. Damit kann beispielsweise indirekte Rede weitgehend vermieden und der Weg für weitere dialogische Sprachelemente geöffnet werden: So lassen sich auch in der newsgroup-Kommunikation Elemente konzeptioneller Mündlichkeit finden, wie z.B. Anakoluthe, Verschmelzungen, Reduktionen, Interjektionen, umgangssprachliche, dialektale und lokaldeiktische Ausdrücke, auf die an dieser Stelle nicht noch einmal eingegangen werden

---

<sup>319</sup> Werry (1996): S. 58.

<sup>320</sup> Vgl. Meise-Kuhn (1998): S. 213, 234.

soll.<sup>321</sup> Obwohl auch hier eine empirisch abgesicherte Basis fehlt, wird der newsgroup-Beitrag sprachlich zwischen e-mail und chat verortet, d.h. im Vergleich zum chat als konzeptionell weniger mündlich, im Vergleich zu e-mails als mündlicher beschrieben.<sup>322</sup> Die Begründung dafür liefern die unterschiedlichen Kommunikationsbedingungen: Das chatten verläuft im Vergleich zur Kommunikation in newsgroups interaktiv und spontan, besitze aber im Vergleich zur e-mail stärkeren Diskussionscharakter, der „Ton“ sei informeller, da das Duzen beispielsweise die übliche Anrede sei. Dagegen bemühe sich der Schreiber einer e-mail um eine korrektere Sprache, da der e-mail-Adressat im Allgemeinen bekannt sei.<sup>323</sup> Aber auch innerhalb der newsgroups zeigt sich starke Variation hinsichtlich der Sprachwahl, ein Grund dafür wird in der Themenspezifität gesehen, beispielsweise würden kulturelle Themen salopper besprochen als wissenschaftliche.<sup>324</sup> Das bleibt jedoch rein hypothetisch und muss empirisch überprüft werden. Allerdings zeigt sich in der Analyse von Runkehl u.a., dass ihre Ergebnisse im Vergleich zu einer Studie, deren Korpus aus einer einzigen newsgroup rekrutiert, stark differieren, womit die These der Heterogenität der Textsorte unterstützt wird.<sup>325</sup> Damit kann jedoch keine Prognose über die Korrelation zwischen einem bestimmten Thema und den sprechsprachlichen Anteilen gemacht werden. Runkehls u.a. Meinung nach sei der Bezug zur gesprochenen Sprache überschätzt, die newsgroup-Kommunikation sei insgesamt eher schriftsprachlich geprägt.

Es wird deutlich, dass sich mit der sich ausbreitenden Computerkommunikation und ihren unterschiedlichen Facetten für linguistische Untersuchungen ein neues Forschungsobjekt etabliert. Allerdings präsentiert sich die empirische Grundlage als unzureichend: „Zu den Auswirkungen des Computers als Schreibmedium dürften mehr Spekulationen vorliegen als empirisch begründete Einsichten.“<sup>326</sup> Somit ist einer Mehrzahl der vorgestellten Analysen eine unsaubere Methodik anzulasten, da allzu häufig auf Basis unzulänglichen Datenmaterials mutig verallgemeinert wird, bis hin zu Prognosen über mögliche Sprachwandelprozesse, deren hypothetischer Charakter nicht expliziert wird. Dennoch fügen sich diese Einzelbeobachtungen zu einem Gesamtbild, so dass sich zum jetzigen Zeitpunkt zumindest Tendenzen konturieren lassen: Obzwar größtenteils schriftlich kommuniziert wird, zeigt sich in den untersuchten Beispielen ein deutlich mündlicher Charakter, sowohl bezüglich der Kommunikationsbedingungen – beispielsweise durch die Aufweichung der Produzent-Rezipient-Rollenverteilung – als auch in der konkreten Sprachwahl – im syntaktischen wie lexischen Bereich. Die neuen Medien schaffen also die Möglichkeit, „Gegebenheiten medial mündlicher und schriftlicher Kommunikation zu verbinden und zu entwickeln und insbesondere die Erlebensqualität des mündlichen Diskurses quasi schriftlich zu simulieren.“<sup>327</sup> Damit kristallisiert sich ein literales Pendant der sekundären Oralität heraus, auf Schriftbasis wird mündlicher Sprachgebrauch imitiert.

---

<sup>321</sup> Vgl. Dürscheid (1999): S. 25; Feldweg u.a. (1995): S. 147f.

<sup>322</sup> Vgl. außer ebd. z.B. Runkehl u.a. (1998a): S. 116, Jakobs (1998): S. 191.

<sup>323</sup> Vgl. Dürscheid (1999): S. 25.

<sup>324</sup> Ebd.

<sup>325</sup> Vgl. Runkehl u.a. (1998a): S. 59ff.

<sup>326</sup> Jakobs/Knorr (1995): S. 89.

<sup>327</sup> Günther (2000): S. 95.

„Je stärker die Kommunikation dialogischer und synchroner erfolgt, desto häufiger lassen sich mündliche Aspekte des Sprachgebrauchs in der Internet-Kommunikation feststellen.“<sup>328</sup> Dabei zeigen sich bereits innerhalb eines Bereiches starke Variationsmöglichkeiten, da nicht nur die Kommunikationsbedingungen, sondern auch andere Faktoren wie Adressatenkreis oder Themenwahl einen Einfluss auf die Sprachform haben können. Es wird deutlich, dass

„Aussagen über ›die Sprache in computervermittelter Kommunikation‹ beziehungsweise über ›die Sprache des Internet‹ weit entfernt sind von der sprachlichen Realität, wie sich in ihrer Vielfalt den Teilnehmern des Internet zeigt. [...] Das Internet als Netz dieser Netzwerke ist ein Gefüge unterschiedlicher und sich überschneidender Kommunikationsgemeinschaften, das nach dem sozialen Status der Teilnehmer, nach Anbietern und Usern, nach Institutionen und Einzelnen stratifiziert werden kann.“<sup>329</sup>

### ***Short Message Service (SMS)***

Mit den vielfältigen Nutzungsweisen des Computers ist die Entwicklungslinie der Kommunikationsmedien bis zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen, denn das mobile Telefon bietet neben seiner bekannten Funktion des mündlichen Austausches auch die Möglichkeit, schriftliche Kurzmitteilungen, SMS, zu verfassen und zu versenden. Ursprünglich war dieser Dienst nicht zur privaten Nutzung eingerichtet, sondern wurde von den Mobilfunkbetreibern für Kundennachrichten verwandt.<sup>330</sup> Doch innerhalb kürzester Zeit und zur Überraschung der Mobilfunkindustrie entdeckten insbesondere Jugendliche diese Kommunikationsform für sich, zunächst in Finnland und den skandinavischen Ländern, kurz darauf auch in Deutschland. Bis heute bilden die Jugendlichen die eigentliche Ziel- und Nutzergruppe, aber mittlerweile hat sich das „Simsen“ in sämtlichen gesellschaftlichen Gruppen etabliert, so dass beispielsweise auch Politiker diesen Dienst zum Zeitvertreib in langweiligen Sitzungen nutzen.<sup>331</sup> Mit der Popularität dieser Art zu kommunizieren erweitern sich auch die Anwendungsmöglichkeiten: So werden beispielsweise spezielle SMS-Parties veranstaltet, auf denen man per Kurznachricht Bekanntschaften schließen kann, oder sogar SMS-Gottesdienste. Daneben werden unterschiedliche Abrufdienste angeboten, die den Nutzer beispielsweise mit den aktuellen Fußballergebnissen während eines laufenden Spiels versorgen. In jüngster Zeit ist in Italien ein Service eingerichtet, der täglich um zwölf Uhr mittags den *Gedanken des Papstes* auf das Handy-Display liefert. Der Wettbewerb *160 Zeichen* rief im Jahr 2000/2001 dazu auf, Gedichte in diesem elektronischen Medium zu verfassen.

Die Kombination von Sprechen und Schreiben, in einem einzigen Gerät vereinigt, zeigt vielleicht am deutlichsten den fließenden Übergang von mündlichen und schriftlichen Kommunikationsbedingungen, die Wahl, per Stimme oder Tastendruck zu kommunizieren, kann ganz spontan getroffen werden, beide Funktionen stehen parallel zur Verfügung.

---

<sup>328</sup> Runkehl u.a. (1998a): S. 116. Vgl. auch Dürscheid (1999): S. 25.

<sup>329</sup> Runkehl u.a. (1998a): S. 116.

<sup>330</sup> Vgl. hierzu Androutsopoulos/Schmidt (2002): S. 49.

<sup>331</sup> Ebd. S. 50.

Damit entwickelt sich dieses Medium vom „Hörfon zum Sehfon“.<sup>332</sup> Obzwar sich die mündliche Gesprächsvariante aufgrund der Direktheit und Simultaneität sicherlich im direkten Vergleich zu der schriftlichen Version in einigen Punkten unterscheidet, kann auch auf Buchstabenbasis eine Dialogsituation ähnlich dem chat entstehen, ja einige Geräte bieten diese Funktion sogar an. Dabei liegt der große Vorteil des mobilen Telefons in dem handlichen Format und der namengebenden Mobilität, also Ortsunabhängigkeit, sowie in der Lautlosigkeit bzw. Diskretion, die dem Angesprochenen zudem keine unmittelbare Reaktion aufzwingt – auch wenn beim Empfang einer Mitteilung, die in der Regel erst einige Sekunden zuvor versandt wurde, nach Belieben direkt geantwortet werden kann, so dass die zeitliche Verzögerung im Vergleich zu anderen schriftlichen Medien sehr gering sein kann. Die Diskretion geht mit einer gewissen Heimlichkeit und Intimität einher, denn:

„SMS ermöglicht es, inmitten von fremden Personen bzw. in nicht-privaten Kontexten – im Bus, in der Bahn, in Universitätsseminaren oder auf Bundestagsdebatten – Intimität und Privatheit mit räumlich entfernten Freunden herzustellen, was durch andere Medien nicht möglich, unpassend oder unerwünscht wäre.“<sup>333</sup>

Die Kommunikation per SMS geschieht also in der Regel dialogisch, asynchron und individuell, also zwischen einzelnen Kommunikationspartnern; Ausnahmen sind hier die genannte chat-Funktion und die Möglichkeit, eine Nachricht an mehrere Empfänger zu senden. Damit unterscheidet sich die SMS vom Telefonat im Hinblick auf den Zeichentyp und die Zeitlichkeit, vom chat hinsichtlich der Zeitlichkeit und der Anzahl der Gesprächsteilnehmer. Im Vergleich zur e-mail besticht das Mobiltelefon durch seine permanente Verfügbarkeit und Direktheit, bringt jedoch Beschränkungen hinsichtlich des Mitteilungsumfangs und der Speicherkapazität sowie einen höheren Kostenaufwand mit sich. Außerdem erweist sich die Handlichkeit des Geräts gleichzeitig als ein Hindernis, da die Telefontasten im Vergleich zu einer Computertastatur weitaus unbequemer zu bedienen sind, so dass hier an Spontaneität eingebüßt wird. Denn neben der Tastengröße wirkt sich die Multifunktionalität des Geräts insofern aus, dass jede der einzelnen Tasten mit unterschiedlichen Zeichen belegt ist, die durch mehrmaliges Drücken aktiviert werden müssen: So muss man, um den Buchstaben *c* zu erhalten, die Taste 2 dreimal drücken; um die Zahl 2 zu erhalten viermal. Hier schafft das Spracherkennungsprogramm T9 eine große Erleichterung, denn damit werden durch einmaliges Betätigen der Nummerntaste die entsprechenden Zahlenkombinationen in die möglichen sinnhaften Wörter automatisch umgewandelt, wie z.B. die Kombination 43436, die die Wörter *gegen*, *gehen* und *begegnen* ergibt, die durch eine Funktionstaste ausgewählt werden können. Allerdings ist das Wörterbuch sehr begrenzt, so dass viele Wörter auf konventionelle Weise, also per wiederholtem Tastendruck, nachgetragen werden müssen, die jedoch dann ins Wörterbuch aufgenommen werden. Außerdem bleibt bei der Zeichensetzung das Problem des mehrmaligen Tastendrückens bestehen. Die größte Einschränkung liegt aber wohl in der Begrenzung einer Kurzmitteilung auf 160 Zeichen, bei einigen Geräten auf 400, die aber nicht en bloc, sondern entsprechend gesplittet versandt werden.

---

<sup>332</sup> Drösser (1999). Zit. nach Schlobinski u.a. (2001). Auch diese relativ junge Kommunikationsform ist bereits durch das MSMen (MultimediaServiceMessenger) erweitert worden: Hier können Bildmitteilungen wie beispielsweise Fotos und Videos, die mit einem entsprechend ausgerüsteten Handy digital aufgezeichnet werden, und Töne übertragen werden.

<sup>333</sup> Androutsopoulos/Schmidt (2002): S. 74f.



Aufgrund dieser technischen Rahmenbedingungen und den damit verbundenen Kommunikationsmöglichkeiten können SMS-Nachrichten spezifische kommunikative Aufgaben erfüllen: So wird die Kurzmitteilung dem Telefonat bei der Planung von Verabredungen vorgezogen, da man den anderen nicht in seinem Tagesablauf, z.B. bei der Arbeit, stört und ihm eventuell auch Zeit zum Nachdenken einräumt und ihn nicht mit einem Vorschlag „überfährt“.<sup>334</sup> Aus diesem Grunde wird dieser Weg der Kommunikation auch als Vorbereitung zu einem ausführlicheren, mündlichen Gespräch per Telefon genutzt, indem die Kommunikationsbereitschaft des „Angesimsten“ überprüft wird: *Wo bist du? Arbeiten? Bin at home, meld dich mal!*<sup>335</sup> Viele versendete SMS werden einfach als Zeitvertreib in langweiligen Situationen versendet, wie beim Bahnfahren oder im Stau, und erfüllen keinen weitergehenden Kommunikationszweck: *Bin grad aufem weg nach d'dorf. Bahn supervoll und stinkig. Natürlich Verspätung! Ich hasse ÖPNV!* Ein weiterer großer Bereich ist die Kontaktpflege, man kann einen Gruß zwischendurch übermitteln, ohne dass dieser zwangsläufig zu einem Dialog führen muss. So werden sogar mittlerweile die klassischen Grußkarten zu Weihnachten oder zum Geburtstag – oder auch ein Anruf zu diesem Anlass, was nicht immer eindeutig zu entscheiden ist – durch eine elektronische Kurzmitteilung ersetzt. Ein weiterer häufiger kommunikativer Zweck ist die Berichterstattung in Form einer Kurzinformation, die den Empfänger möglichst schnell auf den „neusten Stand“ bringen soll: *War grad beim arzt. Wieder antibiotika! Ich kann nicht mehr...*

Insgesamt zeigt sich, dass diese Technik auf kleinstem Raum sehr viele Möglichkeiten schafft, aber auch enge Grenzen setzt, die Frage ist nun, wie sich das auf die Sprache auswirkt. Der äußere Zwang zu einer Begrenzung auf ein sprachliches Minimum begegnet nicht zum ersten Mal in der Mediengeschichte, denn bereits die Etablierung des Telegrafierens im 19. Jahrhundert verlangte ein sprachökonomisches Formulieren, da aufgrund der Abrechnung der Telegrafien-Übertragung nach Buchstaben-Zahlen sprachliche Kürze eine kostengünstigere Kommunikation bedeutete. Aber nicht nur aus Kostengründen, sondern auch aufgrund einer komplizierten und aufwendigen Technik wird der Sender zu einem sprachlichen Minimalismus gezwungen, denn der Vorläufer des elektrischen Telegrafen war die Entwicklung eines optischen Telegrafienetzes Ende des 18. Jahrhundert in Frankreich zwischen Lille und Paris.<sup>336</sup> Im Vergleich zum elektrischen Telegrafen arbeitete diese mechanische Einrichtung mit mehreren beweglichen, auf einem Turm angebrachten Flügelpaaren, die von der nächsten, ca. 10–15 km entfernten Station per Fernrohr identifiziert wurden. Diese Flügelpaare setzten Buchstaben und Wörter, aber auch ganze Sätze in geometrische Figuren um. Damit wurde also das Alphabet in einen anderen, nichtmateriellen medialen Code übertragen. Diese rein zu militärischen Zwecken genutzte Anlage bedeutete eine maßgebliche Innovation in der Nachrichtenübermittlung, da sie bei günstigen Wetterverhältnissen im Vergleich zur Botensendung eine enorme Zeitersparnis darstellte: Je nach Licht- und Wetterverhältnissen konnten etwa ein bis drei Zeichen pro Minute übermittelt werden. Diese aufwendige Codierung zwang zu einer ökonomischen Sprachverwendung und lässt schon in dieser Zeit den so genannten

<sup>334</sup> Vgl. Schlobinski u.a. (2001): S. 26 und Androutsopoulos/Schmidt (2002): S. 58.

<sup>335</sup> Die folgenden Beispiele sind einem privaten Korpus entnommen, das in den Jahren 2000 und 2001 entstand und meine persönlichen Textmitteilungen enthält.

<sup>336</sup> Vgl. zu den folgenden Ausführungen Jakob (2000).

*Telegrammstil* entstehen, der von den Zeitgenossen als negativ empfunden wurde: „Man wunderte sich, wie schnell das Ding schreiben konnte, zwar auch wie schlecht es seinen Aufsatz stilisiert hatte.“<sup>337</sup> Diese technische Innovation lässt einen Leipziger Privatgelehrten namens Buschendorf bereits 1794 zu Zukunftsvisionen hinreißen, die einer Beschreibung der Kommunikationsbedingungen des Cyberspaces nicht unähnlich sind:

„Auch die Gelehrsamkeit und die Wissenschaften können großen Nutzen von solch einer Einrichtung wenn sie allgemein wäre ziehen. Ja es könnten sich dann alle Gelehrten Europas über Raum und Zeit auf einmal untereinander besprechen, bestreiten und belehren, als wären sie alle in einem literarischen Fechtsaale versammelt, ohne dass sie die kostbare und gefahrvolle Reise zu dieser Versammlung erst unternehmen und machen müssten.“<sup>338</sup>

Diese komplizierte und fehleranfällige Einrichtung wurde nach Erfindung und Durchbruch der elektronischen Telegrafie in den 1840er Jahren innerhalb von zwei Jahren eingestellt. Denn nun konnte ganz unabhängig von herrschenden Wetter- und Lichtverhältnissen eine gleichbleibende Übertragungsqualität erreicht werden. Um die Kosten zu decken, wurde das sich rasch ausbreitende Netz auch für den privaten Gebrauch zugänglich gemacht. Diese flächendeckende Nutzung ließ den damit für jedermann populär gewordenen Telegrammstil bald auf den allgemeinen Sprachgebrauch einwirken: So wurden auch traditionelle Briefe und Postkarten in diesem Ton verfasst, und es etablierten sich Akronyme, vergleichbar mit denen der e-mail- und chat-Kommunikation, wie *mw* für *machen wir*.<sup>339</sup>

Ähnliche Spracherscheinungen begegnen auch in der SMS-Kommunikation, können jedoch noch nicht systematisch wiedergegeben werden. Denn das linguistische Interesse an dieser neuen Kommunikationsform ist zwar geweckt, allerdings beschränken sich die Ergebnisse bislang auf wenige Untersuchungen.<sup>340</sup> Auch hier stellt sich das Problem der Datenerhebung, die sich im Vergleich zu e-mails oder chat-Gesprächen noch schwieriger gestaltet, da viele Geräte nur eine begrenzte Anzahl an Nachrichten empfangen können, so dass diese entsprechend schnell gelöscht werden müssen, um neue Mitteilungen erhalten zu können. Aus diesem Grunde müssen sich die teilnehmenden Personen dazu bereit erklären, die Texte in einem anderen Datenträger zu protokollieren. Sollen neben rein textimmanenten Informationen auch gruppenspezifische Zusammenhänge und die gerade für die SMS-Kommunikation spezifische interaktive Dynamik erfasst werden, müssen sich mehrere Mitglieder einer Gruppe dazu bereit erklären, ihre Nachrichten parallel zu dokumentieren, um Dialogelemente zu erhalten. Dies leistet beispielsweise die explorative Studie von Androutsopoulos/Schmidt, die ein Korpus von 934 Texten im Hinblick auf situative, dialogische und sprachstrukturelle Kennzeichen untersuchten. Damit stehen neben rein sprachlichen auch gruppenspezifische Merkmale im Mittelpunkt, denn Ziel dieser Studie ist es, „die über SMS vermittelten kommunikativen Akte einer Kleingruppe

---

<sup>337</sup> Kölnische Zeitung 1848, zit. nach Jakob (2000): S. 111. Dieser Telegrammstil setzte sich nicht unmittelbar durch, sondern ist das Produkt eines langsamen historischen Prozesses. Vgl. Burger (1990): S. 18ff.

<sup>338</sup> Zit. nach Jakob (2000): S. 110.

<sup>339</sup> Vgl. Jakob (2000): S. 116.

<sup>340</sup> Genannt seien hier die Pilotstudien von Schlobinski u.a. (2001), Androutsopoulos/Schmidt (2001) und (2002) und das Forschungsprojekt „Jugendliche und SMS. Gebrauchsweisen und Motive.“ (vgl. dazu Höflich 2001, Höflich/Rössler 2000).

im Kontext ihrer Produktions- und Rezeptionsbedingungen zu beschreiben.<sup>341</sup> Dieses Ziel wird aufgrund des umfangreichen Korpus in Verbindung mit der Zuverlässigkeit der Exploranden und der Genauigkeit des methodischen Vorgehens, das auf eine überzeugende Weise Ethnographie und Gattungsanalyse verbindet, erreicht.

Die Pilotstudie von Schlobinski u.a. basiert auf 760 SMS-Nachrichten, die in Zusammenhang mit einem Fragebogen an einer Schule, einem Sportverein und einer Universität erhoben wurden, damit also nicht explizit die Dialogstruktur von Kurzmitteilungen berücksichtigen konnte. Die kommunikativen und sozialen Einflussfaktoren wurden mit Hilfe des Fragebogens abgefragt, um so das Nutzungsverhalten zu beleuchten. Hier zeigt sich, dass ein zweizügiger Dialog im Vergleich zu einzelnen Nachrichten überwiegt, was auch in der Studie von Androutsopoulos/Schmidt bestätigt wird: „Der zweizügige Dialog ist gewissermaßen der Prototyp der SMS-Kommunikation. Es handelt sich grundsätzlich um ‚Minimaldialoge‘ [...], d.h. in zwei Zügen abgeschlossene Interaktionen, die verschiedenen elementaren Mustern folgen: Frage–Antwort, Vorschlag–Reaktion, Wunsch–Dank/ Gegenwunsch etc.“<sup>342</sup> Laut Fragebogen von Schlobinski u.a. findet sich diese Grundstruktur hauptsächlich in der Kommunikation mit Freunden und Partnern, also in Ingroup-Situationen. Genau hier setzt die oben genannte Studie ein, um diesen speziellen Bereich zu analysieren. Damit ist die Studie von Schlobinski u.a. aufgrund der Probanden-Struktur hinsichtlich rein sprachlicher Merkmale aufschlussreicher, wohingegen die situativen und dialogischen Kennzeichen von SMS-Kommunikation in der Untersuchung von Androutsopoulos/Schmidt direkt am Material deutlich werden und nicht indirekt über einen Fragebogen.

Im Rahmen dieser Analysen zeigt sich abermals, dass, ähnlich dem Brief oder der e-mail, nicht *die* SMS-Sprache angenommen werden kann, da beispielsweise die Grade der Vertrautheit und Intimität, die sich, wie bereits angesprochen, sprachlich in Privat- oder Geschäftsbriefen niederschlagen, auch Unterschiede in der SMS-Kommunikation zwischen Jugendlichen oder Politikern deutlich werden lassen. Dennoch sollen einige dieser Ergebnisse im Folgenden zusammenfassend referiert werden, um produktionsbedingte sprachliche Spezifika deutlich werden zu lassen. Dabei fließen neben den genannten Studien auch eigene Kommunikationserfahrungen als regelmäßige und routinierte Handynutzerin in die Darstellung mit ein.

Es zeigt sich, dass die SMS-Kommunikation viele sprachliche Merkmale aufweist, die bereits aus dem chat vertraut sind, wie smileys und andere graphostilistische Mittel, konsequente Kleinschreibung, Mängel in der Orthographie und Interpunktion. Die Gründe hierfür liegen größtenteils auf der rein technischen Ebene: So ist je nach Geräteausstattung die konsequente Groß- bzw. Kleinschreibung bequemer. Aufgrund der Mehrfachbesetzung der Tasten ist eine korrekte Interpunktion häufig mühselig, so dass darauf verzichtet wird – zumal damit auch im Hinblick auf den begrenzten Zeichenvorrat mehr Raum für Text bleibt. Orthographische Fehler lassen sich ebenfalls auf die vielschichtigen Tastenfunktionen zurückführen, aber auch auf das Spracherkennungsprogramm T9, das im Prinzip wie die Rechtschreibhilfe im Computer Fehler vermeiden hilft, jedoch bei falscher

---

<sup>341</sup> Androutsopoulos/Schmidt (2002): S. 54.

<sup>342</sup> Androutsopoulos/Schmidt (2002): S. 61.

Anwendung komplett andere Wörter zeigt: Will der Sender beispielsweise *kommen* schreiben, so wird zunächst *können* vorgeschlagen; wird die entsprechende Funktionstaste nicht noch einmal bedient, kann es zu diesem Wortfehler kommen.

Auf syntaktischer und lexischer Ebene zeigen sich Assimilationen und Reduktionen, wie *ne* oder *haste*, und zahlreiche Ellipsen, wie *Komme gerade erst nach hause. müssen aber unbedingt an we tel.meine neue nummerxxx. gibt neuigkeiten: bin seit gerade wieder single...* Dieses Beispiel unterstützt das Ergebnis von Androutopoulos/Schmidt, dass der Wegfall des Pronomens über die Hälfte (54%) der ausgewerteten Fälle ausmacht. Dabei wird am häufigsten auf *ich* verzichtet (60%), es folgen *es/das* (50%), *wir* (30%) und *du* (26%). Diese Verkürzungen lassen hier weniger auf Zeitersparnis wie beim chat schließen, sondern vielmehr auf einen – medialbedingten – zeichenökonomischen Sprachstil. Darüber hinaus sind diese Beispiele Bestandteile konzeptioneller Mündlichkeit, d.h. auch hier schlägt sich die Direktheit, aber auch Intimität der Situation sprachlich nieder. Zudem könnte aber auch – vergleichbar der chat-Kommunikation – das Wissen um die Kurzlebigkeit der eingegangenen Nachricht aufgrund der engen Speichermöglichkeit zu einem salopperen Umgangston verleiten.

Ebenfalls in Anlehnung an die chat-Kommunikation zeigen sich Lautwörter wie *bibi*, *haha*, *grrrr*, *aaabbb* als auch Inflektive (*\*grins\**, *\*fren\**), die hier weniger aufgrund der Schnelligkeit, sondern aufgrund der Kürze gewählt werden, denn im Vergleich dazu ist ein vollständiger Satz wie *Das ist sehr ärgerlich* oder *Ich freue mich sehr darüber* wesentlich zeichenaufwendiger. Auch aus sprachökonomischen Gründen finden sich zahlreiche Abkürzungen, wie *Nr.*, *u.a.*, *Std.*, die allgemeinsprachlich etabliert sind. Darüber hinaus werden jedoch ganz eigene, SMS-spezifische Abkürzungen kreiert, wie beispielsweise *hdl* für *hab dich lieb*.<sup>343</sup> Auch andere nicht konventionalisierte Abkürzungen, wie im obigen Beispiel *we* für *Wochenende* oder *tel.* für *telefonieren* (statt für *Telefon*), dienen der Einsparung des Zeichenvorrats, wobei sogar die Abkürzungsinterpunktion wegfallen kann, bis hin zu Initialabkürzungen wie *u* für *und* oder *e* für *ein*. Hier können auch ad hoc-Bildungen entstehen wie *Mister 9xklug*. Die gängigsten englischen Akronyme, die aus dem chat bekannt sind, sind *SMS*, *cu* und *ok*, wobei die deutschen Abkürzungen laut Schlobinskis Korpus mit 88% deutlich überwiegen.

Neben den genannten Abkürzungen lässt sich kein spezifischer SMS-Wortschatz belegen. Ähnlich der chat-Kommunikation sind regionale und vulgäre Ausdrücke selten und eher jugend- bzw. sprechsprachlich motiviert denn SMS-spezifisch. Auch hier zeigen sich Unterschiede hinsichtlich gruppeninterner Kommunikation, die neben umgangssprachlichen auch regionale und vulgäre Ausdrücke beinhaltet: *Dat is echt superscheiße. So ein wicksel!* Interessant sind die Begrüßungs- bzw. Verabschiedungssequenzen, die immerhin in 40% der von Schlobinski untersuchten SMS verwandt werden – obwohl aufgrund der technischen Rahmenbedingungen, die Sender und Empfänger klar ausweisen, ganz darauf verzichtet werden könnte. Derart ungerahmte Mitteilungen finden sich überwiegend in gruppeninternen Nachrichten, während gruppenexterne Mitteilungen am Brief orientierte Begrüßungs- und Verabschiedungseinheiten aufweisen.<sup>344</sup> Rahmungen in

---

<sup>343</sup> Diese unkonventionellen Wortbildungen animierte die BILD-Zeitung im Jahre 2000 sogar dazu, daraus eine Werbekampagne zu gestalten.

<sup>344</sup> Vgl. Androutopoulos/Schmidt (2002): S. 58.

gruppeninternen Nachrichten sind häufig informell, in Beispielen wie *Hi, Hey, Morgen, Nacht* werden erneut Einflüsse der gesprochenen Sprache deutlich.

Insgesamt zeigen die Reduktionen auf der phonologisch-orthographischen, morphologischen und syntaktischen Ebene „transformierte Face-to-face-Kommunikation sprechsprachlicher Phänomene in literater Form“<sup>345</sup>, also einen großen Anteil konzeptioneller Mündlichkeit – ähnlich der internetbasierten Kommunikationsformen. Der Unterschied hierzu liegt in den medial bedingten Ökonomisierungsstrukturen; diese Zeichenbegrenzung spielt im Internet keine Rolle. Dennoch verfällt der SMS-Schreiber in der Regel nicht in den nüchternen und neutralen Ton des Telegrammstils: „Die Konzentration vieler SMS-Nachrichten auf das Wesentliche führt keinesfalls dazu, dass der Spaß am Sprachgebrauch verloren geht. Im Gegensatz dazu stellen der Gebrauch von Variationsmustern und das Sprachexperiment wichtige interaktive Ressourcen der SMS-Kommunikation dar.“<sup>346</sup> Denn die auf wenige Zeichen reduzierte Kommunikation stellt gerade einen Anreiz dar, diese Grenzen zu überwinden und eine dieser Rahmung entsprechende Kreativität zu entwickeln – zumal das schriftliche Medium aufgrund seiner spezifischen Realisationsbedingungen „die Möglichkeit einer Überlegtheit innerhalb der Spontanität [sic]“<sup>347</sup> bietet. So wird beispielsweise das Leerzeichen zur Wörtertrennung ausgelassen, was zu witzigen Wortneuschöpfungen führt: *Kommasetzung? Kannichnich*. Darüber hinaus kann mit Hilfe von mündlichen Ausdrucksweisen und humorvollen Sprachkreationen Persönlichkeit und Intimität übermittelt werden, was gerade in der Ingroup-Kommunikation wichtig ist. Aus diesem Grunde stelle es eine Herausforderung zukünftiger Analysen dar, „sich von der Vorstellung einheitlicher Konventionen zu entfernen und der ‚lokalen‘ Nutzung ‚universal‘ verfügbarer Kommunikationsformen anzunähern.“<sup>348</sup> Damit bewegen sich die sprachlichen Auffälligkeiten zwischen den „Erklärungs-Polen“ der technischen Beschränkung und der kommunikativen Nähe.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die e-mail die konzeptionell schriftlichste der genannten technischen Kommunikationsformen darstellt, da die Dialogstruktur aufgrund der Ungleichzeitigkeit von Produktion und Rezeption zerdehnt ist; der Text ist aufgrund des schriftlichen Produktionsprozesses relativ reflektiert und kontrolliert und damit der Kommunikationsprozess im Vergleich zu einem face-to-face-Gespräch langsamer – im Vergleich zu einem traditionellen Brief aufgrund der technischen Rahmenbedingungen jedoch schneller; der Text ist personengerichtet und kann nicht interaktiv mitgestaltet werden, so dass eine freie Themenentwicklung innerhalb einer e-mail nicht möglich ist, sondern nur in einem umfassenderen Briefwechsel; außersprachliche Entwicklung ist nicht möglich, lediglich als Simulation mit Hilfe von emoticons; der Text ist fixiert und damit potentiell wiederholbar, er ist verbindlich, geformt und relativ geglättet, obwohl e-mails im Vergleich zu anderen Schriftstücken eine hohe Fehlertoleranz haben; da eine Kontexteinbindung nicht möglich ist, kann der Text mitunter sehr abstrakt sein. Aufgrund dieser überwiegend schriftlich geprägten Realisations- und Kommunikationsbedingungen stehen alle syntaktischen und lexischen Möglichkeiten medial schriftlicher Texte zur

---

<sup>345</sup> Schlobinski u.a. (2001): S. 31.

<sup>346</sup> Androutsopoulos/Schmidt (2002): S. 66.

<sup>347</sup> Ebd. S. 75.

<sup>348</sup> Ebd.

Verfügung, aber hier zeigt sich der Charakter der sekundären Oralität, d.h. in e-mails finden sich konzeptionell mündliche Besonderheiten wie Parataxen, Strukturwörter und Ellipsen, so dass die e-mail insgesamt auf medial graphischer Seite leicht in Richtung konzeptioneller Mündlichkeit zu verorten ist.

In der „Rangfolge“ der Beispiele sekundärer Oralität folgt wie ausgeführt die newsgroup, obwohl sie sich im Vergleich zur e-mail kaum hinsichtlich der Realisations- und Kommunikationsbedingungen unterscheidet – sie ist sogar aufgrund des weniger spezifischen Adressatenkreises konzeptionell schriftlicher orientiert –; dennoch entsprechen die sprachlichen Mittel stärker dem mündlichen Sprachgebrauch, da er insgesamt – auch hier wird stark generalisiert – informeller erscheint.

Dagegen zeigt die Kommunikation via chat deutliche Unterschiede in den Realisations- und Kommunikationsbedingungen, da die Interaktion direkt, spontan, individuell und schnell abläuft, Produktion und Rezeption geschehen geradezu simultan, die Kommunikation wird so flüchtig behandelt wie ein mündliches Gespräch und ist dementsprechend unverbindlich; der Themenentwicklung sind im Prinzip keine Grenzen gesetzt (Stichwort: *chatiquette*); der Kommunikationsprozess ist sehr dynamisch, der Text entsprechend fehlerhaft; obwohl keine direkte Kontexteinbindung möglich ist, wirken die Texte aufgrund des „Privat-Gespräch-Charakters“ selten abstrakt. Konzeptionell schriftlich ist der Einbezug von Werkzeugen, die zudem einen hohen Verbreitungsgrad erlauben, und das Fehlen außersprachlicher Mittel. Dennoch ist der chat die „mündlichste“ Kommunikationsform auf schriftlicher Basis. Denn im Vergleich dazu ist die SMS, die ebenfalls eine ganze Reihe mündlicher Realisations- und Kommunikationsbedingungen bereithält, aufgrund der Ungleichzeitigkeit von Produktion und Rezeption themenfixierter, langsamer (auch aufgrund der technischen Gegebenheiten), verbindlicher und geformter als ein chat-Gespräch – zumal die Nachrichten aufgrund der zwar begrenzten, dafür aber bequemen Speichermöglichkeit nicht zwingend flüchtig behandelt werden. Darüber hinaus vereitelt die begrenzte Zeichenzahl einen ausschweifenden Gesprächsstil wie beispielsweise in mündlichen Kommunikationssituationen, vielmehr will die Sinnstruktur eher chronologisch und die Wortwahl präzise sein, um Nachfragen – die wiederum mit Kosten verbunden sind – zu vermeiden.

Diese medial schriftlichen Beispiele sekundärer Oralität haben, um es noch einmal zu betonen, rein illustrativen, nicht-empirischen Charakter. Dagegen wird im Folgenden eine weitere Kommunikationsform, die sich zwischen den Polen Mündlichkeit und Schriftlichkeit bewegt – allerdings auf der medial phonischen Seite –, einer genauen Analyse unterzogen. Wenden wir uns also nun dem konkreten Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit zu – der Sprache der Fernsehnachrichten.

## 2. Nachrichten im Fernsehen: Informationsvermittlung zwischen Konsumorientierung und Pflichterfüllung

Nachdem nun die linguistischen Grundlagen hinsichtlich der mündlichen und schriftlichen Sprachausprägungen geschaffen sind und zuletzt die spezifischen Kommunikationsweisen im Rahmen der neuen Medien diskutiert wurden, beschäftigt sich dieses Kapitel ausführlich mit den kommunikationswissenschaftlichen Rahmenbedingungen eines „alten“ und vertrauten Mediums, des Fernsehens. Das Fernsehen erscheint uns heute als *Massenmedium* par excellence, in 98% der deutschen Haushalte steht mindestens ein Gerät, und im Durchschnitt nimmt sich täglich jeder Zuschauer drei Stunden Zeit, den bunten Bildern zu folgen.<sup>349</sup> „By any measure, television today is the giant among media. [...] Watching television is a major feature of modern life.“<sup>350</sup> Laut Zuschauerbefragungen informieren sich täglich 73% der Bundesbürger über das Zeitgeschehen in den Fernsehnachrichten.<sup>351</sup> Die Übermittlung via Fernsehen erscheint den Zuschauern im Vergleich zur Presse besonders glaubwürdig, da durch die Möglichkeit der Darstellung in Bildern und gesprochenen Worten dem Fernsehen eine größere Authentizität zugesprochen wird. „Durch das hohe Ikonizitätsniveau der Verbindung BILD + GERÄUSCH wird dem Hörseher der Eindruck tatsächlicher Ereignisse suggeriert: Die ikonische Botschaft, wiewohl medial vermittelt, nimmt den gleichen Weg ins Bewußtsein wie die Wirklichkeit selbst.“<sup>352</sup> Darüber hinaus erscheint es weniger anstrengend, zu sehen und zu hören statt zu lesen, häufig werden andere Tätigkeiten nebenbei gemacht. Aus diesem Grunde müssen auch Informationsprogramme attraktiv gestaltet sein: „Although we watch so much television, our viewing remains largely ephemeral. We use television mostly to relax and are seldom deeply involved. Even information programs have to be ‚good viewing‘ if they are to keep our attention.“<sup>353</sup> Welche konkreten Faktoren Einfluss auf die Gestaltung einer Nachrichtensendung nehmen, wird im Folgenden ausführlich dargelegt, wobei die sprachliche Präsentation als Gegenstand medienwissenschaftlicher Diskussion im Mittelpunkt stehen wird. Zunächst wird ein kurzer Abriss der jüngeren Fernsehgeschichte das Aufkommen eines wissenschaftlichen Zugriffs im Sinne der Konvergenzdebatte verdeutlichen. In diesem Rahmen werden auch die untersuchten Sendungen *Tagesthemen* und *RTL aktuell* in ihrer Programmentwicklung seit den 1980er Jahren bis heute insbesondere im Hinblick auf Gestaltung und Präsentation konturiert. Doch einleitend sollen auch hinsichtlich des Mediums Fernsehen die spezifischen Realisations- und Kommunikationsbedingungen sowie die damit verbundenen sprachlichen Besonderheiten diskutiert werden.

---

<sup>349</sup> Vgl. Schöffner (1998): S. 198.

<sup>350</sup> Barwise/Ehrenberg (1988): S. 1, 3.

<sup>351</sup> Vgl. Allensbacher Bericht Nr. 16/2002. [www.ifd-allensbach.de/news/prd\\_0216.html](http://www.ifd-allensbach.de/news/prd_0216.html)

<sup>352</sup> Scherer (1984): S. 35.

<sup>353</sup> Barwise/Ehrenberg (1988): S. 134.

## 2.1 Fernsehen als Massenmedium

### *Realisations- und Kommunikationsbedingungen*

Bereits im Jahre 1883 stellt Paul Nipkow sein elektrisches Teleskop vor, das mit Hilfe einer rotierenden Lochscheibe Bilder zeilenweise erfassen und wiedergeben konnte. Aber erst ein halbes Jahrhundert später sollte diese Grundlagentechnik durch vollelektronische Systeme abgelöst werden. Rein technisch gesehen ist es schon in den 1930er Jahren möglich, mehrmals in der Woche 90-Minuten-Sendungen auszustrahlen– allerdings nicht für Privathaushalte, das Programm konnte ausschließlich in den so genannten öffentlichen Fernsehstuben in Berlin verfolgt werden. Der Verkaufsstart für Fernsehgeräte auch für private Kunden wurde aufgrund des zweiten Weltkrieges verhindert. Aus diesem Grunde erfolgte der eigentliche Sendebeginn erst im Jahre 1948, zunächst jedoch eher als Versuchsbetrieb, erst Weihnachten 1952 begann der NWDR mit einem offiziellen Programm.

In dieser Anfangsphase wird das Fernsehgucken noch ganz unkritisch als eine interaktive Beziehung gesehen, als eine „wirkliche Kommunikation“ zwischen Sender und Empfänger, so dass die Familie bei Konzertübertragung festliche Kleidung trug.<sup>354</sup> Heute ist der Kanon einheitlich: Die massenmediale Kommunikation scheint zwar „virtuell dialogisch“<sup>355</sup>, insofern das Fernsehen Sender und Empfänger verschaltet, dennoch verläuft sie *indirekt* und *asymmetrisch*: Ein Massenmedium ist „dasjenige, [was] die Antwort für immer untersagt, das, was jeden Tauschprozeß verunmöglicht.“<sup>356</sup> Denn in den Massenmedien wird Interaktion lediglich simuliert, das Einschalten des Gerätes gilt als erfolgreiche Bestätigung eines Kommunikationsvorganges zwischen Sender und Empfänger, der „unsichtbar“ geworden ist.<sup>357</sup> *Vertrautheit* kann zwar bedingt bei den „Stammguckern“ angenommen werden, die bestimmte Eigenarten des Moderationsstils bei ihrem „Lieblingsmoderator“ sofort erkennen – im Gegensatz zu Zuschauern, die sporadisch einschalten –, da es sich jedoch nicht um eine echte zwischenmenschliche Beziehung handelt, die einen persönlichen Kontakt voraussetzt, ist diese Situation von *Fremdheit* gekennzeichnet. Außerdem ist in einigen Bereichen, wie z.B. den Nachrichten, wenig Raum für eine „persönliche Note“ – im Vergleich zu stärker personenbezogenen Formaten wie beispielsweise Talkshows, die dann sogar nach dem Namen des Moderators betitelt werden (*Johannes B. Kerner Show, Harald Schmidt Show, Sabine Christiansen*). Für den Moderator bleibt der Adressatenkreis ohnehin quasi anonym. Aufgrund der Live-Situation einiger Sendungen wird zumindest die aktuelle zeitliche Dimension vom Moderator und Zuschauer geteilt. Dabei haben die Kommunikationspartner keinen gleichzeitigen persönlichen Kontakt, der Empfänger bleibt rein rezeptiv und kann nicht direkt in die Kommunikationssituation eingreifen (außer er schaltet um oder ab<sup>358</sup>) und darf keine

---

<sup>354</sup> Vgl. Elsner/Müller (1995): S. 402, 404.

<sup>355</sup> Geissner (1993): S. 59.

<sup>356</sup> Baudrillard (1978): S. 91.

<sup>357</sup> Vgl. Faßler (1998): S. 335.

<sup>358</sup> Vgl. zum Phänomen des so genannten *Zapping* als „Rache des Zuschauers“ an den Kommunikationszumutungen des Fernsehens die aufschlussreiche Studie von Winkler (1991).



Rückmeldung des Senders erwarten: Er sieht *fern*. Ebenso wenig erhält der Sender ein augenblickliches Feedback vom Empfänger, ob das Gesendete „ankommt“: Die Kommunikation verläuft nicht reziprok. Die Kommunikationssituation ist monologisch, ja sogar unidirektional, da neben „der fehlenden räumlichen Kopräsenz der Kommunikationsteilnehmer auch die Möglichkeit para- oder extralinguistischer Rückmeldungen fehlt.“<sup>359</sup> Obwohl der Zuschauer Personen mit Gestik und Mimik auf dem Bildschirm sehen kann, herrscht kein echter Blickkontakt, der eine simultane Abstimmung ermöglichen könnte. Im Vergleich dazu ermöglicht „echte“ orale Kommunikation den Anwesenden, „sich zugleich in ihr mit dem Gesagten über die Gelingensbedingungen dieses Handelns zu verständigen. Mit dem Vernehmen des Gesagten verstehen sie zugleich, *uno actu*, ob sie getroffen oder verfehlt wurden.“<sup>360</sup> Zwar kann beispielsweise durch Zuschaueranrufe bei der jeweiligen Sendeanstalt relativ schnell eine Korrektur oder Bewertung des gesendeten Programms erfolgen, allerdings bedeutet diese Situation lediglich „Meta-Kommunikation des zum Kommunikator hochstilisierten Rezipienten für den zum Rezipienten gewordenen Kommunikator, nicht jedoch dialogische Kommunikation.“<sup>361</sup> Es kann „keine Interaktion unter Anwesenden zwischen Sender und Empfänger stattfinden. Interaktion wird durch Zwischenschaltung von Technik ausgeschlossen.“<sup>362</sup> Somit sind „die Vorstellungen, die sich die Redakteure von den Vorstellungen und Erwartungen der Rezipienten machen, nicht mehr [...] als Konstrukte, die mit der Realität häufig nicht übereinstimmen. Der Redakteur stellt Hypothesen über das Publikumsinteresse auf.“<sup>363</sup> Einziger Indikator für schwindende Akzeptanz oder Ablehnung einer Sendung ist eine sinkende Einschaltquote, die damit indirekt die Reaktion der Empfänger messen kann. Darauf kann die Sendeleitung dann ihrerseits reagieren, indem Sendungen geändert oder aus dem Programm genommen werden. Aber auch hier ist die „Masse“ entscheidend und nicht das Missfallen einzelner Rezipienten. Denn Fernsehprogramme richten sich – ähnlich wie Bücher, Zeitungen etc. – als Produkt eines Massenmediums an eine große Menge anonymer Menschen, die zwar mit Hilfe von Demoskopien als Teile einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe charakterisiert und einer bestimmten „Seher-Schaft“ zugeordnet werden können, aber dennoch keine individuelle Kontexteinbindung erlauben, denn für Massenmedien ist „der aktuell mitwirkende Adressatenkreis schwer bestimmbar. In erheblichem Umfange muß daher eindeutige Präsenz durch Unterstellungen ersetzt werden.“<sup>364</sup> Damit kann das Programm nicht individuengerecht ausgerichtet werden, sondern muss massenattraktiv vereinheitlicht werden. „In allen Formen der auf eine Menge eingestellten Kommunikationen haben wir es mit einer *diffusen* Kommunikation zu tun, deren Eigenart in der Anonymität, Unsichtbarkeit und Unbestimmbarkeit des angesproche-

---

<sup>359</sup> Schlickau (1996): S. 43.

<sup>360</sup> Stetter (1997): S. 29.

<sup>361</sup> Merten (1977): S. 145. In den seltensten Fällen kann der Zuschauer überhaupt mit den zuständigen Redakteuren oder Moderatoren persönlich sprechen, sondern wird von speziellen Mitarbeitern des so genannten *Zuschauertelefons* „abgespeist“. Außerdem benutzen die Zuschauer diese Möglichkeit zum „Dialog“ nicht immer für konstruktive Kritik oder inhaltliche Anmerkungen, sondern beschwerten sich über die Frisur oder den Anzug des Moderators.

<sup>362</sup> Luhmann (1995): S. 6.

<sup>363</sup> Burger (2000): S. 617.

<sup>364</sup> Luhmann (1995): S. 7.

nen Kreises besteht.<sup>365</sup> Dieser Kreis ist nicht begrenzt, sondern *öffentlich* und ermöglicht jedem, der über die technischen Voraussetzungen verfügt, die Teilnahme am kollektiven Fernsehkonsum.

Um der Separierung von Produzent und Rezipient entgegenzuwirken, versucht das Fernsehen durch Live-Schaltungen und Sendungen mit Studio-Publikum, insbesondere Talkshows, das Distanzgefühl des Zuschauers vor dem Bildschirm, der keinen direkten Anteil an dem Programmablauf hat, zu verkleinern. Dieses Publikum fungiert als Stellvertreter für den Rezipienten, so dass letztendlich die strikte Trennung zwischen Produzent und Rezipient nur symbolisch aufgehoben wird: Auch hier wird direkte Kommunikation lediglich fingiert, es handelt sich um „para-soziale Interaktion“, massenmediale Kommunikation ist im Vergleich zur interpersonalen durch einen besonderen Scheincharakter gekennzeichnet.<sup>366</sup> Denn der Kommunikationsprozess ist durch bestimmte Regeln eingeschränkt: Beispielsweise sind die Anzahl der Sprecher, der Sprecherwechsel, der Modus des Sprecherwechsels und das Thema festgelegt, es gibt keinen freien oder variablen Handlungsspielraum.<sup>367</sup> Dadurch sind die Aktionsmöglichkeiten der Teilnehmer extrem eingeschränkt, sie können den Prozess nicht mitgestalten, da der genaue Ablauf einer Sendung vorgeschrieben und festgelegt ist. Selbst direkt zugeschaltete Zuschauer-telefonate sind stark reglementiert und deshalb pseudointim, sie werden kontrolliert und selbstreferentiell instrumentalisiert, d.h. der Zuschauer wird als „Programmzuarbeiter für die Selbstinszenierungen des Moderators“ eingespannt.<sup>368</sup> Die so genannte *Bürgerbeteiligung* besteht lediglich darin, die Leerstelle im dramaturgischen Konzept des Moderators aufzufüllen. Damit lautet hier das Kommunikationsprinzip nicht *Dialog*, sondern *selbstreferentielle Monologizität*.<sup>369</sup>

„Damit bleibt der Rundfunk, zumindest nach heutiger Technik, ein unidirektionales Medium, in dem die auf die Gesamthörerschaft bezogene Benutzung dialogischer Elemente deutlich strategische Funktion hat, zumal Sprachhandlungssequenzen in bezug auf den äußeren Kommunikationskreis nur mit einer zeitlichen Zerdehnung möglich sind.“<sup>370</sup>

Gerade die Nachrichtensprecher und Moderatoren täuschen durch ihren festen Blick in die Kamera, wo der gedachte Aufenthaltsort des Zuschauers angesiedelt ist, eine *face-to-face*-Situation, die Co-Präsenz des Zuschauers vor, womit sozusagen die „fiktive Form direkter Kommunikation“<sup>371</sup> verkörpert werden soll. Die Benutzung eines Teleprompters, der als unsichtbare Lesehilfe dient, verstärkt den Eindruck, als spräche der Moderator „nur zu mir“.<sup>372</sup> Allerdings folgt der Zuschauer – oft ohne sich dessen bewusst zu sein – einer

---

<sup>365</sup> Feldmann (1962): S. 178.

<sup>366</sup> Vgl. Horton/Wohl (1956). Vgl. auch Burger (2000): S. 618.

<sup>367</sup> Vgl. Klein (1981): S. 108ff.

<sup>368</sup> Vgl. Neumann-Braun (1993): S. 225. Der Untersuchungsgegenstand ist hier der Hörfunk, das Ergebnis lässt sich jedoch in diesem Fall aufgrund vergleichbarer Kommunikationsbedingungen auch auf das Fernsehen beziehen.

<sup>369</sup> Ebd. S. 233.

<sup>370</sup> Schlickau (1996): S. 206.

<sup>371</sup> Burger (1990): S. 34. Vgl. dazu auch Holly (1995): S. 345, der dies „personalized style of pseudo-intimacy“ nennt, und Scannell (1991): S. 2.

<sup>372</sup> Vgl. Scannell (1996): S. 14.

gezielten Ton- und Bildregie, die ihn nötigt, sich an der vorgegebenen Kamera- und Schnittfolge zu orientieren, auf deren Auswahl er keinen Einfluss hat.

„Die Bezeichnung ‚Fernsehen‘ ist eigentlich irreführend. Wir sind nämlich keineswegs in der Lage, mit bestimmten Hilfsmitteln tatsächlich ‚in die Ferne zu sehen‘, sondern besitzen nur unter erheblichen Einschränkungen die Möglichkeit, irgendeinen optischen Vorgang von einem Ort zu einem anderen zu übertragen.“<sup>373</sup>

Damit sind nur bestimmte Ausschnitte zu sehen, ein Gesamteindruck bleibt verwehrt. „Auf diese Weise wird das ursprüngliche Ereignis verändert, und man kann sagen: es entsteht für den Rezipienten ein neues, vom Fernsehen partiell geschaffenes Ereignis.“<sup>374</sup>

Doch nicht nur technisch, auch inhaltlich wird versucht, den Zwang zur Generalisierung zu kompensieren und adressatenspezifisch zu wirken, indem Bedürfnisse des Zuschauers thematisiert werden; *Bürgernähe* lautet hier das Schlagwort. Da sich der Zuschauer in seiner vertrauten, privaten Umgebung befindet, fällt es leicht, das Fernsehgeschehen in das persönliche Erleben zu integrieren. Dieser Verschränkung von Fernsehen und Alltag mangelt es mitunter an Transparenz, so dass der Zuschauer der medialen Realitätskonstruktion nicht mehr gewahr wird.<sup>375</sup> Außerdem kann er auch hier vor Täuschungen nicht sicher sein, wenn Aufzeichnungen wie live-Material präsentiert werden oder Filmmaterial gar manipuliert wird.

Das Fernsehen ermöglicht also die *Simulation* einer primär mündlichen Kommunikation, entpuppt sich aber realiter als sekundäre Version, denn die Anwesenheit des Zuschauers bleibt inszeniert: Im Vergleich zu einer intimen face-to-face-Situation wird dieser mit einer *sekundären Intimität* konfrontiert.<sup>376</sup> Er befindet sich in einer klassischen *one-way-communication*, in einer Einbahnstraße, in der die Informationen nur in eine Richtung verlaufen: „Das Medium ist gewissermaßen nur ‚semipermeabel‘“<sup>377</sup>. Der Empfänger kann niemals „seinerseits die Rolle des Senders übernehmen“<sup>378</sup>, ja seine Anwesenheit bleibt in der aktuellen Kommunikationssituation wirkungslos.

„Der [...] Zuschauer braucht nicht notwendigerweise eine Antwort zu geben – die kommunikative Reaktion des Partners beeinflusst den Fortgang der Kommunikation nicht unmittelbar – auch wenn ich den Fernsehschirm zertrümmere, weil mich der Sprecher beleidigt hat, bin ich wohl kaum fähig, ihn dies auch wissen zu lassen.“<sup>379</sup>

Gerhard Maletzke fasst in einer frühen und bis heute populären Definition von Massenkommunikation die wichtigsten der genannten Phänomene zusammen:

---

<sup>373</sup> Richter (1964): S. 11.

<sup>374</sup> Burger (2000): S. 619.

<sup>375</sup> So wollen beispielsweise bis heute Zuschauer in frei gewordene Wohnungen der ARD-Serie *Lindenstraße* einziehen.

<sup>376</sup> Vgl. Habermas (1962): S. 207.

<sup>377</sup> Holly (1996): S. 33.

<sup>378</sup> Burger (1978): S. 87.

<sup>379</sup> Ebd. S. 24.

„Unter Massenkommunikation verstehen wir jene Form der Kommunikation, bei der Aussagen

öffentlich	(also ohne begrenzte und personell definierte Empfängerschaft)
durch technische Verbreitungsmittel	(Medien)
indirekt	(also bei räumlicher oder zeitlicher oder raumzeitlicher Distanz zwischen den Kommunikationspartnern)
und einseitig	(also ohne Rollenwechsel zwischen Aussagendem und Aufnehmendem)
an ein disperses Publikum vermittelt werden	(im soeben erläuterten Sinne). <sup>380</sup>

Maletzke ersetzt den diffusen und wertbesetzten Begriff *Masse* durch den Ausdruck *disperses Publikum*: „Gemeint ist damit eine große Zahl von räumlich getrennten Individuen oder kleinen Gruppen (zum Beispiel Familien), die eine durch ein Massenmedium verbreitete öffentliche Aussage empfangen.“<sup>381</sup>

Obwohl das Fernsehen ein mündliches Medium ist, wird es aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive eher in der Linie von Schrift und Literalität gesehen, da die speziellen Kommunikationsbedingungen trotz der Audiovisualität im Vergleich zu einer echten face-to-face-Kommunikation ein höheres Maß an Explikation erfordern. Damit markieren diese speziell massenmedialen Kommunikationsbedingungen einen Grenzbereich zwischen Oralität und Literalität: Als Bildmedium ermöglicht das Fernsehen, das gesprochene Wort in seinem para- und non-verbalem Kontext zu vermitteln, entbehrt dabei jedoch im Vergleich zu einer natürlichen, nicht medial verstellten Gesprächssituation zahlreicher mündlicher Kommunikationsbedingungen, da sowohl die Produktion als auch die Rezeption in schriftlichen Strukturen verhaftet bleibt.

Zusammenfassend zeigen sich damit für das Medium Fernsehen folgende Eigenschaften: Die konzeptionelle Schriftorientierung ergibt sich aus der monologischen und einseitigen Kommunikationsrichtung, der reflektierten und kontrollierten Produktion, die langsamer funktioniert als ein spontanes face-to-face-Gespräch, der asynchronen Produktion und Rezeption, der Anonymität aufgrund der Mehrfachadressierung und Öffentlichkeit – in der Regel ist keine direkte Interaktion möglich –, der Themenfixierung, der potentiellen Wiederholbarkeit, der starken Kodifizierung, der Notwendigkeit von Werkzeugen, des hohen Verbreitungsgrades, der Geformtheit und des definitiven und statischen Ergebnisses, denn nur selten darf der Zuschauer die Sendung mitgestalten. Dagegen zeigt sich für die Fernsehkommunikation auf der konzeptionell mündlichen Seite, dass lediglich die Möglichkeit existiert, außersprachliche Mittel mit einzubeziehen, sowie den – allerdings nur auf Produktionsseite vorhandenen – Kontext, der darüber hinaus einen konkreten Wortschatz zulässt. Diese Eigenschaften gelten natürlich nicht generell für alle Sendungstypen, die Zuschreibung hat aufgrund der Heterogenität der einzelnen Formate generalisierenden Charakter. Diese exemplarische Auswahl von Realisations- und

---

<sup>380</sup> Maletzke (1963): S. 32.

<sup>381</sup> Maletzke (1976): S. 4.

Kommunikationsbedingungen verdeutlicht eine starke Schriftbezogenheit der Fernsehproduktion, so dass eine konkrete Positionierung im Schema die Fernschkommunikation (Fk) ungefähr im letzten Drittel in Richtung Schriftlichkeit erscheinen lässt: Denn im Vergleich zu den in Kapitel 1.3 besprochenen Beispielen sekundärer Oralität ist die Fernschkommunikation aufgrund der genannten „mündlichen Eigenschaften“ weniger schriftlich als eine e-mail, aber weniger mündlich als eine chat-Kommunikation, die weitaus stärker auf Interaktion ausgerichtet ist und aus diesem Grunde eine ganze Reihe mündlicher Realisations- und Kommunikationsbedingungen bereithält. Allerdings ist dies tatsächlich nur eine sehr vereinfachte Darstellung, die jeglicher empirischer Grundlage entbehrt.

Die Frage ist nun, wie sich diese speziellen Umstände auf den Sprachgebrauch auswirken, insbesondere interessiert die Frage, in welcher Gewichtung sich die mündlichen und schriftlichen Elemente in der Sprache widerspiegeln. Hier ist keine pauschale Antwort möglich, es „dürften sich allenfalls prototypische Merkmale für mehr oder minder große Teilbereiche massenmedialen Sprachgebrauchs ausfindig machen lassen.“<sup>382</sup> Denn aufgrund der enormen Programmviefalt kann nicht von *der* Fernsehsprache gesprochen werden, da die Sprechweisen entsprechend den Sendungstypen variieren, eine Talkshow kann schon rein strukturell, aber auch sprachlich nicht mit einer Vorabendserie oder einem Kulturmagazin verglichen werden: Während in einer Talkshow Raum für spontane Diskussionen ist, die in der Regel nicht exakt planbar sind, diskutieren die Protagonisten in einer Vorabendserie auf der Basis von Drehbüchern, d.h. spontansprachliche Äußerungen sind selten möglich, auch wenn manch gut gespielter Streit natürlich wirken mag. Damit entscheidet bereits die Produktionsart darüber, ob ein Text schriftlich vorformuliert oder spontansprachlich ist. Wichtig ist in diesem Rahmen auch die Frage, ob es sich um eine live-Situation handelt oder ob die Sendung zeitversetzt ausgestrahlt wird, so dass das Material nach einer Aufzeichnung bearbeitet werden kann. Darüber hinaus ist je nach Sendungstyp die Art der Performanz vorgegeben, vom offenen Ablesen eines Manuskripts oder Spickzettels über das versteckte Lesen vom Teleprompter bis hin zum echten, spontanen Gespräch. Denn die Kommunikationssituation wird maßgeblich vom *setting*, also von den unterschiedlichen Äußerungskontexten bestimmt: In der Fernschkommunikation spielt es beispielsweise eine entscheidende Rolle, ob es sich um eine monologische oder dialogische Situation mit einem „echten“ Gegenüber handelt und ob ein Studiopublikum anwesend ist.<sup>383</sup> Daneben entscheidet auch der Grad an Authentizität über die Art der Inszenierung; hier existiert ein Kontinuum vom Fiktionalen bis zur Dokumentation.<sup>384</sup> Zuletzt ist auch der Grad an Formalität rahmengebend, ob die Situation eher offiziellen oder informellen Charakter hat. All diese Einflussfaktoren führen zu unterschiedlichen Rahmensetzungen, d.h. es existieren unterschiedliche Interpretationsschemata, mit Hilfe derer die jeweilige Kommunikationssituation definiert wird, was sich wiederum auf die Sprachwahl auswirkt.<sup>385</sup> Aus diesem Grunde kann auch im Fall des massenmedialen Sprachgebrauchs kein einheitliches Sprachbild gezeichnet werden. „Die Massenmedien

---

<sup>382</sup> Schmitz (1987): S. 824.

<sup>383</sup> Vgl. dazu ausführlich Hymes (1979): S. 157f.

<sup>384</sup> Vgl. hierzu Holly (1996): S. 33f.

<sup>385</sup> Vgl. ausführlich dazu Goffman (1977).

haben keine eigene ‚Sprache‘, wenn man Sprache im Sinne von ‚Subsystem‘, ‚Varietät‘ oder ähnlich versteht.<sup>386</sup> Zu diesem Ergebnis kommt auch eine exemplarische Untersuchung verschiedener Fernsichttexttypen: „Eine einheitliche Konzeption des Phänomens Mediensprache wäre unangemessen.“<sup>387</sup> Dass bestätigt auch Straßner hinsichtlich konzeptioneller Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit: „Wie die Sprache im Hörfunk, so ist auch die im Fernsehen als Mischsprache zu charakterisieren. Sie bedient sich aller sprachlichen Formen, vom extremen Schreibtischprodukt, das verlesen wird, bis hin zum spontan geäußerten Text.“<sup>388</sup> Denn bereits innerhalb eines Sendungstyps bietet sich kein einheitliches Bild: So kann beispielsweise nicht von *der* Talkshow gesprochen werden, da diese stärker politikorientiert (z.B. *Sabine Christiansen*, ARD) oder unterhaltungsorientiert (z.B. *Jürgen Fliege*, ARD) und somit auch sprachlich unterschiedlich gestaltet sein können.<sup>389</sup>

„Gerade die Vielfalt der im Bereich der Massenkommunikation vorkommenden Mediensorten, Textarten, Stilformen, der Informationsanlässe und -ziele, die Bandbreite der Produktions- und Rezeptionsbedingungen, die Individualität der Autoren und Konsumenten macht die verbreitete Redeweise von ‚der‘ ‚Mediensprache‘ oder von der ‚Sprache der Massenmedien‘ fragwürdig. Dennoch haben die spezifischen Bedingungen der Massenkommunikation Auswirkungen auf deren Form.“<sup>390</sup>

Zwar lassen sich einige textsortenübergreifende Merkmale der Sprachkommunikation finden, diese bleiben allerdings sehr allgemein:<sup>391</sup> Da sich das Fernsehen im Vergleich zu anderen Medien insbesondere durch seine Visualität auszeichnet, ist die Sprache selten alleiniger Informationsvermittler, das Zusammenspiel von Bild und Ton stellt ganz eigene Anforderung an den Sprachgebrauch. Dies wird beispielsweise in dem Phänomen der *Text-Bild-Schere* deutlich, denn wenn die auditiven und visuellen Informationen nicht kongruent sind, wird das Apperzeptionsvermögen des Zuschauers überlastet und es kann zu Verständlichkeitsschwierigkeiten kommen, da Text und Bild jeweils unterschiedliche Assoziationen hervorrufen.<sup>392</sup> Deshalb soll die Schnittfolge synchron zur sprachlichen Gestaltung des Textes verlaufen, um den Verarbeitungsprozess zu erleichtern. Darüber hinaus hat die „Intimisierung der öffentlichen Kommunikation“, die sich in der Tendenz der Personalisierung und Emotionalisierung bestimmter Themen zeigt, neben einer stärkeren Expressivität im non-verbalen und paraverbalen Bereich auch Auswirkungen auf den Sprachgebrauch. Auch der Trend zu einer unterhaltenden Aufbereitung auch informativer Programme ziehe eine passende Sprachwahl nach sich. Um ein möglichst breites Publikum zu erreichen, kann es zu einer Vermischung von Textsorten, Stilen und Varietäten kommen, „häufig sind Code-Switching und Code-Shifting zu Dialektismen,

---

<sup>386</sup> Burger (1990): S. 3. Vgl. zum Problem der Abgrenzung unterschiedlicher Textsorten in den Massenmedien auch Burger (2000). Zur umfangreichen Forschungsliteratur vgl. z.B. die Arbeitsbibliographie zur Medienlinguistik von Hans J. Wulff unter [www.uni-kiel.de/medien/ber141999.html](http://www.uni-kiel.de/medien/ber141999.html)

<sup>387</sup> Holtus/Schweickard (1984): S. 181.

<sup>388</sup> Straßner (1991): S. 177.

<sup>389</sup> Denn je nach Konzeption bestehen die Talkgäste beispielsweise überwiegend aus Schauspielern oder anderen Prominente, denen ein Auftritt vor der Kamera und ein professionellen Umgang mit Sprache vertrauter ist als Privatpersonen. So werden in Jutta Piepers Untersuchung zu „Vorkommen und Funktion von Phraseologismen in deutschen Fernseh-Talkshows“ sendungsabhängige Unterschiede deutlich. Vgl. Pieper (2002).

<sup>390</sup> Hess-Lüttich (1987): S. 213.

<sup>391</sup> Vgl. hierzu Holly/Püschel (1993): S. 146f.

<sup>392</sup> Vgl. dazu z.B. Wember (1976) und Weber (1980): S. 47.

Gruppensprachen, Fachsprache, Wissenschafts- und Bildungsjargon, zu hohem und niederem Stil, Humor und Pathos.<sup>393</sup> Daneben zeige sich eine gewisse „Offenheit“ der Texte an Merkmalen wie Polysemie, Segmentierung, Serialisierung, Offenheit des Endes etc. sowie in einer fernsehtypischen Ausgewogenheit im sprachlichen Ausdruck durch Kompromissformeln, *einerseits-andererseits*-Formen, Leerformeln, Plastikwörtern. Da die Texte im allgemeinen kurz gehalten werden müssen, wird durch die Verwendung von Formeln und Slogans auf das Kontextwissen des Zuschauers gesetzt.<sup>394</sup> Zuletzt ist gerade das Fernsehen Ort der *sekundären Oralität*, deren sprachliche Auswirkungen Thema dieser Arbeit sind.

All den unterschiedlichen Einflussfaktoren gerecht zu werden und in diesem Sinne eine systematische massenmediale Textsortenbestimmung zu leisten, ist eine noch ungelöste Aufgabe der medienlinguistischen Forschung. Aus diesem Grunde fokussiert die vorliegende Arbeit lediglich einen kleinen Teilbereich innerhalb des Typus *Nachrichtensendung*, in dem sich ebenfalls unterschiedliche Textsorten vereinen, wie beispielsweise Kommentar, Sprechermeldung, Interview.

„Schon die Nachrichtensendungen enthalten Bauteile unterschiedlichster sprachlicher Struktur: Sprechermeldungen werden von Redakteuren nach Agenturvorlagen erstellt und von Sprechern, Redakteuren im Studio oder Moderatoren verlesen. Filmberichte werden in der Redaktion betextet, oft mit Fakten belegt, die nicht mit den Bildern übereinstimmen. Reporter- oder Korrespondentenberichte sind zwar meist einheitlich konzipiert, werden aber aus Zeitmangel nur gekürzt oder in Ausschnitten gesendet. Kommentare sind reine Zeugen geschriebener und verlesener Textgestaltung. Interviews laufen wegen der Zeitknappheit meist als ritualisierte Frage-Antwort-Handlungen ab. Moderationstexte sollten eher spontan dem Zuschauer und Zuhörer eine Anleitung zum Verstehen des verbalen und bildlichen Angebots bieten, ihn durch die Sendung leiten, aber auch Einordnungshilfe leisten.“<sup>395</sup>

Dieses ausführliche Zitat belegt zwar die Heterogenität von Nachrichtensendungen, spart dabei jedoch nicht mit Generalisierungen, denn nicht jedes Interview läuft ritualisiert ab, aufgrund der potentiellen Unberechenbarkeit des Gesprächspartners kann ein Interview eine vollkommen überraschende Wende bekommen. Darüber hinaus erscheint es unverständlich, warum im Zusammenhang von Moderationstexten Spontaneität angenommen wird, da diese Texte mitunter Stunden vor Sendebeginn fertiggestellt sind. Allerdings ist eine Kategorisierung ohne Generalisierung zugegebenermaßen problematisch, so dass eine systematische Aufstellung der möglichen Textsorten innerhalb einer Nachrichtensendung noch nicht geleistet worden ist; darüber hinaus ist die Terminologie uneinheitlich. Burger versucht einen Überblick über die wichtigsten Textsorten, verursacht jedoch aufgrund der Doppelnennung *Nachrichtensendung* Verwirrung: Zunächst wird der Nachrichtensendung im Sinne eines Filmberichts genannt, dann ein zweites Mal ohne weitere Angaben in Klammern, jedoch mit dem Zusatz, dass dieser Filmbericht mehr Hintergrund biete als der Filmbericht; hier wird nicht deutlich, welcher Filmbericht gemeint ist.<sup>396</sup>

---

<sup>393</sup> Ebd. S. 147.

<sup>394</sup> Vgl. hierzu auch Lüttich (1987): S. 204. Der Gebrauch bestimmter formelhafter Wendungen kann beispielsweise auch Gediegenheit suggerieren (*sie werden darin ihr Genüge finden*) oder intellektuellen Nebel verbreiten (*ein Prozess, der Bewusstseinsinhalte transportieren kann, ohne zum Aktionsfeld bloßer Gesinnung zu verkommen*); dieser Umgang wird hier sprachkritisch betrachtet.

<sup>395</sup> Straßner (1991): S. 177.

<sup>396</sup> Vgl. Burger (2000): S. 625.

Diese Zusammenstellung wirft noch ein weiteres Problem auf: Im Vorfeld diskutiert Burger, ob der hier untersuchte Gegenstand der Anmoderationen eine eigene Textsorte oder vielmehr eine Summe aus unterschiedlichen Textsorten darstellt, da der Moderator ganz unterschiedliche Funktionen innerhalb einer Sendung erfüllt und darüber hinaus durch seine Persönlichkeit die Texte sprachlich „einfärbt“.<sup>397</sup> Im Folgenden jedoch vermisst der Leser eine Kategorie, in die dieser Typus eingeordnet werden könnte, womit deutlich wird, dass die Anmoderation oder der „Moderator-Text“, wie Burger ihn nennt, zumindest einer eigenen Nennung und Bezeichnung bedarf – ohne dass die Frage, ob es sich hierbei um eine eigene Textsorte handelt oder nicht, hinreichend geklärt sein muss. Allerdings legt die Aufstellung dies nahe, denn auch ein Filmbericht kann je nach Autor unterschiedliche Textsorten in sich vereinen, aber es scheint doch nötig, hier eine Systematik zu erlangen – auch wenn sie generalisierenden Charakter hat. An anderer Stelle führt Burger die zentrale Rolle des Moderators innerhalb des Nachrichtenmagazins aus, indem er ihm drei Aspekte zuweist: einen *strukturellen*, einen *interpretativen* und einen *pragmatischen*.<sup>398</sup> Der *strukturelle Aspekt* bezeichnet die Funktion des Moderators, mit Hilfe seines Moderationstextes „die Vielfalt der heterogenen und in sich weitgehend abgeschlossenen Textelemente zu einer für den Rezipienten überschaubaren Einheit“<sup>399</sup> zu machen. Dies geschieht zum Beispiel am Anfang einer Sendung, wenn ein zusammenfassender Überblick über die wichtigsten Themen der Sendung gegeben wird, sowie zwischen den einzelnen Berichten, die durch thematische Überleitungen verbunden oder durch den Hinweis „Themenwechsel“ voneinander abgegrenzt werden.

Der *interpretative Aspekt* zielt auf die kommentierende Ebene der Moderation ab, d.h. der Moderator vermittelt nicht nur Zusatzinformationen, die der Filmbericht vielleicht zu ungenügend liefert, sondern gibt vielmehr eine „erste Deutung des Geschehens“<sup>400</sup>.

Der *pragmatische Aspekt* stellt die individuelle Persönlichkeit des Moderators heraus, der sich auf seine spezifische Weise an sein Publikum wendet, denn „er ist nicht bloß wichtig als Realisator eines verbindenden Textes, also sozusagen auf der textlinguistischen Ebene, sondern ebenso und häufig noch viel entscheidender als *Person*, die für die Einheit der Sendung bürgt, also auf einer primär kommunikativen Ebene.“<sup>401</sup> Damit dient der Moderator – ähnlich der Rolle eines Conferenciers – als maßgebliche Orientierungshilfe, er wird „zur verbindenden Instanz zwischen Sender, Sendung, Elementen der Sendung, Sendungsumfeld und Publikum.“<sup>402</sup> Durch diese Personifizierung soll eine größere Zuschauerbindung erreicht werden.

Es wird deutlich, dass die speziellen Produktions- und Kommunikationsbedingungen der Anmoderationen einen eigenen Typus entstehen lassen, der wiederum, wie ausgeführt, mit der Sprachwahl korreliert. Diese Korrelation zwischen den Produktionsbedingungen und der Sprachwahl wird im Folgenden illustriert, indem ein kurzer Überblick über die

---

<sup>397</sup> Vgl. Burger (2000): S. 624.

<sup>398</sup> Vgl. Burger (1990): S. 168f.

<sup>399</sup> Ebd. S. 168.

<sup>400</sup> Ebd.

<sup>401</sup> Burger (1987): S. 24. Herv. i. Orig.

<sup>402</sup> Burger (1990): S. 169.



Verständlichkeitsforschung die Motive der Textproduzenten für eine bestimmte Textwahl im Bereich der Nachrichten verdeutlicht.

### ***Textproduktion unter Bedingungen sekundärer Oralität am Beispiel der Nachrichtensprache***

Nicht in allen Sparten des Fernsehens werden die Auswirkungen sekundärer Oralität so deutlich wie in den Nachrichten, denn hier sind die Übergänge von der gesprochenen zur geschriebenen Sprache besonders augenfällig. Dies zeigt sich schon in aller Deutlichkeit in der technischen Verfahrensweise, denn die Nachrichtentexte werden von einem vorkonzipierten Manuskript abgelesen – sei es ganz offensichtlich von einem sichtbaren Papier wie in den Sprechermeldungen der *Tagesschau* oder mit Hilfe eines des *Teleprompters* oder *Autocues*. Dieses Gerät steht für den Zuschauer unsichtbar direkt neben der Kamera, damit *vor* dem Bildschirm der Eindruck eines frei sprechenden Moderators entsteht: Das Medium ist mündlich, die Konzeption schriftlich.

Somit könnte die Nachrichtensprache rein konzeptionell betrachtet zunächst zu der geschriebenen Sprache gezählt werden, da der gesprochene Text nicht frei formuliert und nicht spontan entstanden ist, somit die Hauptkriterien für die gesprochene Sprache nicht erfüllt, wenn gelten soll, dass „Gesprochenes [...] einmalig in einer bestimmten Situation für ein aktuelles Ereignis hervorgebracht wird [und] die Sprache, die schon vorformuliert ist, streng von gesprochener Sprache, die ohne intensive Vorbereitung und ohne schriftliche Vorbereitung hervorgebracht wird, unterschieden wird.“<sup>403</sup> Definitionen, die in diesem Sinne gesprochene Sprache charakterisieren, klammern die Nachrichtensprache aus dem Bereich der gesprochenen Sprache aus.<sup>404</sup>

„Die Sprache der Nachrichten in Funk und Fernsehen wird bekanntlich durch Texte konstituiert, die für die orale Präsentation bestimmt sind und insofern Rücksicht auf spezifische Bedingungen gesprochener Sprache zu nehmen haben. [...] Dennoch zählt ein so für die orale Präsentation (Realisierung im code phonique) geplanter Nachrichtentext zum code écrit, wenn er vorher ‚aufgezeichnet‘, d.h. im code écrit konzipiert ist, was in der Tat den Regelfall darstellt.“<sup>405</sup>

Denn viele der für den mündlichen Sprachgebrauch „typische“ Eigenschaften wie Pausen, Anakoluthe, Ellipsen, Partikeln tauchen gar nicht oder selten auf. Ein weiteres Ausschlussverfahren bilden die speziellen Produktionsbedingungen, die im Falle der Fernsehnachrichten den Gesetzen der geschriebenen Sprache gehorchen, da hier „eine beliebig große zeitliche und räumliche Distanz zwischen Produktion und Rezeption möglich ist“, jedoch „für das Medium ‘gesprochene Sprache’ Zeit und Ort der Produktion und Rezeption identisch sind.“<sup>406</sup>

Diesen Überlegungen ist soweit nicht zu widersprechen, jedoch wird mit diesen Ausgrenzungskriterien die Rolle des *Rezipienten* zu schwach berücksichtigt, denn dieser hat das vorgefertigte Manuskript nicht sichtbar vor Augen, sondern kann lediglich *hören*, was

---

<sup>403</sup> Deutrich (1971): S. 18, 21.

<sup>404</sup> Vgl. Schank/Schoenthal (1983): S. 2, Steger (1972): S. 175 und Rupp (1979): S. 157.

<sup>405</sup> Söll (1985): S. 50.

<sup>406</sup> Schröder (1973): S. 9.

abgelesen wird. Übertragen auf die Definition, gesprochene Sprache sei „lautlich realisiert und akustisch aufgenommen“ und geschriebener Sprache „graphisch realisiert und optisch aufgenommen“<sup>407</sup>, trifft bezüglich der Nachrichtensprache jeweils ein Teil der Definition zu: Sie ist auf der Produzentenseite *graphisch realisiert*, wird aber vom Rezipienten *akustisch aufgenommen*.<sup>408</sup> „Im Grunde entstammt die Sprecherfigur prämedialer Zeit. Es ist dies die Tradition oraler Wissensüberlieferung und Mnemotechniken.“<sup>409</sup> Damit sind aufgrund der asymmetrischen Kommunikationssituation besondere Schwierigkeiten verknüpft: Da der Text dem Rezipienten nicht als Ganzes vor Augen liegt, ist er auf die Betonung und Akzentuierung des Sprechers angewiesen, der damit nicht sichtbare Satzzeichen und die Gliederung des Textes hörbar machen muss. Doch die Sprechgeschwindigkeit des Nachrichtensprechers entspricht nicht unbedingt der Hörgeschwindigkeit des Rezipienten, der jedes Wort nur einmal hören kann und nicht die Möglichkeit wie der Leser hat, zurückzublättern und eine Passage wiederholt zu lesen.<sup>410</sup> Denn nur auf der Produzentenseite ist der Text als schriftlich fixiertes Manuskript beliebig oft wiederholbar. Darüber hinaus kann der Moderator zwar als „Verkörperung“ des Textes Mimik und Gestik einsetzen, um den Inhalt eines gesprochenen Textes zu unterstreichen und zu verdeutlichen; in der Nachrichtenpräsentation sollte das jedoch auf ein Mindestmaß reduziert werden, da übertriebene Bewegungen vor der Kamera unruhig und hektisch wirken und die Glaubwürdigkeit mindern können. Da kein persönlicher Kontakt möglich ist und die Kommunikationspartner keinen gemeinsamen Wahrnehmungsraum teilen, müssen die sprachlichen Formulierungen, also die verwendeten lexikalischen und grammatischen Mittel, zur Verständnissicherung dienen. Damit stellt der Text selbst einen wichtiger Ansatzpunkt dar, die genannten Kommunikationsprobleme zu kompensieren – insbesondere im Rahmen der Anmoderationen in Nachrichtensendungen, die wenig Raum für komplexe Bildunterstützung lassen. Aber auch für die Nachrichten insgesamt gesehen steht der Text im Mittelpunkt, da dieser auch ohne Bebilderung verstanden werden kann, was umgekehrt meist nicht der Fall ist: „Die ‚Tagesschau‘ bringt nicht kommentierte Stummfilme, sondern Texte mit gelegentlichen Illustrationen, die in Auswahl und Anordnung vom Text her selten motiviert und ohne diesen durchweg unverständlich sind.“<sup>411</sup>

Die Frage ist nun, wie allein über den Text der Zuschauer umfassend erreicht werden kann, damit dieser erst gar nicht in die Situation kommt, Rückfragen stellen zu müssen. Denn im Prinzip bleibt er mit dem Gesehenen und Gehörten weitgehend allein, „er ist

---

<sup>407</sup> Nerius (1987): S. 832.

<sup>408</sup> Aus diesem Grunde schlägt Walther von La Roche statt der klassischen Differenzierung in *geschriebene und gesprochene Sprache* analog dazu die Unterscheidung *Lesen* und *Hören* vor, womit er sich bewusst auf die Rezipientenseite stellt. Vgl. La Roche (1977): S. 9.

<sup>409</sup> Knobloch (1998): S. 36.

<sup>410</sup> Vgl. Blaes (1987): S. 88 und La Roche (1991): S. 55f. Rickheit/Strohner kommen in ihren Untersuchungen zu dem Schluss, dass gerade diese Möglichkeit des wiederholten Lesens u.a. dazu führt, dass gelesene Texte besser behalten werden als gehörte. Sie verweisen auf andere Studien, die zu ähnlichen Ergebnissen kommen: dass bei optischer Textrezeption im Vergleich zur akustischen bessere Wiedergaberesultate der Probanden erzielt werden. Vgl. Rickheit/Strohner (1983).

<sup>411</sup> Vgl. Schmitz (1990): S. 37. Die Austauschbarkeit von Filmmaterial zeigt sich beispielsweise, wenn alte Aufnahmen von Kriegsschauplätzen für aktuelle Geschehnisse ohne *Archiv*-Markierung verwendet werden, wie dies in skandalträchtigen Beiträgen vollführt und entsprechend geahndet wurde.

dem Text ausgeliefert, ob er ihn versteht oder nicht.“<sup>412</sup> Versteht er ihn nicht, schaltet er um. Um dies zu vermeiden, sind die Journalisten ihrerseits bemüht (und genötigt), die Texte bewusst verständlich zu gestalten und nicht „nur hoffen und wollen, daß der Zuschauer etwas versteht. Es heißt wissen, weshalb er versteht und weshalb nicht.“<sup>413</sup> Denn die Textverständlichkeit gilt gerade im Informationsbereich als eine *Maxime*, und das nicht nur aus Gründen einer angemessenen Einschaltquote, sondern auf Seiten der Öffentlich-Rechtlichen auch aufgrund der Auflagen der Programmrichtlinien, in diesem Falle konkret des Bildungsauftrages: „Die Informationen müssen so gestaltet, so angeordnet, so präsentiert werden, daß *jeder* Interessierte in der Lage ist, sie auch zu verstehen. [...] Ein gesprochenes Wort muß gehört, d.h. akustisch aufgenommen, und sofort verstanden werden.“<sup>414</sup> Denn „nimmt sich der Hörer Zeit zum Nachdenken über das zu ihm Gelangte, so entgeht ihm das sprachlich Folgende.“<sup>415</sup> Der Zuschauer „muß zunächst das Angebot überprüfen können auf die für ihn persönlich relevanten Inhalte“, und das funktioniert nur, „wenn ihm dieses Angebot in einer Weise gemacht wird, die ihm dieses Überprüfen auch ermöglicht.“<sup>416</sup> Zwar kann ein auf Verständlichkeit ausgerichteter Text nicht garantieren, dass tatsächlich eine Verständigung gelingt, wie in den folgenden Ausführungen deutlich wird; dennoch „muß die ‚Verständlichkeitsmaxime‘ als eine Art kommunikationsethisches Prinzip angesehen werden. Wenngleich gegen diese Maxime verstoßen werden kann und oftmals auch gegen sie verstoßen wird, müssen wir als Kommunizierende von der wechselseitigen Annahme ausgehen, daß es prinzipiell möglich ist, das was zu sagen ist, so zu sagen, daß es der Partner versteht [...]“.<sup>417</sup> Doch was verbirgt sich genau dahinter? Unter welchen Bedingungen wird ein Text verstanden? Diese Frage ist alles andere als leicht zu klären:

„Verständlichkeit gilt weithin als eine Eigenschaft von Texten relativ zu bestimmten Adressaten. Es fällt anscheinend leicht, einen Text als ‚allgemeinverständlich‘ oder ‚unverständlich‘ zu charakterisieren. Schwierig hingegen ist die Frage nach den Kriterien für Verständlichkeit und Verstehen.“<sup>418</sup>

Denn bei der Satzverarbeitung sind mehrere Teilsysteme oder Verarbeitungswege parallel und interaktiv involviert, syntaktische und lexiko-pragmatische Informationen werden gleichzeitig wahrgenommen; es ist allerdings nicht genau zu bestimmen, in welcher Gewichtung und in welcher Abfolge.<sup>419</sup> Somit fällt es schwer, den Verständigungsprozess exakt zu beschreiben, denn „die fluktuierenden neuronalen Netze, die sich während der assoziativen Phase im Innern des psychophysischen Systems auf- und abbauen, sind einer unmittelbaren Beobachtung nicht zugänglich.“<sup>420</sup> Trotz dieser Erkenntnis sollen an dieser Stelle einige Ergebnisse der Verständlichkeitsforschung vorgestellt werden, um das Verhältnis zwischen Text, Rezipient und Verstehensprozess transparenter zu machen, d.h.

---

<sup>412</sup> Blaes (1987): S. 88.

<sup>413</sup> Schneider (1976).

<sup>414</sup> Straßner (1982): S. 50f.

<sup>415</sup> Böhm u.a. (1972): S. 153.

<sup>416</sup> Biere (1989): S. 193.

<sup>417</sup> Ebd. S. 198.

<sup>418</sup> Hoffmann (1984): S. 71.

<sup>419</sup> Vgl. Wilkens (1997): S. 254.

<sup>420</sup> Scherer (1984): S. 40.

die Konsequenzen der sprachlichen Gestaltung auf den Rezeptionsprozess zu konkretisieren. In diesem Fall bietet sich ein Annäherungsversuch *ex negativo* an: Einen Text verstehen heißt *nicht*

„die präsentierten Inhalte oder Werte zu speichern. Verstehen bedeutet, die berichteten Fakten, Ereignisse, Meinungsäußerungen und Wertangaben aufgrund spezifischer Interessen mit dem bei jedem Textthörer anders gearteten Vorwissen zu verbinden und in komplexe Bezugsrahmen, in Sinnhorizonte zu stellen.“<sup>421</sup>

Ziel einer gelungenen Kommunikation ist also die Konstruktion von Sinn, d.h. es besteht eine starke Korrelation zwischen Sinn und Verstehen:

„So ist der Sinn einer sprachlichen Äußerung das, was erfaßt wird, wenn wir die Äußerung (richtig) verstehen. Statt von einer Äußerung oder einem Ausdruck zu sagen, sie oder er sei sinnlos, können wir auch sagen, man könne sie bzw. ihn nicht verstehen. [...] Insofern redet, wer über Sinn redet, immer auch über Verstehen und umgekehrt.“<sup>422</sup>

Somit muss der Zuschauer „Informationen verbaler und nonverbaler Art in ihren Zusammenhängen erkennen, gedanklich nachvollziehen und sie sowohl untereinander als auch mit der individuellen Erfahrung so in Beziehung setzen, daß die Informationen sich in einer dem Individuum angemessenen Weise als sinnvoll erweisen.“<sup>423</sup> Dieser Versuch einer Sinnerfassung, also des Verstehens, stellt damit eine Art Dekodierprozess dar, der eine Reihe von Stufen durchläuft, ehe die eigentliche semantische Identifizierung des Geäußerten geschieht.<sup>424</sup> Denn zunächst muss das Gesagte rein akustisch verstanden werden, bevor es dann als sprachliches Zeichen erkannt wird, dessen potentieller linguistischer Sinn erfasst werden soll. Doch Aussagen können ambig sein, d.h. die Äußerung muss im Rahmen des jeweiligen Kontextes desambiguiert werden. Damit ist jedoch noch kein Verstehen garantiert, denn „man kann den sprachlichen, ja sogar den im Kontext aktualisierten linguistischen Sinn erfaßt haben, und doch in gewisser Hinsicht noch nicht verstehen, wovon im einzelnen die Rede war und was gesagt worden ist.“<sup>425</sup> Es bedarf eines komplexen Regelwissens, um den Sachbezug den Äußerungsumständen adäquat anzupassen, denn es gibt ganz unterschiedliche Modi, etwas zu sagen – beispielsweise als Warnung, Empfehlung oder bloße Feststellung –, d.h. der Äußerungsmodus bzw. der modale Sinn der Äußerung muss erfasst werden. An dieser Stelle wird deutlich, dass eine Theorie des Sprachverstehens nicht ohne sprechakttheoretische Bedeutungstheorien auskommt. Doch selbst wenn der propositionale Gehalt und die illokutionäre Rolle einer Äußerung richtig verstanden wurden, ist noch nicht gesichert, ob die Intention des Sprechers, der pragmatisch implizierte Sinn richtig verstanden wurde. Dass die Sendung richtig entschlüsselt ist, also das Gesagte in der Art und Weise angekommen ist, wie vom Sender intendiert, lässt sich letztendlich lediglich an der – sprachlichen oder nichtsprachlichen – Reaktion des Kommunikationspartners erkennen – wobei natürlich berücksichtigt werden muss, dass eine *wirkliche* Erfüllung des Wunsches, dass sich Gemeintes mit Verstandenem deckt, letztlich nur durch die Einheit von Sprecher und Hörer, also durch Identität der Subjekte

---

<sup>421</sup> Straßner (1981): S. 170. Vgl. dazu auch Pawlowski (1987): S. 97.

<sup>422</sup> Scholz (2001): S. 269.

<sup>423</sup> Weber (1980): S. 44.

<sup>424</sup> Vgl. zu den einzelnen Stufen ausführlich Scholz (2001): S. 294ff.

<sup>425</sup> Ebd. S. 303.

gewährleistet werden kann, also nicht erreichbar ist.<sup>426</sup> Die Gefahr eines Schein- oder Nichtverständnisses bleibt bestehen, denn letztendlich ist der Verstehensprozess ein Interpretationsvorgang, dessen Gültigkeit nur durch Rückfragen geklärt werden kann. Dieser Rückkopplungsprozess ist in einer face-to-face-Situation prinzipiell offen, er kann bei entsprechenden Rahmenbedingungen so lange fortgeführt werden, bis Verständigung erreicht wird. „Daß man sich verständigt hat, zeigt sich darin, ja ist geradezu äquivalent damit, daß ein Bedürfnis nach weiterer Verdeutlichung des Gemeinten weder vom Sprecher noch vom Hörer geltend gemacht wird.“<sup>427</sup> Besteht die Möglichkeit der direkten Rückkopplung jedoch nicht – wie hier im Rahmen massenmedialer Kommunikationsbedingungen –, müssen Strategien gefunden werden, den Kommunikationsprozess zu optimieren. Dabei hängen die unterschiedlichen Perspektiven auf die Verstehensproblematik sehr eng zusammen und bedingen sich gegenseitig, denn die Ratschläge zur Verbesserung der Verstehensmöglichkeiten – sei es aus psychologischer, praktischer und linguistischer Perspektive – stimmen erstaunlich gut überein:<sup>428</sup> Die Sprache soll einfach und redundant sein, worunter aus linguistischer Perspektive beispielsweise kurze Sätze, Verbalstil und eine anschauliche Wortwahl verstanden werden. Des Weiteren soll die innere und äußere Struktur chronologisch, transparent und kohärent gestaltet sein. Um alle Sinne des Rezipienten zu schärfen – und damit seine persönliche Motivation zur Verständigung – müsse der Text anregend, abwechslungsreich und persönlich formuliert sein, also neugierig machen. Darüber hinaus wirken außerlinguistische Faktoren wie Weltkenntnis und Informationsstand maßgeblich auf die jeweilige Sachkompetenz, das Interesse, aber auch auf die sprachliche Kompetenz. Damit wird der Verstehensprozess durch sehr unterschiedliche Komponenten bestimmt, die sich wie folgt darstellen lassen:<sup>429</sup>

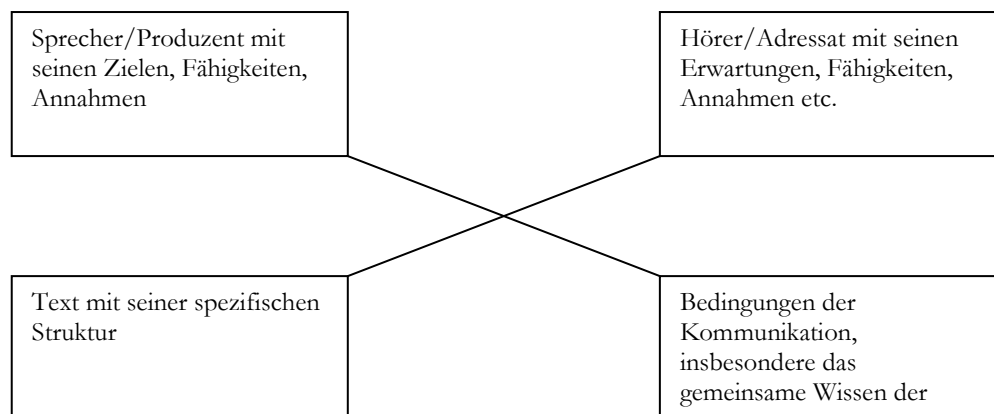


Abb. 14: Komponenten des Verstehensprozesses nach Heringer (1984)

<sup>426</sup> Vgl. Schmitz (1990): S. 30. Vgl. auch Gutenberg (2000): S. 579.

<sup>427</sup> Stetter (1997): S. 30.

<sup>428</sup> Vgl. Augst (1982): S. 174f.

<sup>429</sup> Vgl. Heringer (1984): S. 64.

Aufgrund dieser unterschiedlichen Einflussfaktoren kann die Verständlichkeit eines Textes nur relativ bleiben, da insbesondere die individuellen Voraussetzungen und das Vorwissen der Adressaten sehr heterogen sind. Der Text stellt in diesem Zusammenspiel die sicherste Konstante dar, hier können im Vergleich zu einer rein psychologischen Perspektive Verständlichkeitsprobleme leichter sichtbar werden, denn „mithilfe linguistischer Detailanalysen dürften sich [...] weitaus präzisere Aussagen über einzelne verständlichkeithemmende oder -fördernde strukturelle Textmerkmale machen lassen.“<sup>430</sup> Die Textstruktur selbst, die semantischen und syntaktischen Eigenarten haben also einen entscheidenden Einfluss auf die Verstehensleistung: „Die Übereinstimmung zwischen Sender und Empfänger in der Sprech- und in der Verstehenshandlung ist von vielen Faktoren abhängig, nicht zuletzt von der sprachlichen Gestaltung.“<sup>431</sup> Dies wird besonders deutlich, wenn Missverstehen aufkommt, wie es beispielsweise ganz augenfällig in Behördenformularen auftritt, deren Sprache mit der des „Durchschnittsbürgers“ nur eine ganz kleine Schnittmenge besitzt.<sup>432</sup> Allerdings garantiert eine nach linguistischen Kriterien bestimmte Wohlgeformtheit eines Satzes noch kein Verstehen; es kann jedoch entscheidend erleichtert werden. Laut Gedächtnispsychologen können im Kurzzeitgedächtnis Informationen maximal 20 Sekunden gespeichert werden; das entspricht etwa 40 Wörtern laufenden Textes.<sup>433</sup> Somit kann eine textuelle Referenz, beispielsweise durch ein Pronomen, nur dann glücken, wenn das vorangegangene Nomen noch präsent ist. Je kürzer also der Sprecher diesen Abstand wählt, desto größer ist die Chance, dass die leiblich gesetzten Grenzen nicht überschritten werden und die Kommunikation gelingt, denn erst dieses „Kontextgedächtnis“, das Beziehungen im Text zueinander herstellen kann, ermöglicht das Textverstehen. Damit sind bestimmte Bedingungen des Textverstehens sozusagen wahrnehmungspsychologisch vorgegeben. Diese Speicherkapazität kann von Mensch zu Mensch variieren, aber „im ganzen kann jedoch gesagt werden, daß die *conditio corpore* des Kontextgedächtnisses bei den verschiedenen Menschen eher gleich als ungleich ist.“<sup>434</sup> Diesen Körperbezug verdeutlicht auch die Metapher „Gedächtnis des Leibes“ für die Grammatik einer Sprache: Danach zeichne sich ein guter Stil dadurch aus, einen Text „so leibnah wie möglich zu konzipieren“, um „das Kontextgedächtnis des Hörers oder Lesers nur maßvoll zu belasten.“<sup>435</sup> Somit bilden die typischen Rahmen- und Klammerstrukturen der deutschen Sprache stets eine Hürde zum gelungenen Verstehen. Die *Kohäsion*, also der formale Zusammenhang, bildet die Grundlage für den inhaltlichen Zusammenhang, die *Kohärenz*. Zwar müssen sich diese beiden Aspekte nicht unbedingt entsprechen – ein Text kann formal einen starken Zusammenhalt aufweisen, der sich inhaltlich nicht widerspiegelt oder anders herum. Allerdings kann eine optimale Abstimmung der formalen Beziehungen auf den Inhalt den Text kohärenter und damit letztendlich verständlicher gestalten. Dabei muss

---

<sup>430</sup> Biere (1989): S. 57.

<sup>431</sup> Grosse (1980): S. 24. Vgl. auch Pause (1984): S. 39.

<sup>432</sup> Vgl. ausführlich dazu Grosse (1980).

<sup>433</sup> Vgl. Weinrich (1995): S. 88.

<sup>434</sup> Ebd. S. 89. Vgl. auch Bosshart (1976).

<sup>435</sup> Vgl. Weinrich (1995): S. 92.

sprachlich zusätzlich auf eine logische Gliederung und eine präzise Formulierung geachtet werden, denn

„das frei gesprochene Wort entspricht zwar mehr der mündlichen Kommunikation, im Gegensatz zum schriftlich fixierten ist es aber unkontrolliert. Es entartet viel leichter zum Geschwätz, und wenn sich jemand gern ‘elitär’ ausdrückt, dann tut er das im Radio eher, wenn er frei spricht, als wenn er vorher seinen Text durchdenken und schriftlich niederlegen muß.“<sup>436</sup>

Ist es also das Anliegen des Autors, den Rezipienten die Bedeutung eines Textes erschließen zu lassen, so sollte er „eine Informationspolitik (im Text) betreiben, die möglichst optimal auf die Mittel zugeschnitten ist, über die (nach seinem Wissen) der mögliche Leser des Textes (im Prinzip) verfügt.“<sup>437</sup> Denn wenn sich kein Verständnis einstellen will, beginnt der Hörer zu interpretieren, und wer dazu außerhalb einer wissenschaftlichen Betätigung mit Texten ständig gezwungen wird, „wäre ein armer psychopathischer Tropf.“<sup>438</sup>

Gerade im Bereich der Massenmedien gilt die Sprache als einer der wichtigsten Hinderungsgründe, dass den Zuschauer die gegebenen Informationsangebote vollständig erreichen.<sup>439</sup> Denn hier richtet sich der Text an mehr als einen Adressaten, so dass diese Möglichkeit der Verständnissicherung umso mehr eingeschränkt ist, denn bei dieser so genannten *Mehrfachadressierung* kann der Text nicht individuell formuliert werden: Der Zuschnitt auf das aktuelle Gegenüber, der als eines der elementaren Prinzipien der Interaktion bezeichnet wird – das so genannte *recipient design* –, bleibt hier verwehrt.<sup>440</sup> „Der Prozeß der Massenkommunikation kann als Spezialfall sprachlichen Verhaltens betrachtet werden, in dem Informationen von relativ wenigen Individuen (Kommunikatoren) mit Hilfe technischer Verbreitungsmittel (Medien) an ein breites Publikum (Rezipienten) übermittelt werden.“<sup>441</sup> Dabei bildet das Publikum eine heterogene Gruppe, ein „Patchwork“ aus verschiedenen Dimensionen wie Alter, soziale Schichtung, Schulbildung und Intelligenz, Meinungen und Attitüden usw., in dem verschiedenste Rezeptionsgewohnheiten zusammenfließen. Daraus kann kein einheitliches Verstehensniveau resultieren, der Journalist kann sich mit der Wahl seiner Sprache nicht auf einen spezifischen Zuschauertypus einstellen. „Je inhomogener die Adressatengruppe, desto eher kommt der Textproduzent in das Verständlichkeitsdilemma: Wer allen etwas sagen will, kann nur wenigen Spezifisches sagen. Wer Spezifisches sagt, schließt viele aus.“<sup>442</sup> Zwar können bestimmte *Zuschauergruppen* für einzelne Sendungen spezifiziert werden, so dass der Journalist seinen Text für einen „intendierten Zuschauer“ produzieren kann; ob dieser dann jedoch mit dem „tatsächlichen“ Zuschauer übereinstimmt, ist ungewiss. Außerdem muss immer mit „Zufallsrezipienten“ gerechnet werden, die sporadisch eine Sendung einschalten und zum „stay-tuned“, zum „Dranbleiben“ motiviert

---

<sup>436</sup> Kuhn (1995): S. 142f. Vgl. auch Arnold (1980).

<sup>437</sup> Vgl. Pause (1984): S. 41.

<sup>438</sup> Heringer (1984): S. 60.

<sup>439</sup> Vgl. Wissmann (1982): S. 41.

<sup>440</sup> Vgl. Quasthoff (1996): S. 16f.

<sup>441</sup> Koszyk/Pruys (1969).

<sup>442</sup> Ebd. S. 75.

werden sollen, um eine hohe Einschaltquote zu sichern.<sup>443</sup> Deshalb kann die Orientierung nicht an dem „anspruchsvolleren“ Teil der Adressaten ablaufen, eine breite Verständlichkeit erfordert Abstriche in der Komplexität und bedeutet damit ggf. eine Provokation gegenüber einem Fachpublikum. „Soll man also nach dem Konvoi-Prinzip verfahren und sich auf die Fassungskraft des denkbar uninformativsten Rezipienten einstellen, oder kann man umgekehrt seinem Adressaten auch einige Anstrengungen zumuten?“<sup>444</sup> Denn der Zuschauer darf auch nicht unterfordert werden und den Eindruck gewinnen, ihm sei sprachlich nichts zuzumuten, denn dann sinkt die Aufmerksamkeit, und das Interesse nimmt ab.<sup>445</sup> Zudem besteht dann die Gefahr der inhaltlichen Simplifizierung, wenn komplexe Sachverhalte durch bildhafte Vergleiche zwar veranschaulicht werden, sich beim näheren Hinsehen jedoch als Problemverkürzung herausstellen und somit zu Missverständnissen führen können. Der Produzent bewegt sich also zwischen den Polen *Komplexität* und *Banalität*, deren adäquate Gewichtung seine Aufgabe darstellt. Die Erfüllung dieses Informationsdienstes erwirbt sich der Journalist in Form einer Vermittlungs- oder Medienkompetenz, die im Gegensatz zu der Medienkompetenz des Zuschauers erlernt wird, während dieser den Lernprozess automatisch und intuitiv durchläuft. Aus diesem Grunde sind die jeweiligen Kompetenzen nicht identisch, überschneiden sich partiell aber, da sonst Verständigung unmöglich wäre. Im Grunde ist die rezeptorische Medienkompetenz Teil der journalistischen; der Produzent beherrscht darüber hinaus noch spezifisch publizistische Regeln. Deshalb sollte er in der Produktionsphase seine eigenen Mitteilungen laufend selbst dekodieren, wobei er den Dekodierprozess des Rezipienten antizipiert und simuliert, um Unverständnis zu vermeiden. Der Produzent wird damit gleichzeitig zum fiktiven Rezipienten. Dabei muss er von der Verständnismöglichkeit und dem sprachlichen Repertoire eines imaginären „Normalhörers“ ausgehen, denn:

„Je höher nun der Annäherungsgrad an die eigene Sprache ist, umso besser lassen sich sprachliche Texte aufnehmen. In jedem Menschen sind beim Hören Erwartungen über Wörter, Satzglieder, Satzbaupläne, Textstrukturen, Texttypen ausgebildet. Je höher bei der Wahrnehmung von Texten nun die Zahl der jeweils nicht erwarteten Wörter und Satzglieder ist, je fremder die Satzbaupläne, die Textstrukturen, die Texttypen anmuten, umso eher können durch diese Erwartungen Störungen in der psychischen Verarbeitung der tatsächlichen Texte auftreten.“<sup>446</sup>

Die ideale Konstellation, in der „der Textproduzent und Rezipient exakt über die gleichen lexikalischen Einheiten und die gleiche Grammatik verfügen und in einer identischen Situation unter gleichen Voraussetzungen kommunizieren“<sup>447</sup>, kann nicht angenommen werden. Vielmehr muss der Journalist davon ausgehen, dass die Gebrauchssprache des „durchschnittlichen“ Zuschauers einfach und unkompliziert strukturiert ist, dass beispielsweise dessen Wortschatz nicht unbedingt dem des Textproduzenten entspricht, der in der Regel aufgrund seiner Ausbildung einen relativ hohen Bildungsstandard erlangt hat. Gerade in den Nachrichten zeigt sich insbesondere auf der lexikalischen Ebene

---

<sup>443</sup> Vgl. Burger (1990): S. 32.

<sup>444</sup> Weinrich (1983): S. 22. Vgl. dazu auch Holly (1995): S. 344.

<sup>445</sup> Vgl. Hess-Lüttich (1987): S. 205.

<sup>446</sup> Straßner (1982): S. 52.

<sup>447</sup> Thorn (1981): S. 23.



themenbedingt ein fachsprachlicher Charakter, die entsprechenden Termini lassen sich häufig schlecht übersetzen und eine ausführliche Erläuterung nähme zu viel Zeit in Anspruch; „ihr Gebrauch akzeptiert aber von vornherein die Unverständlichkeit der damit ausgedrückten Sachverhalte bei einer breiten Rezipientenschaft.“<sup>448</sup> Hier zeichnet sich eine Art „Dilemma der Verständlichkeit“<sup>449</sup> ab, denn bestimmte Fachbegriffe und Fremdwörter lassen sich nur schwer vermeiden:

„Der Wunschtraum der Soziolinguisten – Nachrichten, die für jedermann verständlich sind, ohne daß wichtige Informationen unterschlagen werden – dieser Wunschtraum kann in Erfüllung gehen. Man braucht nur die Sachverhalte abzuschaffen, die jetzt als Quelle der Verständnisschwierigkeiten ermittelt worden sind: das Parlament wird aufgelöst, das Bundesverfassungsgericht wird geschlossen.“<sup>450</sup>

Dennoch muss der Journalist seiner Vermittlungs- und auch Übersetzerfunktion gerecht werden und deshalb in den Texten ein „niedrigeres Niveau“ wählen, um Unverständnis zu vermeiden. Hier beginnt allerdings eine Gratwanderung, denn bei einer Sprachvereinfachung besteht im Gegenzug die Gefahr einer Verflachung des Sprachniveaus, wie auf Journalistenseite befürchtet wird: „Nachrichten sind keine Volkshochschule!“<sup>451</sup> So betont beispielsweise der *Tagesthemen*-Moderator Ulrich Wickert aus seiner persönlichen Schreib- und Sprecherfahrung, dass auch er zwar versuche, Fremdwörter zu meiden oder ggf. zu erklären; auf der anderen Seite solle es dem Zuschauer aber auch nicht zu leicht gemacht werden.<sup>452</sup> Wickert versucht sich explizit sprachpflegerisch, wenn er konsequent den Konjunktiv oder *wegen* plus Genetiv benutzt, womit er im Vergleich zu anderen Fernsehangeboten eine große Ausnahme darstellt. Laut *ARD-aktuell* gibt es in der Redaktion keine festen Sprachregelungen:

„Auch wenn sich die Meldungen in Aufbau und Wortwahl sehr ähneln, gibt es doch keine Vorschriften, wie sie zu formulieren sind. Es gelten nur die üblichen handwerklichen Regeln des Fernsehens: möglichst kurze Sätze, möglichst wenig Zahlen, Fremdwörter nur, soweit sie allgemein gebräuchlich oder unverzichtbar sind.“<sup>453</sup>

Die Forderung nach einer Sprachvereinfachung wird häufig missverstanden und als Aufruf zur Benutzung einer *primitiven* Sprache interpretiert, obwohl lediglich die Benutzung einer *leicht verständlichen* Sprache gefordert wird, d.h. der Moderationstext sowohl in syntaktischer als auch in lexikalischer Hinsicht stärker den Gesetzen der Oralität folgt.<sup>454</sup> Denn es besteht ein enger Zusammenhang zwischen den mündlichen und schriftlichen Elementen eines Textes und seiner Verständlichkeit: „Der Überstieg von der mündlichen zur schriftlichen Kommunikation, von der gesprochenen zur geschriebenen Sprache, ist ein Vorgang, der bei vielen Lesern eng mit dem Problem der Verstehbarkeit von Texten zusammenhängt.“<sup>455</sup> Ein Text wird verständlicher, wenn sich „der individuelle Sprachbesitz des Sprechers mit dem seiner Gesprächspartner weitgehend deckt“ oder zumindest „einen hinreichend

---

<sup>448</sup> Straßner (1975): S. 98.

<sup>449</sup> Vgl. Biere (1989): S. 197ff.

<sup>450</sup> Küffner: Die so genannte Sprache der Nachrichten und das Problem der Verständlichkeit. Vortrag vom 16.5.1974. Zit. nach Straßner (1975): S. 103.

<sup>451</sup> Appel (1990): S. 144.

<sup>452</sup> Vgl. Wickert-Interview.

<sup>453</sup> ARD-aktuell-Informationsbroschüre (1999): S. 35.

<sup>454</sup> Vgl. Straßner (1981): S. 171.

<sup>455</sup> Ebd. S. 179.

gemeinsamen Anteil hat.<sup>456</sup> Deshalb versteht der Leser bzw. Hörer mündliche Strukturen leichter, „weil er darin geübter ist und weil sie seinen eintrainierten kognitiven Verarbeitungsmustern mehr entgegenkommen.“<sup>457</sup> Merkmale der gesprochenen Sprache, der der Verständlichkeit eines Textes gereichen, sind wie bereits erwähnt beispielsweise „kurze Sätze, Verbalstil, wenig Passiv, Hauptsätze, geläufige Wörter und wenig Fremdwörter.“<sup>458</sup>

Doch allzu häufig sind in der Realität Theorie und Praxis nicht zu vereinbaren, da aufgrund des enormen Zeitdrucks, unter dem die Moderationen oft entstehen müssen, diese Grund- oder Vorsätze nicht immer umgesetzt werden können. Zudem ist auch die Anmoderationszeit während der Sendung reglementiert, so dass häufig keine Zeit bleibt, einen Sachverhalt ausführlich darzulegen, was zur sprachlichen Verdichtung führt, „weil inhaltliche Komprimiertheit und leichte Verständlichkeit nicht eben leicht zu kombinieren sind.“<sup>459</sup> So bleiben die genannten Einsichten häufig rein theoretisch, realiter benutzen die Nachrichten „eine elitäre Sprache in Duktus und Stil. Sie ist Schreibsprache bzw. Lesesprache statt Sprech- bzw. Hörsprache. Sie erreicht damit nicht alle möglichen interessierten Adressaten.“<sup>460</sup>

An dieser Stelle stellt sich die Frage, auf welche Weise überhaupt die Verstehensleistung der Rezipienten kontrolliert werden können. Dazu bieten sich zwei Methoden an, eine gezielte Befragung oder ein freier Bericht. Diese Untersuchungen stellen sich jedoch häufig als wenig aufschlussreich dar, da *nachträgliche* Befragungen im Prinzip eine Rückübersetzung des Verstehensprozesses in Sprache bedeuten, d.h. auf dem auch defizitär arbeitenden Gedächtnis des Zuschauers basieren. Damit ist der Zugang nur mittelbar, der eigentliche Prozess entzieht sich dem analytischen Zugriff, denn Studien *während* der Fernsehrezeption sind äußerst schwierig durchzuführen, weshalb sie nur selten Gegenstand der Rezeptionsforschung sind.<sup>461</sup>

Die Kritik an der Sprache der Informationssendungen und der Wunsch nach Änderungen formierte sich schon lange vor Einführung des Privatfernsehens: Eine Studie des *Allensbacher Instituts* ermittelte bereits 1963, dass sich der durchschnittliche Zuschauer nur an weniger als 20% der gesendeten Meldungen von *Tagesschau* und *heute* erinnern könne.<sup>462</sup> Es folgten weitere Untersuchungen zur Wirkungsforschung im Rahmen der Massenkommunikation, die den Vorwurf laut werden ließen, dass gerade die Nachrichten viel zu kompliziert und elaboriert formuliert seien, ja es wird ein ähnlich hoher Komplexitätskoeffizient ermittelt wie für die literarischen Texte Dürrenmatts.<sup>463</sup> „Die

---

<sup>456</sup> Duden (1998a): S. 511f.

<sup>457</sup> Augst (1982): S. 184.

<sup>458</sup> Ebd.

<sup>459</sup> Hess-Lüttich (1987): S. 228.

<sup>460</sup> Straßner (1990): S. 138.

<sup>461</sup> Vgl. Klemm (1998): S. 192. Da aber die kommunikative Aneignung insbesondere *während* der Fernsehrezeption stattfindet, haben Klemm u.a. ein spezielles Verfahren entwickelt, die dort stattfindenden Sprachhandlungsmuster zu analysieren und kategorisieren. Auf diesem Gebiet forscht auch Hertha Sturm: In ihren Versuchsreihen wurden die Zuschauerreaktionen während der Rezeption anhand der Atemfrequenz und Atmungsamplitude, des Hautwiderstandsniveaus und der Herzfrequenz gemessen. Diese Ergebnisse differieren stark von der nachträglichen mündlichen Befragung. Vgl. Sturm (2000).

<sup>462</sup> Vgl. Noelle-Neumann (1967): S. 328.

<sup>463</sup> Vgl. Böhm u.a. (1972): S. 181.

Sprache der Rundfunknachrichten und [...] auch der Fernsehnachrichten gehört in ihren prägnanten Merkmalen einem Sprechsystem an, das den meisten Rezipienten nicht zur Verfügung steht.<sup>464</sup> Die Sprachwahl erinnere an die Sprache der Nachrichten in Zeitungstexten und lasse Aspekte der gesprochenen Sprache wie Gliederungssignale, Anakoluthe, Redundanzen und Partikel vermissen.<sup>465</sup> Nach dem „stilistischen Trägheitsprinzip“<sup>466</sup> wurden die in der Presse entwickelten Text- und Stilprinzipien zunächst vom Hörfunk und darüber dann auch vom Fernsehen übernommen, d.h. die Orientierung erfolgte an den Normen elaborierter Schriftsprache; bis heute findet sich der schriftliche Ton der zugrunde liegenden Agenturmeldungen. Aus linguistischer Perspektive wurde konkret die außerordentliche Satzkomplexität, der Nominalstil, die geringe Redundanz und eine zu hohe Sprechgeschwindigkeit kritisiert.<sup>467</sup> Neben diesen textlichen Komponenten wurde außerdem gefordert, verstärkt Grafiken, Fotos und Schrifteinblendungen als Verstehenshilfen einzusetzen, was heute mit ausgefeilter Computeranimation in Perfektion ausgeführt wird.<sup>468</sup> Denn stichprobenartige Tests haben ergeben, dass eine gezielte Hintergrundeinblendung, die die Meldungsinhalte zusätzlich strukturiert, die Verständlichkeit signifikant erhöhen kann.<sup>469</sup>

Es wird deutlich, dass die speziell massenmediale Kommunikationssituation und die damit verbundenen Verstehensleistungen des Zuschauers direkte Konsequenzen auf die *Textproduktion* haben, denn die „Macher“ müssen in ihrer Textgestaltung den besonderen Bedingungen Genüge leisten: Da „Leseverstehbares“ sich nicht notwendig mit ‚Hörverstehbarem‘ deckt<sup>470</sup>, kann vorformuliertes Sprechen im Fernsehen nicht ausschließlich den Gesetzen der geschriebenen Sprache gehorchen. Schon in den 1940er Jahren wird für das damalige Leitmedium Radio vermutet, dass es „zu neuen Formen des Sprechens nötigen und sich die Formen erschaffen wird.“<sup>471</sup> In den 1960er Jahren wird diese komplexe Kommunikationsstruktur am Beispiel der Sprache im Hörfunk diskutiert, denn der „Radiostil“ zeige

„eine eigenartige Vermengung der schriftlichen und mündlichen Sprachnormen. Selbstverständlich bedient man sich in Rundfunksendungen der Literatursprache. Es gehört jedoch zu den Aufgaben der deutschen Funkredakteure, die zur Durchgabe bestimmten Vorträge, Berichte, Hörspiel usw. in ein sprachlich leicht faßbares Gewand zu kleiden, das heißt, sie aus der schriftlich-literarischsprachlichen in die mündlich-literarischsprachliche Form umzugießen.“<sup>472</sup>

Speziell die Rundfunknachrichten befänden sich „in der Mitte zwischen schriftlich konstituierten und mündlich konstituierten [...] Texten, sie sind ein Misch-, ein Zwischentyp.“<sup>473</sup> Auch für das neue Massenmedium Fernsehen werden in den 1960er

---

<sup>464</sup> Straßner (1981): S. 169. Vgl. auch Früh (1980) und Katz (1977).

<sup>465</sup> Vgl. Holtus (1984): S. 169.

<sup>466</sup> Vgl. Bausinger (1984): S. 81.

<sup>467</sup> Vgl. Teichert (1977): S. 55. Die Studien: Böhm u.a. (1972), Straßner (1974) und (1975), Bosshart (1976).

<sup>468</sup> Teichert (1977): S. 59.

<sup>469</sup> Vgl. Weber (1980). Es wird jedoch ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die Untersuchung nicht als repräsentativ verstanden werden darf.

<sup>470</sup> Slembek (1984): S. 61.

<sup>471</sup> Schirokauer (1944): S. 245.

<sup>472</sup> Riesel (1963): S. 16.

<sup>473</sup> Harweg (1968): S. 1.

Jahren „neuartige Sprechweisen“ festgestellt, „die moderne Mediensprache redet in hörbaren, nicht in lesbaren Folgen ihre Vorstellungen und Gedanken.“<sup>474</sup> Diese Einschätzungen werden bis heute bestätigt, dass die Massenmedien „– genauso wie die Schrift im Lauf der letzten Jahrhunderte – eine eigenständige Sprachform entwickeln, welche Eigenschaften des schriftlichen wie des mündlichen Kommunikationstyps enthalten könnte.“<sup>475</sup> Denn „die Standardsprachen als ursprünglich notwendige Standarddruck- bzw. Standarddruckschriftsprachen werden neu und verändert gebraucht in schriftbasierten, aber konzeptuell oralen Kommunikationssystemen.“<sup>476</sup> Zwar hat im Laufe der Zeit die Medienkompetenz insgesamt gesehen zugenommen, „Durchschalten“ ist zur Routine geworden, und die Fernseh-Mündlichkeit „erfordert nicht (wie Lesen und Schreiben) jahrelange Einübung in schwierige Techniken und schwer zu entziffernde Codes.“<sup>477</sup> Dennoch gilt es, insbesondere sprachliche Hürden zu überwinden, so dass aufgrund der spezifischen Kommunikationsbedingungen also besonders das *Hören* und damit gekoppelt das intendierte *Verstehen* des Zuschauers berücksichtigt werden müssen.

„Schreibdenken für Hörverstehen von Vorgelesenem ist dann der Prozess, der eine Sprachgestalt erzeugt, die lesend reproduziert werden kann, weil der Schreibprozess schon mögliche Schallformen antizipiert hat, die interdependent mit dieser Sprachgestalt produziert werden können, und weil der Schreibprozess diese Sprachgestalt genau dafür erzeugt hat, indem er sie nach den Gesetzmäßigkeiten der Interdependenz von Sprachgestalt und Schallform in Abhängigkeit von (möglichen) Sinnintentionen geformt hat.“<sup>478</sup>

Die Journalisten müssen sich also – und zwar planmäßig und konstruiert – um Formulierungen bemühen, die in der gesprochenen Sprache üblich sind, „denn alle der hier möglichen Kommunikationssituationen – so spontan sie scheinen mögen – erfordern jedenfalls auf Seiten des professionellen Textproduzenten eine spezielle Planung der Äußerung.“<sup>479</sup> Somit existiert „neben dem reflektierten Formulieren in geschriebener Sprache und dem freien Formulieren in gesprochener Sprache eine Zwischenform: das reflektierte Formulieren in geschriebener Sprache (mit einem fertigen Manuskript) zum Zwecke des Sprechens.“<sup>480</sup> Diese bimediale Kommunikationssituation ist kein Produkt neuer technischer Möglichkeiten, denn im ersten Kapitel der vorliegenden Arbeit wurde bereits deutlich, dass im Rahmen der antiken Rhetorik Texte zum Zwecke des Sprechens schriftlich vorformuliert wurden, was sich wiederum in der Textstruktur widerspiegelt, ebenso im Mittelalter, als die Lesefähigkeit auf einen kleinen Personenkreis eingeschränkt war. Um dieses komplizierte Wechselverhältnis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit aufzufangen, findet Gutenberg für dieses Sprachphänomen eine eigene Klassifikation, und zwar die der *mündlich realisierten schriftkonstituierten Textsorten (mrskT)*.<sup>481</sup> Diese Textsorte wird als Skala beschrieben, auf der „zwischen ‚schriftgeprägter Mündlichkeit‘ und ‚mündlich

---

<sup>474</sup> Feldmann (1962): S. 136.

<sup>475</sup> Burger/Imhasly (1978): S. 26. Damit ist keine eigenständige Sprachvarietät im Sinne eines Subsystems gemeint, sondern vielmehr eine fernsehspezifische und -typische Sprachausprägung, eine Variation. Vgl. Burger (1990): S. 3.

<sup>476</sup> Schlobinski u.a. (2001): S. 32.

<sup>477</sup> Holly/Püschel (1993): S. 134.

<sup>478</sup> Gutenberg (2000): S. 579.

<sup>479</sup> Thorn (1981): S. 138f.

<sup>480</sup> Kuhn (1995): S. 23f.

<sup>481</sup> Vgl. Gutenberg (2000).

geprägter Schriftlichkeit' [...] die mrskT unterschiedliche Plätze ein[nehmen], ihre mündliche Realisierung ist schriftgeprägt, ihre Schriftkonstituiertheit ist mehr oder weniger mündlich geprägt.<sup>482</sup> Diese Skala wird durch – für eine Skala recht uneinsichtig – drei Eckpunkte markiert: mrskT i. e. S. – subjektiv intentionale mrskT, mrskT i. w. S. – traditionelle mrskT und mrskT i. u. S. (im uneigentlichen Sinne). Der erste Ecktypus, mrskT i. e. S., bezeichnet geschriebene Sprachwerke, die zum Zwecke des mündlichen Vortrages verfasst wurden. Für diese Klasse gelten laut Gutenberg die Nachrichten in Hörfunk und Fernsehen als *prototypisch*, da gerade für die Mündlichkeit der audiovisuellen Medien Schriftlichkeit konstitutiv sei, und zwar in der Form des *Vorlesens*.<sup>483</sup> Diese Klasse der mrskT i. e. S. untergliedert sich in drei weitere Gruppen, und zwar erstens in mündliche Vorträge, die den Vorgang des Ablesens offen zeigen, zweitens in solche, die dies verheimlichen (z.B. mit Hilfe eines Teleprompters) und drittens in solche, die gegen ein kodifiziertes Mündlichkeitsgebot verstoßen, d.h. die trotz der Vorschrift, frei zu sprechen, von einem Manuskript ablesen (z.B. Parlamentsreden). Gutenberg zählt die Hörfunk- und Fernsehnachrichten pauschal in die erste Gruppe dieses Ecktypus, obwohl lediglich Nachrichtentypen wie die *Tagesschau* (ARD) in diese Gruppe fallen, da andere Nachrichtensendungen im Fernsehen in der Regel absichtlich den Anschein eines frei sprechenden Moderators suggerieren wollen und deshalb vom Teleprompter ablesen lassen – damit gehören diese Texte in die zweite Gruppe. Darüber hinaus ist die dritte Gruppe, in die exemplarisch die Parlamentsdebatten fallen, wenig überzeugend, denn hier wirken ganz andere Rahmenbedingungen kategoriekonstituierend, rein strukturell unterscheidet sich diese Gruppe nicht von den ersten: das mündlich Vorgetragene wird (wenn auch vielleicht nur zum Teil) von einem Zettel abgelesen, der den anderen Parlamentariern nicht verborgen bleibt – ob nun im Sinne der Geschäftsordnung oder nicht. Hinsichtlich der Sprache der Nachrichten betont auch Gutenberg, dass Hörverstehen in Hörfunk und Fernsehen nur dann funktioniere, wenn „Schreiben von einem Schreib-Lese-Denken zu einem Schreib-Sprech-Denken“<sup>484</sup> werde. Zur Illustrierung präsentiert Gutenberg Ergebnisse einer Analyse von Nachrichtensprache und -sprechstil, die jeglicher empirischer Grundlage entbehren: So bleibt der konkrete Untersuchungsgegenstand im Dunkeln, denn es wird nicht deutlich, welcher Bestandteil aus welcher Nachrichtensendung in welchem Medium – Hörfunk oder Fernsehen – analysiert wird, obwohl eine Nachrichtensendung bekanntlich aus unterschiedlichen Textsorten besteht, wie in dem vorliegenden Kapitel bereits ausgeführt. Darüber hinaus werden keine Angaben über die Korpusgröße und den Untersuchungszeitraum gemacht. Aus diesem Grunde sind diese Ergebnisse als Orientierungspunkte nicht dienlich. Infolge dieser terminologischen und definitorischen Probleme wird dieses sprachliche Verfahren in der vorliegenden Arbeit schlicht als *inszenierte Mündlichkeit* bezeichnet, da sprechsprachliche Merkmale imitiert werden, um einen abgelesenen Text für den Rezipienten verständlich zu gestalten.<sup>485</sup>

---

<sup>482</sup> Ebd. S. 580.

<sup>483</sup> Ebd.

<sup>484</sup> Ebd.

<sup>485</sup> Paul Goetsch stellt dieses Phänomen in literarischen Texten fest: „Mündlichkeit in geschriebenen Texten ist nie mehr sie selbst, sondern stets fingiert.“ Damit soll dem Leser die „Illusion einer Sprache der Nähe“ vermittelt werden, die seine „Phantasietätigkeit anregen und ihm Identifikationsangebote machen“ soll. Dieser letzte Aspekt der Identifikationsangebote lässt sich – wie in Kapitel 1.3 bereits gesehen – auch auf die

Damit ergeben sich für die Nachrichtensendungen im Fernsehen folgende Konstellationen: Die Fernsehnachrichten funktionieren monologisch und lassen den Rezipienten in einer one-way-Kommunikation; die Nachrichtentexte entstehen reflektiert und kontrolliert im Vorfeld der Nachrichtenausstrahlung, so dass Produktion und Rezeption verzögert stattfinden und der Kommunikationsprozess dadurch langsamer ist; darüber hinaus richtet sich der Text an eine weitestgehend anonyme Seherschaft und kann deshalb nicht individuell gestaltet sein; es herrscht eine klare Themenfixierung vor; obwohl der Text schriftlich vorliegt und deshalb potentiell wiederholbar ist, ist dies für die Rezipienten nur bedingt möglich – außer mit Hilfe eines Videorekorders; der Text ist verbindlich und unterliegt einer starken Kodifizierung; zur Ausstrahlung sind eine ganze Reihe von Werkzeugen nötig, die dann jedoch auch einen hohen Verbreitungsgrad garantieren; das Produkt ist geformt und die Genese der Produktion nicht nachvollziehbar oder gar beeinflussbar; Kontexteinbindung ist nur äußerst bedingt möglich, so dass der Text häufig sehr abstrakt ist. Für die mündliche Seite zeigt sich lediglich, dass sich das phonische Medium prosodischer Mittel bedient, Mimik wird sparsam, Gestik äußerst sparsam eingesetzt; darüber hinaus ist der Nachrichtenkonsum im Fernsehen für den Rezipienten ein äußerst flüchtiges Ereignis. Diese überwiegend schriftsprachlichen Rahmenbedingungen haben Einfluss auf die syntaktische und lexische Struktur der Nachrichtentexte, die an dieser Stelle kurz und generalisierend skizziert, im dritten Kapitel der vorliegenden Arbeit empirisch fundiert analysiert wird. Den Nachrichten wird vorgeworfen, sie seien zu elaboriert und kompliziert, sprich zu schriftsprachlich formuliert, was beispielsweise an der hypotaktischen Textstruktur und den überdehnten Satzklammern festgemacht wird. Die Wortwahl ist sehr präzise, die Sinnstruktur chronologisch und aufgrund der Vorformulierung finden Selbstkorrekturen äußerst selten statt. Aus diesem Grunde sind die Sätze eher vollständig denn elliptisch, Strukturwörter haben wenig Raum und viele Zitate werden in indirekter Rede wiedergegeben. In der Regel bemühen sich Nachrichtentexte um Varianz, Deiktika werden eher gemieden. Damit zeigt sich insgesamt für die Nachrichtensendungen eine schriftsprachlichere Orientierung als für die Fernsehkommunikation insgesamt. Im Vergleich zu den medial schriftlichen Beispielen sekundärer Oralität sind die Fernsehnachrichten aufgrund der genannten Punkte konzeptionell mindestens so schriftlich wie eine e-mail, ja aufgrund der one-way-Situation, die nicht im geringsten auf Dialog ausgerichtet ist – während eine e-mail in der Regel ein – wenn auch zerdehnter – dialogischer Prozess ist –, und aufgrund des großen Adressatenkreis kann geradezu ein noch größerer schriftlicher Charakter angenommen werden. Diese Vermutung lässt sich jedoch erst mit Hilfe der empirischen Sprachanalyse im dritten Kapitel der vorliegenden Arbeit klären. Dazu soll im folgenden der Fokus weiter zugespitzt werden, indem der Blick auf zwei bestimmte Nachrichtensendungen gelenkt wird, die *Tagesthemen* (ARD) und *RTL aktuell* (RTL). Da ein struktureller Hauptunterschied dieser beiden Sendungen in den dazugehörigen Sendeanstalten liegt – die ARD ist ein öffentlich-rechtlicher, RTL ein privater Sender –, bedarf es zunächst einer Klärung dieser institutionellen Rahmenbedingungen.

---

Konzeption der Nachrichtentexte anwenden. Vgl. Goetsch (1985). Auch Siegfried Grosse beschäftigt sich mit dem *Grenzphänomen* der „schriftlich konzipierten Mündlichkeit“ im literarischen Dialog: Vgl. Grosse (1972).

## 2.2 Die Fernsehlandschaft in Deutschland: Struktur und Geschichte

### *Das Duale System*

Im Jahre 1984 wird das Ende des Sendemonopols der öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten eingeläutet: Nachdem sowohl die technischen als auch politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen erfüllt sind, wird in den so genannten *Kabelpilotprojekten* erstmals in Deutschland auch privates Fernsehen ausgestrahlt. Dies ist die Geburtsstunde des *Dualen Systems*, d.h. des Nebeneinanders von öffentlich-rechtlichem und privatem Rundfunk.<sup>486</sup> Die Modellversuche werden in Berlin, Ludwigshafen/Vorderpfalz, München und Dortmund durchgeführt und fungieren als „Pretest“, um die Möglichkeiten und den Bedarf, aber auch die Akzeptanz privaten Fernsehens in Deutschland zu untersuchen.<sup>487</sup> Dieser Test scheitert jedoch, das Projekt beginnt zu spät, um eine umfassende Analyse liefern zu können; die wissenschaftliche Begleitkommission löst sich ohne konkrete Ergebnisse frühzeitig auf, der Münchner Modellversuch wird sogar vorzeitig abgebrochen.<sup>488</sup> Doch der einmal eröffnete Weg ist geebnet, und schnell nutzten private Anbieter die Gelegenheit, sich über diese Projekte hinaus in der deutschen Fernsehlandschaft zu etablieren: Schon 1985 gehen *SAT.1* und *RTL plus* als private Vollprogramme auf Sendung und werden bundesweit ausgestrahlt, während parallel dazu in den Modellversuchen noch immer Bedarf und Akzeptanz des Privatfernsehens getestet werden. Dabei wird dessen Gelingen aus wissenschaftlicher Perspektive nicht für möglich gehalten und einer flächendeckenden Ausbreitung des Kabelnetzes in Deutschland noch Jahrzehnte eingeräumt.<sup>489</sup> Doch die Realität belehrt die Wissenschaft eines Besseren, denn es folgen schnell weitere Programme, einige davon überleben zwar nur kurz – wie z.B. *TELE 5*<sup>490</sup>, *1PLUS*, der *WETTERKANAL*, *NICKELODEON* –, werden aber sofort durch andere ersetzt. Im Jahr 2003 sind über Kabel und/oder Satellit sieben deutsche private Vollprogramme (*RTL*, *RTL2*, *SUPER RTL*, *SAT.1*, *PRO7*, *VOX*, *KABEL 1*) und sechs Spartenprogramme (*DSF*, *EUROSPORT*, *TV.NRW*, *N-TV*, *VIVA*, *VIVA+*) zu empfangen. Dem gegenüber stehen zwölf öffentlich-rechtliche Fernsehanstalten, neben *ARD* und *ZDF* gibt es sechs Dritte Programme – *Westdeutscher Rundfunk (WDR)*, *Südwestfunk (SW 3)*, *Bayrischer Rundfunk (B 3)*, *Norddeutscher Rundfunk (N 3)*, *Hessischer Rundfunk (HR)*, *Mitteldeutscher Rundfunk (MDR)* – sowie die beiden kulturorientierten Programme *3SAT* (eine deutsch-österreichisch-schweizerische Co-Produktion) und *ARTE* (eine deutsch-französische Co-Produktion), deren Frequenz tagsüber bis 19 Uhr für den *KINDERKANAL* genutzt wird. Zuletzt wurde das öffentlich-rechtliche Programm durch den Ereignis- und Dokumentationskanal *PHOENIX* erweitert, der seit April 1997 existiert.

---

<sup>486</sup> „Unter Rundfunk werden gleichermaßen *Hörfunk* und *Fernsehen* verstanden (BVerfGE 12, 246). [...] Rundfunk ist die für die Allgemeinheit bestimmte Veranstaltung und Verbreitung von Darbietungen aller Art in Wort, in Ton und in Bild unter Benutzung elektrischer Schwingungen ohne Verbindungsleitung oder längs oder mittels eines Leiters.“ Noelle-Neumann u.a. (1991): S. 178.

<sup>487</sup> Vgl. Röper (1991): S. 37f.

<sup>488</sup> Ebd.

<sup>489</sup> Vgl. Nacher (1982): S. 19.

<sup>490</sup> Der Privatkanal *TELE 5*, der 1992 den Sendebetrieb einstellte, ist seit dem 28.4.2002 analog über Astra und in Bayern im Kabel wieder zu empfangen.

Es wird deutlich, dass mittlerweile auf beiden Seiten – öffentlich-rechtlich und privat – eine große Sendervielfalt herrscht, so dass sich die Frage stellt, wodurch sich die beiden Systeme eigentlich unterscheiden. Der strukturell gewichtigste Unterschied liegt in der Finanzierung: Öffentlich-rechtliches Fernsehen wird zum größten Teil – zu rund 85% – von Gebühren subventioniert, die der Zuschauer monatlich zu entrichten hat, und zu einem geringen Teil aus Werbung, für deren Ausstrahlung der Gesetzgeber strenge Auflagen vorsieht, wie z.B. ein Werbeverbot nach 20 Uhr. Als „Gegenleistung“ für diese staatlich garantierte Finanzierung muss der öffentlich-rechtliche Rundfunk mit seiner Programmgestaltung einem Programmauftrag entsprechen, der in den Rundfunkgesetzen geregelt und dessen Erfüllung für die Rechtfertigung der Gebührenfinanzierung zwingend ist. Im Rahmen dieses Programmauftrages werden die Öffentlich-Rechtlichen zur Sicherung der so genannten „Grundversorgung der Bevölkerung“ mit Information, Bildung, Kultur und Unterhaltung verpflichtet, unter Berücksichtigung von Ausgewogenheit, Meinungsvielfalt und Überparteilichkeit in den Programmen.<sup>491</sup>

Demgegenüber genießen die Privaten einen größeren Freiraum, da sie geringeren Leistungsanforderungen entsprechen müssen: Da sie sich ausschließlich über Werbung finanzieren, unterliegen sie mit ihrer Programmgestaltung im Hinblick auf die für die Öffentlich-Rechtlichen verbindliche thematische Bereichsvielfalt und Ausgewogenheit keinem Rechtfertigungszwang. Sie müssen mit ihren Programmleistungen lediglich den allgemeinen mediengesetzlichen Erfordernissen genügen, also „ein Mindestmaß von inhaltlicher Ausgewogenheit, Sachlichkeit und gegenseitiger Achtung gewährleisten. [...] Sie bleiben [...] zu sachgemäßer, umfassender und wahrheitsgemäßer Information verpflichtet.“<sup>492</sup> Der Werbeanteil darf 20% der täglichen Sendezeit nicht überschreiten.

Seit Einführung des Dualen Systems in Deutschland diskutieren Medien- und Kommunikationswissenschaftler über die Auswirkungen und Folgen dieser Veränderung auf die Fernsehlandschaft.<sup>493</sup> Im Prinzip stehen den Anbietern zwei Strategien zur Verfügung, mit der Wettbewerbssituation umzugehen: Konkurrenz durch *Abgrenzung*, also die Entwicklung eines völlig neuen und andersartigen Formats, oder Konkurrenz durch *Annäherung*, also die Kopie eines bewährten Musters.<sup>494</sup> Betrachtet man die historisch erste Konkurrenzsituation im deutschen Fernsehen, die durch die Einführung des ZDF entstand, so zeigt sich bezüglich der Nachrichtensendungen, dass es das ZDF mit seiner *heute*-Sendung 1963 zunächst mit einem Kontrast zur *Tagesschau* der ARD versuchte: Im Gegensatz zu der *Wortnachricht* stand der *Filmbericht* im Mittelpunkt – ein Wortnachrichtenblock wurde an das Ende der Sendung gestellt –, so dass sich die

---

<sup>491</sup> Das Rundfunkgesetz für den WDR vom März 1985 enthält u.a. folgenden Prinzipien:

1. Das Programm hat der Information, Bildung und Unterhaltung zu dienen und Beiträge zur Kultur, Kunst und Beratung zu enthalten.
  2. Im Gesamtprogramm soll die Vielfalt der bestehenden Meinungen und der weltanschaulichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Richtungen „in möglicher Breite und Vollständigkeit“ Ausdruck finden.
  3. Die bedeutsamen gesellschaftlichen Kräfte sollen im Gesamtprogramm zu Wort kommen.
  4. Das Gesamtprogramm darf nicht einseitig einer Partei, Gruppierung oder Weltanschauung dienen.
- Vgl. Noelle-Neumann (1991): S. 358.

<sup>492</sup> Schatz/Schulz (1992): S. 692.

<sup>493</sup> Vgl. z.B. Krüger (1992a), Merten (1994) und Schatz (1994).

<sup>494</sup> Vgl. Muckenhaupt (1998): S. 114.



Themenwahl nach Gesichtspunkten der Medienfähigkeit und nicht der Nachrichtenrelevanz richtete.<sup>495</sup> Denn nicht zu jeder Nachricht gibt es ausreichendes Filmmaterial, sei es aus rein technischen oder inhaltlichen Gründen: Ein Flugzeugabsturz in Sibirien ist sicherlich relevanter als eine Modenschau in Mailand; wenn jedoch aus Italien ein ansprechender Filmbericht vorliegt, wird dieser einer bloß abgelesenen Nachricht mit Landkarte im Hintergrund vorgezogen. In der ersten *heute*-Sendung lag der Anteil nichtpolitischer oder -wirtschaftlicher Themen mit elf Beiträgen gegenüber zwei Berichten, die als gesellschaftlich relevant bezeichnet werden können, weitaus höher als zu Anfangszeiten der Privaten, eingebettet in eine lockere Präsentation: „Ein Moderator führt im Plauderton durch die Sendung. In der Sendungs-dramaturgie wird das Moment der Abwechslung betont. Zwischen den politischen Schwerpunktthemen wird Unterhaltsames mit musikalischer Untermalung präsentiert.“<sup>496</sup> Die Zuschauer akzeptierten dieses Nachrichten-format nicht, schon nach einem Jahr zwangen extrem geringe Einschaltquoten zu einer Änderung, in diesem Falle zu einer Annäherung an das *Tagesschau*-Konzept: Eine Quote von nur 9% gegenüber 60% bei der *Tagesschau* zeigte die Präferenz der Zuschauer nur allzu deutlich. „Der Stil der *Tagesschau* hatte schon so sehr die Wahrnehmungsgewohnheiten geprägt, daß ein anderes Format nicht mehr konkurrenzfähig war.“<sup>497</sup> Die größte Publikumsresonanz wird also mit einer sachlichen und nüchternen Darstellung erzielt. So wurde das Sprecherkonzept der *Tagesschau* vollends kopiert, so dass die beiden Nachrichtensendungen kaum mehr zu unterscheiden waren: Unter Dominanz politischer Themen wechseln sich Sprechermeldung und Filmbericht ab, die Sprache ist betont sachlich und neutral. Bezogen auf die oben dargestellten Konkurrenzstrategien sei noch einmal herausgestellt, dass hier also nach anfänglicher Abgrenzung eine Annäherung an das konkurrierende Format stattgefunden hat. Durch die Einführung des Privatfernsehens werden die ehemaligen Konkurrenten sogar zu einer Art „Zweckgemeinschaft“ gezwungen, die seitdem als *die* Öffentlich-Rechtlichen ihre Position gegenüber den kommerziellen Anbietern verteidigen müssen.<sup>498</sup>

Das bis 1984 bestehende Sendemonopol der Öffentlich-Rechtlichen – finanziell abgesichert durch die Gebühreneinnahmen und „einem Nachfrageüberhang bei der Werbung“<sup>499</sup> – erlaubte eine Programmgestaltung, die sich fast ausschließlich an den o.g. rechtlichen Vorgaben orientierte. Dabei war „die Nachfrage des Publikums [...] seinerzeit allenfalls eine Randbedingung unter anderen. [...] Der Zuschauer war nicht König, sondern eher zu beherrschender Untertan, und dies alles war nur deshalb möglich, weil es an

---

<sup>495</sup> Schatz (1971): S. 116.

<sup>496</sup> Ebd.

<sup>497</sup> Ebd. S. 117.

<sup>498</sup> Damit ist der Konkurrenzkampf untereinander nicht aufgehoben: Insgesamt haben beide Anbieter – laut eines Ratings aus dem Jahre 2001 – Publikum an die Privaten verloren; allerdings zeigt ein Quoten-Vergleich untereinander, dass die *Tagesschau* nur noch am Montag und am Wochenende höhere Einschaltquoten als die *heute*-Nachrichten hat. Die *Tagesschau* hat Verluste von bis zu 1,42 Millionen Zuschauern zu verzeichnen. Vgl. HÖRZU vom 2.3.2001, Heft 10. S. 104. Die Gründe dafür liegen einerseits in der Programmgestaltung, andererseits vielleicht auch am Sendungsprofil: Der ehemalige *heute*-Moderator Claus Seibel positioniert die ZDF-Nachrichten zwischen *Tagesschau* und *RTL aktuell*, allerdings mit der Tendenz „Relevanz vor Unterhaltungswert“. Vgl. HÖRZU vom 15.6.2001, Heft 25. S. 107.

<sup>499</sup> Krüger (1992a): S. 73.

Konkurrenz fehlte.<sup>500</sup> Der Begriff *Einschaltquote* diente rein propagandistisch lediglich zur Unterstreichung der Erfolge in der Öffentlichkeit (z.B. der in den frühen 1980er Jahren – und bis heute – sehr populären Samstagabendshow *Wetten, dass*) und wurde nicht als Maßstab zur Korrektur von Misserfolgen herangezogen.

Für die privaten Anbieter avancierte die Einschaltquote jedoch schnell zur „unangefochtenen Determinante der Programmauswahl und Programmgestaltung“<sup>501</sup>, wurde zum „Erfolgsindiz“<sup>502</sup>, denn eine hohe Einschaltquote ermöglicht hohe Werbeeinnahmen, die – wie bereits erwähnt – die einzige Finanzierungsquelle kommerzieller Sender bilden, somit ihr „Überleben“ sichern.<sup>503</sup> Die Wortverbindung „Quotendruck“ entsteht, die das Abhängigkeitsverhältnis der Sender von der Anzahl ihrer Zuschauer treffend beschreibt. Damit werden Programme zur „Ware“, die möglichst gewinnbringend verkauft werden wollen, wirtschaftliche Interessen gewinnen in einem zunehmenden Maße an Bedeutung. Während also bei den Öffentlich-Rechtlichen lange Zeit das Angebot die Nachfrage bestimmte, wird das Programmangebot der privaten Anbieter aufgrund der Nachfrage konzipiert.

Um möglichst gewinnträchtig zu agieren, muss das Programmangebot viele Zuschauer erreichen, d.h. *massenattraktiv* sein, und die „Masse“ des Publikums interessiert sich laut Einschaltquote für unterhaltungsorientierte Programme.<sup>504</sup> Doch die Öffentlich-Rechtlichen haben aufgrund der genannten gesetzlichen Vorgaben noch andere Bereiche abzudecken – Information, Bildung und Kultur –, die nur einen kleinen Teil des Publikums ansprechen, so dass die Programmauswahl eher eliten- denn publikumsorientiert funktioniert. Um in dieser neuen Konkurrenzsituation einer allzu starken Zuschauerabwanderung entgegenzuwirken, werden die Öffentlich-Rechtlichen zu einem „Spagat“ zwischen der Aufrechterhaltung der Grundversorgung und einem massenfähigen Programm gezwungen: „Denn behalten sie ihre (alte) Programmstruktur bei, so wird sich ihr Publikum weiter verringern.“<sup>505</sup> Die Konsequenz daraus ist also ebenfalls eine Orientierung an der Einschaltquote, was schnell den Vorwurf laut werden lässt, dass sich die Öffentlich-Rechtlichen vom Kultur- zum Wirtschaftsunternehmen entwickeln, da marktwirtschaftliche Gesichtspunkte zunehmend Einfluss auf programmgestalterische Überlegungen nehmen, also Entscheidungen nun stärker nach ökonomischen als nach Kriterien der Programmqualität getroffen werden.<sup>506</sup> Denn Entscheidungen nach marktwirtschaftlichen Aspekten würden dann zu Gunsten des Unterhaltungsbereichs und zu Lasten eines Minderheitenprogramms ausfallen.<sup>507</sup> Genau dieser Trend bestätigt sich:

---

<sup>500</sup> Merten (1994): S. 13.

<sup>501</sup> Ebd.

<sup>502</sup> Nieland u.a. (1996): S. 111.

<sup>503</sup> Vgl. Nieland (1996): S. 130.

<sup>504</sup> Vgl. Wittwen (1995): S. 12.

<sup>505</sup> Ebd. Bis heute erreichen die Öffentlich-Rechtlichen die Gruppe der 14- bis 49-jährigen kaum; das Durchschnittsalter der ARD-Zuschauer liegt bei 57 Jahren, beim ZDF bei 58 Jahren (der *heute*-Seher ist im Schnitt 62). Das ZDF hat mit 22,7% den größten Marktanteil bei den über 65-jährigen, gefolgt von der ARD mit 21,8%. Vgl. Merkur 29/2001. S. 29 und WAZ vom 3.4.2002.

<sup>506</sup> Vgl. Blumler/Hoffmann-Riem (1992): S. 405, Bleicher (1996): S. 138 und Krüger (1992a): S. 73.

<sup>507</sup> Dabei wird der ARD im Unterhaltungsbereich wenig Kompetenz zugesprochen, sowohl bezüglich der Kreativität als auch des Managements, so dass erfolgreiche Entertainer wie Jürgen von der Lippe sich von den Privaten abwerben lassen. Vgl. HÖRZU vom 1.6.2001, Heft 23. S. 14–15.

Die *Arbeitsgemeinschaft der Landesmedienanstalten (ALM)* dokumentiert in ihrem „Programmbericht 2000/2001 zur Lage und Entwicklung des Fernsehens in Deutschland“, dass in allen deutschen Vollprogrammen verstärkt auf Unterhaltungsangebote gesetzt wird, und zwar zu Lasten der Informationssendungen – und dies insbesondere bei ARD und ZDF.<sup>508</sup> Denn bei keinem anderen Sender ging der Politik-Anteil in der Hauptsendezeit stärker zurück als hier (im Vergleich zur letzten Studie aus dem Jahre 1999).

Doch wie oben bereits erwähnt, ist das öffentlich-rechtliche Fernsehen im Rahmen der Erfüllung der Rundfunkgesetze auch explizit dazu angehalten, den Zuschauer zu unterhalten. Denn dieser trägt durch seine Subvention in Form der GEZ-Gebühren zur Existenz der Öffentlich-Rechtlichen bei, d.h. das Fernsehen muss zu seiner eigenen Legitimation die Bedürfnisse des Publikums befriedigen, sprich unterhalten. Obwohl also gesetzlich eine Grundversorgung mit *Unterhaltung* „vorgeschrieben“ ist, ist gerade dieser Punkt nicht unumstritten, denn im Gegensatz zur *Information* haftet der Unhaltung immer auch etwas Unseriöses an, allzu häufig erscheint sie trivial und profan.<sup>509</sup> Aus unterschiedlichen wissenschaftlichen Richtungen, sei es aus kultur-, sozial- oder ideologiekritischer Sicht, wird Medienkritik getrieben: „Die Entwicklung der Massenmedien im allgemeinen sowie die Entwicklung der massenmedialen Unterhaltung im speziellen war und ist stets ein Gegenstand kontroverser Diskussionen.“<sup>510</sup> Die Frage ist nun, wodurch sich Information im Gegensatz zur Unterhaltung auszeichnet.

### ***Zwischen Information und Unterhaltung: Infotainment***

Ein wichtiger Aspekt für eine Information ist ein bestimmtes Maß an Unkenntnis:

„Sie darf nicht so groß sein, daß die Gemeinsamkeit des Kenntnisstandes fehlt, die für die Deutung der empfangenen Mitteilung unerlässlich ist; [...] [sie] darf aber auch nicht so klein sein, daß die empfangene Mitteilung die Unkenntnis nicht mehr verringern kann, weil schon bekannt ist, was sie enthält. [...] Der relativen Unkenntnis und der relativen Kenntnis entspricht das Korrelat ‚Information‘.“<sup>511</sup>

Dagegen können die wichtigsten Kategorien für Unterhaltung wie folgt zusammengefasst werden:<sup>512</sup>

- Abwechslung (Tempo, Überraschung, Vielfalt)
- Unbeschwertheit (Amüsanz, Fiktionalität, Lockerheit)
- Interessantheit (Emotionale und/oder erotische Animation, Spannung, Spektakularität)
- Eingängigkeit (Konventionalität, simple Struktur, sympathisch-vertrauens-erweckende Präsentation)

In Bezug auf das Massenmedium *Zeitung* wird die These aufgestellt, dass die Bereiche Information und Unterhaltung keinen Konflikt darstellen, sondern „wie naturgegeben

---

<sup>508</sup> Vgl. Weiß/Trebbe (2001).

<sup>509</sup> Püschel (1998): S. 35f.

<sup>510</sup> Neumann-Braun (1993): S. 33.

<sup>511</sup> Pross (1977): S. 63f. Vgl. auch Neumann-Braun (1993): S. 38ff.

<sup>512</sup> Vgl. hierzu Klein (1998): S. 104.

miteinander verbunden<sup>513</sup> seien. Diese Formulierung ist vielleicht etwas überspitzt, aber es soll deutlich werden, dass das Unterhaltungsangebot der Massenmedien keineswegs generell als inhaltsleere Nutzlosigkeit verurteilt werden sollte, zumal die Präferenz der Zuschauer und damit der wirtschaftliche Erfolg eindeutig sind: Unterhaltung ist und bleibt ein Quotengarant. Eine große Problematik wird in der Vermischung der beiden Bereiche gesehen, *Infotainment* und *Boulevardisierung* lauten hier die Schlagwörter.

Der Begriff der *Boulevardpresse* geht auf das 19. Jahrhundert zurück, als die in den USA, Frankreich und England entstehende Massenpresse auf den großen Boulevards feil geboten wurde und nicht mehr – wie bis dahin üblich – im Abonnement erhältlich war.<sup>514</sup> Schon hier wurde der Stil dieser Blätter maßgeblich geprägt, denn um das Verkaufisiko bei der Laufkundschaft zu minimieren, wurde ein hoher Anzeigenanteil anvisiert, der wiederum bei den Werbekunden eine hohe Verkaufszahl verlangte. Es mussten also möglichst viele dieser Laufkunden angesprochen werden, und zwar durch „knappe Schlagzeilen, Aufmacher, die ins Auge springen, Themen, die die Leute sofort fesseln, keine starre redaktionelle Aufteilung, Verwischung der Grenzen von Information und Unterhaltung, mehr sogenannte Human-Touch-Geschichten.“<sup>515</sup> Diese Faktoren für eine Auflagensteigerung treffen exakt die Programmphilosophie des Privatfernsehens, das laut Aussage aus den eigenen Reihen die Zuschauer „dort abholt, wo sie sind, [...] unterhaltsam, informativ, mit direkter Ansprache des Publikums, ohne Zeigefinger und pädagogisches Pathos.“<sup>516</sup> Denn im Prinzip verfolgt auch das neue Medium dasselbe Ziel: viele Kunden zu erreichen. Aber auch das öffentlich-rechtlichen Fernsehen setzt mit Sendungen wie *Boulevard Bio* oder *Brisant – Das Boulevard-Magazin* (beide ARD), die schon im Titel den Zuschauer auf Form und Inhalt der Sendung vorbereiten, auf dieses Format.

Die Kritik an Boulevardisierungsstrategien macht sich an der Tendenz fest, eine Nachricht „unangemessen sensationell“ aufzubereiten und zu präsentieren, was zu *Entpolitisierung* im Informationsbereich führen kann.<sup>517</sup> Dies geschieht im Gegensatz zur nüchternen und sachlichen Darstellung mit Zugriff auf ein eher emotionales Repertoire, wie Emotionalisierung, Personalisierung, Dramatisierung, Ästhetisierung bis zur Verkitschung, Verminderung von Distanz.<sup>518</sup> Damit lässt sich auch der Begriff des *Infotainment* beschreiben, denn zusammengefasst verbirgt sich dahinter die unterhaltende Präsentation (*Entertainment*) von Information (*Info*). Dies kann sich sowohl auf das gesamte Sendeformat beziehen als auch auf die Möglichkeit einer unterhaltenden Aufbereitung von Information, etwa in Bezug auf die thematische Auswahl, die optische oder die sprachliche Realisierung, so dass die Begriffe *Boulevardisierung* und *Infotainment* dasselbe beschreiben.<sup>519</sup>

---

<sup>513</sup> Schwitalla (1998): S. 15.

<sup>514</sup> Schmidt (1992): S. 47.

<sup>515</sup> Ebd.

<sup>516</sup> Ebd. S. 45f.

<sup>517</sup> Vgl. Biere (1998): S. 49.

<sup>518</sup> Vgl. Klein (1998): S. 103.

<sup>519</sup> Göpfert sieht hier zwar einen großen Unterschied und ordnet den Begriff *Boulevardisierung* den Privaten und *Infotainment* den Öffentlich-Rechtlichen zu, die damit angeblich seriöser umgehen; dennoch lautet seine Definition kaum anders, wenn Informationen so aufbereitet werden sollen, dass sie die Menschen ansprechen und deren Sorge und Wünsche formulieren: „Informationen, die die Menschen erreichen sollen, müssen Fragen beantworten, die sich die Menschen auch tatsächlich stellen.“ Göpfert (1992): S. 50.

Diese Entwicklung wird nicht ausschließlich negativ bewertet, da wenig dagegen spreche, den Zugriff auf unpopuläre Themen für den Durchschnittszuschauer zu erleichtern.<sup>520</sup> Deshalb werden diese Strategien auch wohlwollender unter dem Stichwort *Modernisierung* subsumiert, wenn Boulevardisierung bedeute, eine größere Aufmerksamkeit zu schaffen und das Verständnis zu erleichtern.<sup>521</sup> Diese Tendenzen veranlassen die *Arbeitsgemeinschaft der Landesmedienanstalten* zu der These, dass die Unterscheidung in informations- und unterhaltungsorientierte Programme nicht mehr zweckmäßig, ja überholt erscheint, da mittlerweile jedes dieser Programme unterhaltungsorientiert sei.<sup>522</sup>

### ***Die Konvergenzthese***

Es wird deutlich, dass sich der Konkurrenzkampf Öffentlich-Rechtlich – Privat hauptsächlich um die Zuschauergunst dreht, sprich um eine größtmögliche Einschaltquote. In diesem Wettbewerb bietet sich die etablierte Strategie an, erfolgreiche Konzepte des Konkurrenzsenders zu imitieren und zu kopieren, was zu immer mehr Ähnlichkeit, ja *Konvergenz der Programme* führen kann. Damit sind wir mitten in der Diskussion um die *Konvergenzthese*, die das Verhältnis zwischen den beiden Fernsehtypen zu beschreiben versucht und seit Ende der 1980er Jahre Gegenstand publizistischer Forschung ist.<sup>523</sup>

Der Begriff *Konvergenz* impliziert unterschiedliche Varianten der Distanzveränderung: auf der einen Seite die jeweils einseitige Annäherung des öffentlich-rechtlichen bzw. privaten Rundfunks und auf der anderen Seite die wechselseitige Annäherung aneinander.<sup>524</sup> Es gilt, im Folgenden zunächst das Konvergenzverhalten der beiden Anbieter insgesamt zu konturieren, um dann festzustellen, welches Konvergenzverhalten bezüglich der Nachrichtensprache beobachtet werden kann.

Aus der Sicht der Fernsehmacher geht die Annäherung von dem jeweiligen Konkurrenten aus: So behauptet aus privater Perspektive der PRO7-Programmdirektor Jan Körbelin: „Die Konvergenz öffentlich-rechtlicher und privater Fernsehprogramme ist inzwischen nicht mehr zu übersehen. ARD und ZDF übernehmen die innovativen und erfolgreichen Formate der Privaten [...] und kopieren sie dann in zwei- bis dreifacher Ausführung.“<sup>525</sup> Im Gegensatz dazu sieht auf der öffentlich-rechtlichen Seite der ARD-Programmdirektor Günter Struve eine Anpassung der Privaten an die Öffentlich-Rechtlichen: „Sowohl RTL wie SAT.1 bemühen sich in wesentlichen Programmbestandteilen, solider und seriöser zu scheinen als sie sind, auf jeden Fall auf den Zuschauer das Plakat Glaubwürdigkeit und Seriosität wirken zu lassen.“<sup>526</sup> In der *ARD-aktuell*-Informationsbroschüre aus dem Jahre 1999 sind die Worte bezüglich des Annäherungsverhältnisses noch deutlicher:

---

<sup>520</sup> Vgl. Biere (1998): S. 54.

<sup>521</sup> Vgl. Klein (1998): S. 110.

<sup>522</sup> Vgl. Weiß/Trebbe (2001).

<sup>523</sup> Dieser Begriff und die These gehen zurück auf Schatz u.a. (1989).

<sup>524</sup> Vgl. Krüger (1992a): S. 87f.

<sup>525</sup> Zitiert nach Nieland (1996): S. 154.

<sup>526</sup> Ebd. S. 155.

„Die Privaten gleichen sich den Öffentlich-Rechtlichen in Inhalt und Präsentation also immer stärker an. [...] Für die Informationssendungen gilt deshalb der viel gehörte Vorwurf nicht, ARD und ZDF würden den Kommerziellen im Kampf um die Quoten hinterherhecheln und sie kopieren. Genau das Gegenteil ist richtig: ARD und ZDF setzen die Maßstäbe, denen die privaten Programme nacheifern.“<sup>527</sup>

Dieses fast kindische Gebaren, den Konkurrenten für die Konvergenz-Situation verantwortlich zu machen, reißt bis heute nicht ab: So kommt das *Kölner Institut für empirische Medienforschung* in seiner Programmanalyse alljährlich immer zu demselben Ergebnis: dass mit Blick auf die oben erläuterte „Unterhaltungsfeindlichkeit“ die Programme der Öffentlich-Rechtlichen „gut“ seien und die der Konkurrenz „schlecht“, da 90% aller Beiträge zu Politik und Wirtschaft in den nicht tagesaktuellen Informationssendungen in ARD und ZDF und nur 10% bei RTL, SAT.1 und Pro Sieben gelaufen seien.<sup>528</sup> Udo Michael Krüger, Herausgeber der Studie und Leiter des Instituts, bezeichnet dies als „qualitative Kluft“ oder „Boulevardisierungskluft“. Damit ist für die Verantwortlichen das Feindbild konturiert: Denn mit der Studie werde deutlich, so ZDF-Intendant Dieter Stolte, wer im Fernsehen „für die Gesellschaft und wer für seine Gesellschaft arbeitet.“<sup>529</sup> Klaus Berg vom Hessischen Rundfunk fügt hinzu, dass die Öffentlich-Rechtlichen für die Orientierung zuständig seien, die Privaten hingegen ließen den Zuschauer allein „in einer bunten Welt voller Beliebigkeit.“<sup>530</sup>

Diese Einschätzungen offenbaren jedoch laut Jörg Thomann ein „schiefes Selbstbild“, da sich die Öffentlich-Rechtlichen ihr Programm „schönmalen“ ließen.<sup>531</sup> Denn ein genauerer Blick in die Studie – es wird kolportiert, der Auftraggeber, die ARD und ZDF Medienkommission, sei kein Zufall –, liefert auch andere Ergebnisse: So hat das NDR-Politmagazin *Panorama* einen Boulevardanteil von 36%, *Spiegel TV* (RTL) dagegen nur 7%. „Noch peinlicher für die ARD ist der Boulevardwert ihres Aushängeschildes ‚Brennpunkt‘: satte zweiundvierzig Prozent.“<sup>532</sup> Erst durch dieses Verhalten der Öffentlich-Rechtlichen, sich jährlich eine Selbstbestätigung von wissenschaftlicher Seite holen zu müssen, zeige „eine tiefe Verunsicherung“, da sich ARD und ZDF für etwas feiern ließen, „was eigentlich selbstverständlich ist: daß sie umfassender über Themen von gesellschaftlicher Relevanz berichten als die privaten Sender, die nicht vom Gebührenzahler alimentiert werden.“ Es entsteht also der Eindruck, als fühlten sich die öffentlich-rechtlichen Anstalten dazu verpflichtet, ihr Gebührenprivileg zu verteidigen, denn wenn sich die Programme tatsächlich im Sinne der Konvergenzthese immer stärker angleichen, stellt sich die Frage nach der Rechtfertigung des staatlichen Zuschusses.

Zwar räumt der ARD-Chef Fritz Pleitgen ein, die Entwicklungen erfolgreicher Formate wie beispielsweise der Quizshow, die von RTLs Hausproduzenten John de Mol entwickelt wurde und zunächst nur auf privaten Sendern zu finden war, verschlafen zu haben.<sup>533</sup> Dennoch wird damit nur indirekt deutlich, dass öffentlich-rechtliche Quizformate in Anlehnung an das private Vorbild adaptiert werden. Auch das Zugeständnis, dass die

---

<sup>527</sup> ARD-aktuell-Informationsbroschüre (1999): S. 49.

<sup>528</sup> Vgl. Thomann (2001).

<sup>529</sup> Ebd.

<sup>530</sup> Ebd.

<sup>531</sup> Ebd.

<sup>532</sup> Ebd.

<sup>533</sup> Vgl. HÖRZU vom 19.1.2001, Heft 4. S. 18.

Quote zu einem wichtigen Indikator geworden ist, wird sofort mit dem Zusatz versehen, dass diese lediglich als Spiegel des Publikumsinteresses diene – denn schließlich sei das Publikum der Hauptpartner –, wobei unter den Tisch fällt, dass der Zuschauer dies im Rahmen seiner Werbekundenfunktion ist. Pleitgen fährt fort: „Aber die Quote ist nicht das Ausschlaggebende. Das sind immer noch Inhalt und Qualität.“<sup>534</sup>

Diese unterschiedlichen Positionen spiegeln sich auch in der wissenschaftlichen Debatte um die Konvergenzthematik wider. Die Forschungssituation auf diesem Gebiet lässt sich exemplarisch an zwei Autoren darstellen, die die umfangreichsten Studien zur Konvergenzfrage erstellt haben:<sup>535</sup> Eben genannter Udo Michael Krüger, Leiter des Instituts für empirische Medienforschung (IFEM) in Köln, und Klaus Merten, Professor für empirische Kommunikationsforschung an der Universität Münster, haben in Langzeitstudien mögliche konvergierende Prozesse innerhalb des dualen Systems untersucht, und zwar hinsichtlich des Programmvolumens, des Programmangebots und mit Blick auf die Programmstruktur.<sup>536</sup> Dabei kommen sie zu höchst unterschiedlichen Ergebnissen:

Krüger betont wie oben bereits erwähnt seit 1989 im Jahresrhythmus, dass keine Konvergenz zwischen den konkurrierenden Systemen festgestellt werden könne. Vielmehr gelangt er immer wieder zu dem Ergebnis, dass öffentlich-rechtliche und private Programme sehr unterschiedliche Programmprofile besäßen, ja dass eine Funktionsdifferenzierung zwischen den beiden bestünde: „Die öffentlich-rechtlichen Programme repräsentieren zunehmend die Informations- und Bildungsfunktion des Mediums Fernsehen, die privaten Programme zunehmend seine Unterhaltungs- und Werbefunktion.“<sup>537</sup> Seiner Meinung nach erfüllen die Öffentlich-Rechtlichen stetig ihren Programmauftrag, widerstehen Tendenzen der Kommerzialisierung und Programmverflachung, auch wenn sie große Verluste der Werbeeinnahmen hinnehmen müssen:

„Damit erweisen sich die Voraussagen, daß sich die öffentlich-rechtlichen Programme am Massengeschmack orientieren, Informationsangebote gegen massenattraktive Unterhaltungsangebote austauschen und hierdurch ihr Profil verlieren würden, als medienpolitische Legende oder kulturpessimistische Spekulation.“<sup>538</sup>

Dem entgegengesetzt sind die Ergebnisse in Mertens Studie: Er stellt innerhalb des dualen Systems sehr wohl konvergierende Prozesse fest.<sup>539</sup> Zwar gesteht auch er beiden Anbietern unterschiedliche Programmprofile zu, dennoch zeigt seine Analyse, dass sich die Öffentlich-Rechtlichen in ihrer neuen Konkurrenzsituation an den privaten Anbietern orientieren: Sie imitieren deren Programmstrukturen, indem sie zunehmend auf massenattraktive Sparten, d.h. unterhaltende Programme, setzen und diese an Sendeplätzen mit erwartbar hoher Einschaltquote platzieren; weiterhin zeige sich, dass diese Gewichtung zu Gunsten der Unterhaltung zu Lasten von Information und Bildung gehe.<sup>540</sup>

---

<sup>534</sup> Ebd.

<sup>535</sup> Einen zusammenfassenden Überblick über den Forschungsstand geben: Gehrke/Hohlfeld (1995b): S. 100–111.

<sup>536</sup> Vgl. Krüger (1992a) und Merten (1994).

<sup>537</sup> Krüger (1996b): S. 422.

<sup>538</sup> Ebd. S. 439.

<sup>539</sup> Vgl. Merten (1994): S. 134ff.

<sup>540</sup> Ebd. So auch Bleicher (1996): S. 142f.

Beide Forscher operieren mit der Methode der *quantitativen Inhaltsanalyse*, also nicht nur mit einer einheitlichen, sondern darüber hinaus mit einer *empirischen* Methode, so dass sich die Frage stellt, wie diese differierenden Ergebnisse zu Stande kommen können. Die Gründe liegen u.a. in den unterschiedlich gewählten Operationalisierungen und Kategorienbildungen, denn:

„Nahezu jedes Forschungsprojekt, das sich mit dem Prozeß der Beschreibung und Bewertung von Programminhalten im Fernsehen kritisch auseinandersetzt, gelangt zu dem Schluß, daß ein Unternehmen zur Kategorisierung und Klassifizierung von Fernsehsendungen der Quadratur des Kreises gleicht. Entweder überlappen sich die Kategorien, oder sie sind derart grob gebildet, daß es ihnen einer Differenzierung ermangelt, die unerlässlich ist, um Kommunikationsangebote sinnvoll zu analysieren.“<sup>541</sup>

Diese Schwierigkeit der korrekten und eindeutigen Klassifizierung der Sendeformate resultiert neben der Abgrenzung der Kategorien zusätzlich aus der Tatsache, dass viele neue Sendeformen oder Mischformen und Ableitungen früherer Formate auf dem Fernsehmarkt auftauchen, die in mehrere Kategorien gleichzeitig passen. Ein Beispiel dafür ist das *Frühstücksfernsehen*, eine Mischung aus Information und Unterhaltung, das die privaten Anbieter nach amerikanischem Vorbild auf dem Markt einführt und das schnell auch von den Öffentlich-Rechtlichen übernommen wurde. Um diese neue Art von Konzepten aufzufangen, fügt Merten eine zusätzliche Kategorie *Infotainment* in seine Analyse ein. Krüger hingegen zählt das Frühstücksfernsehen zu der Kategorie *Information*, so dass sich damit das Informationsvolumen der Öffentlich-Rechtlichen vergrößert und so dem Vorwurf widerspricht, die Öffentlich-Rechtlichen reduzierten ihr Informationsangebot.

Aufgrund dieser Schwierigkeiten in der Anlage des Forschungsdesigns stehen Merten und Krüger mit ihren Studien gleichermaßen im Kreuzfeuer der Kritik.<sup>542</sup> Diese Problematik offenbart eine grundlegende Einsicht für die Untersuchung der Konvergenzfrage: Die Konvergenzthese lässt sich schwer auf das Duale System in seiner strukturellen und qualitativen Ganzheit beziehen, denn derart angelegte Studien können aus methodischen Gründen zu Fehlschlüssen führen:

„Da aber Strukturwandel immer eine langfristige Angelegenheit ist, weisen solche Globalindikatoren (Informationsanteil vs. Unterhaltungsanteil ganzer Programme) zwangsläufig nur kleine Veränderungen auf, die insoweit zur Unterschätzung der tatsächlichen Wandlungsprozesse verleiten könnten. Wird daraus der Rückschluss auf die Abwegigkeit der Konvergenzvermutung gezogen, dann werden möglicherweise die viel rapideren Veränderungen innerhalb einzelner Sendungen, die gewissermaßen jenseits der Sehschärfe solcher Strukturanalysen liegen, schlicht übersehen.“<sup>543</sup>

Abgesehen davon werden die beiden Rundfunktypen aufgrund der im vorangegangenen Kapitel beschriebenen strukturellen Differenzierung geradezu gezwungen, eigene Profile in bestimmten Programmbereichen und -genres beizubehalten: Die Öffentlich-Rechtlichen, vom Gesetzesgeber kontrolliert und durch die genannten Rundfunkgesetze in ihre Schranken verwiesen, werden ihren klassischen Aufgabenbereich *Information und Bildung*

---

<sup>541</sup> Gehrke/Hohlfeld (1995b): S. 100.

<sup>542</sup> Ein anderer Vorwurf ist beispielsweise die Finanzierung der Studien: Krügers Analyse ist von der *ARD/ZDF-Medienkommission* gesponsert, Mertens im Auftrag des *Verbands Privater Rundfunk und Telekommunikation (VPRT)*. Interessanterweise kritisiert Merten selbst an anderer Stelle, dass Auftraggeber häufig einen zu großen Einfluss auf das wissenschaftliche Arbeiten haben könnten, so dass das Ergebnis der Studie im Grunde eine „wissenschaftliche Inszenierung“ sei. Vgl. Merten/Teipen (1991): S. 303.

<sup>543</sup> Bruns/Marcinkowski (1996): S. 463.



nicht gänzlich durch Unterhaltungssendungen ersetzen können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, das Gebührenmonopol zu verlieren. Das betont auch Günter Struve: „Unterhaltungsprogramme sind zwar eine wichtige Massenbasis, bieten aber wenig Ruhm und Preise. [...] ARD und ZDF werden sich immer noch wesentlich unterscheiden von dem Angebot der Kommerziellen. Meine Prognose: Auch in zehn Jahren wird es die ‚Tagesschau‘ geben – mit 15 Minuten.“<sup>544</sup> Er fügt jedoch hinzu: „Die Form mag sich da ändern, aber nicht das Prinzip.“ Die Privaten, deren Handlungsprimat stärker wirtschaftlichen Interessen als gesetzlichen Vorgaben folgt, legen aus diesem Grunde ihren Schwerpunkt im Programmangebot auf massenattraktive, also gewinnbringende Unterhaltung. Es ist somit keine Konvergenzbewegung hin zu einer totalen Kongruenz beider Systeme als möglichen Endzustand zu erwarten.

Wenn also auch aus rein rechtlichen Gründen eine totale Angleichung ausgeschlossen ist, dann scheint es sinnlos, die Frage der Konvergenz anhand der Programmstruktur insgesamt zu diskutieren. So kommt beispielsweise auch Barbara Pfetsch, die mit Hilfe Krügers Datengrundlage arbeitet, zu dem Ergebnis, dass auf der Ebene des Gesamtprogramms keine Konvergenz der öffentlich-rechtlichen und privaten Programme hinsichtlich politischer Themen festzustellen sei, sich aber die einzelnen Sendungen sowohl hinsichtlich der formalen Präsentation als auch inhaltlich einander angenähert haben, so dass sich „die Unterschiede zwischen den Rundfunkteilsystemen, die noch vor zehn Jahren [also 1986] für zwei alternative politische Fernsehrealitäten verantwortlich waren, inzwischen nivelliert haben.“<sup>545</sup> Somit erweist es sich als sinnvoller, die These der Angleichung von öffentlich-rechtlichen und privaten Sendern an der Form und Struktur einzelner *Sendeformate* zu überprüfen.

„Forschungsstrategisch wäre der Konvergenzforschung ein induktives Vorgehen angeraten, daß nicht von der ‚Höhe‘ grobkörniger Programmstrukturen nach unten blickt und dabei wesentliches übersieht, sondern statt dessen einzelne inhaltsanalytische Mosaiksteinchen sammelt, die nach und nach zu einem hochauflösenden Bild des Fernsehens in der dualen Ordnung zusammengesetzt werden können.“<sup>546</sup>

In diesem Sinne soll auch in der vorliegenden Arbeit verfahren werden, indem die Konvergenzfrage an Einzelbeispielen diskutiert wird. Diese Fokussierung auf den Einzelfall trifft dann zwar keine Aussagen über die allgemeine Programmstruktur, also über den Gesamtcharakter der beiden Systeme, vermeidet aber andererseits die bei Krüger und Merten erwähnten Probleme einer letztlich inkompatiblen Operationalisierung. Auf diese Weise sind dann auch eindeutige Aussagen möglich, denn „im Hinblick auf einzelne Sendungsformen ist die Annäherung und wechselseitige Imitation augenfällig.“<sup>547</sup> Vor allem im Unterhaltungsbereich zeige sich eine Angleichung des Erscheinungsbildes der verschiedenen Programme, wie die „tägliche Ausstrahlung von Gameshows, Talkshows und Serien auf einheitlichen Sendeplätzen und Leisten mit Wiederholungen am frühen Morgen und am Vormittag.“<sup>548</sup> Bei diesen Formaten waren stets die privaten Anbieter

---

<sup>544</sup> Vgl. Merkur 21/2001. S. 29.

<sup>545</sup> Pfetsch (1996): S. 495. Da die Verfasserin auf bestehende Daten zurückgreift und, wie sie selbst einräumt, „sekundäranalysiert“, können über die Gültigkeit der Ergebnisse keine verbindlichen Aussagen getroffen werden.

<sup>546</sup> Bruns/Marcinkowski (1996): S. 476.

<sup>547</sup> Marcinkowski/Bruns (1996): S. 264.

<sup>548</sup> Bleicher (1996): S. 146.

Vorreiter, die Öffentlich-Rechtlichen zogen zeitverzögert nach. Konkrete Beispiele sind hier tägliche, eigenproduzierte Soap Operas wie *Verbotene Liebe* (ARD) und *Gute Zeiten, schlechte Zeiten* (RTL), Talk Shows wie *Fliege* (ARD) und *Bärbel Schäfer* (RTL) oder die Ende der 1990er Jahre so beliebt gewordenen Quizshows wie *Das Quiz* (ARD) und *Wer wird Millionär?* (RTL). Zu demselben Ergebnis kommt auch die oben erwähnte ALM-Studie: In der Prime Time zwischen 18 und 23 Uhr bewegt sich das Volumen der Film- und Serienangebote der acht konkurrierenden Programme immer stärker aufeinander zu.<sup>549</sup> In Zahlen ausgedrückt: Den größten Anteil an fiktionaler Unterhaltung in Form von Filmen und Serien bestreiten PRO7 (52%) und Kabel 1 (48%), den niedrigsten SAT.1 (32%) und RTL (30%); in der Mitte liegen ARD und ZDF mit jeweils 43%. Die zweite Säule innerhalb der Unterhaltungsangebote in dieser Sendezeit bilden bei allen Programmen Quiz, Show- und Spielsendungen.

Aber auch im Informationsbereich werden Annäherungstendenzen deutlich – wie im Vorfeld bei Pfetsch bereits angedeutet –, die sich im Sinne der Konvergenzthese interpretieren lassen: So kommen Thomas Bruns und Frank Marcinkowski in ihrer inhaltsanalytischen Untersuchung zu dem Ergebnis, dass sich die Nachrichtensendungen von ARD, ZDF, RTL und SAT.1 immer ähnlicher werden, und zwar sowohl hinsichtlich inhaltlicher als auch präsentatorischer Merkmale.<sup>550</sup> Datengrundlage bilden sämtliche Nachrichtensendungen, politische Magazine und Diskussionssendungen, Reportagen mit politischem Inhalt sowie die Früh- und Mittagmagazine der genannten Sender in dem Zeitraum von 1986 bis 1994; da über die Repräsentativität der untersuchten Stichprobe keine Aussagen gemacht werden, sind die folgenden Ergebnisse nur eingeschränkt gültig.<sup>551</sup> Die Untersuchung zeigt, dass sich die privaten Sender im Hinblick auf den Anteil politischer Themen im Laufe der Untersuchungszeit an den öffentlich-rechtlichen Sender angeglichen haben, so dass ein vormals großer Abstand sich drastisch verringert hat. Die Analyse des Anteils innenpolitischer Themen zeigt eine deutliche Aufeinander-zu-Bewegung, d.h. die öffentlich-rechtlichen verringern und die privaten Anbieter erhöhen diesen Anteil. Diese Entwicklung zeigt sich auch bei der Untersuchung der Rangfolge der einzelnen Sachgebiete in den unterschiedlichen Sendungen. Des Weiteren findet hinsichtlich des Sachgebiets *Staat/Parteien* eine wechselseitige Konvergenzentwicklung statt, da die öffentlich-rechtlichen Sender dieses Thema weniger, die privaten hingegen verstärkt behandeln. Dagegen zeigt sich hinsichtlich der bunten Themen laut dieser Analyse eine einseitige Annäherung der privaten Anbieter an die öffentlich-rechtlichen, d.h. der „Entertainment-Anteil“ wird bei den Privatsendern zu Gunsten des Informationsanteils gesenkt. Dies bestätigt auch die Untersuchung des Anteils von Themen, in denen staatliche Akteure vorkommen im Vergleich zu denen, in denen „Prominente“ vorkommen. Die Analyse der durchschnittlichen Anzahl von Gewaltthemen pro Sendung verdeutlicht ebenfalls eine wechselseitige Annäherung der konkurrierenden Anbieter. Damit zeigt sich

---

<sup>549</sup> Vgl. dazu Weiß/Trebbe (2001).

<sup>550</sup> Vgl. Bruns/Marcinkowski (1996).

<sup>551</sup> Es werden lediglich Messungen an den Rändern des Untersuchungszeitraumes berücksichtigt, also 1986 und 1994. Aufgrund der schwierigen Zugriffsmöglichkeit auf Sendungen der Anfangsphase des Privatfernsehens umfasst die erste Untersuchungseinheit nur eine Woche und daraus 97 Sendungen, die letzte Untersuchungseinheit dagegen vier Wochen mit 467 Sendungen. Die Verzerrung, die aufgrund dieses Ungleichgewichts entstehen kann, wird nicht diskutiert.

insgesamt, „daß sich die Nachrichtensendungen der beiden Anbietergruppen 1994 deutlich homogener darstellen als 1986, wo erhebliche Unterschiede zwischen Öffentlich-Rechtlich und Privat erkennbar waren.“<sup>552</sup>

Auch hinsichtlich der Informationsformate wollen die privaten Anbieter nicht länger hinter den öffentlich-rechtlichen zurückstehen, sondern ihnen die Kompetenz streitig machen: So präsentierte RTL im Rahmen der Bundestagswahl 2002 neben Interviews, Reportagen und der Dokumentationsreihe *Kanzler, Krisen, Koalitionen* auch den Wahltalk *Im Kreuzfeuer*, moderiert von RTL *aktuell*-anchorman Peter Kloeppe und Sandra Maischberger (n-tv), in dem auch die Kanzlerkandidaten zu Gast waren. Außerdem wurde den Öffentlich-Rechtlichen der ehemalige WDR-Intendant Friedrich Nowotny als RTL-Wahlexperte abgeworben, um durch kompetente Meinungsäußerungen das neue politische Image zu unterstreichen. Denn eine Wahlberichterstattung in diesem Umfang hat es bei einem Privatsender bislang noch nicht gegeben, da dies seit jeher als der klassische Aufgabenbereich der Öffentlich-Rechtlichen galt. Höhepunkt bildete *Das TV-Duell* vier Wochen vor der Bundestagswahl, in dem sich – erstmals in der Geschichte des deutschen Fernsehens – der amtierende Bundeskanzler Gerhard Schröder und der Kanzlerkandidat der CDU/CSU Edmund Stoiber ganz nach amerikanischem Vorbild gleichzeitig einer Befragung durch zwei Moderatoren stellten, wobei die Antwortmöglichkeit und Redezeit nach strikten Regeln ablief. Dieses Rede-Duell lief parallel auf den Privatsendern RTL und SAT.1 und erreichte über 15 Millionen Zuschauer. Nach denselben Regeln und in derselben Duellanten-Besetzung fand zwei Wochen später ein weiteres telegen Wortgefecht statt, diesmal auf den öffentlich-rechtlichen Sendern ARD und ZDF. Neben dieser inhaltlichen Annäherung an die öffentlich-rechtlichen Informationsdomänen war das Jahr 2002 auch rein strukturell wichtig für die RTL-Gruppe, denn mit dem Einstieg bei dem privaten Nachrichtensender n-tv wird ein alter Traum wahr: RTL erhält seinen eigenen Nachrichtensender, womit die öffentlich-rechtlichen Sender auch in diesem Bereich angreifbarer werden.

Auch der Vergleich der Präsentationsformen von Kulturmagazinen im privaten und öffentlich-rechtlichen Fernsehen zeigt konvergente Entwicklungen: Durch den Konkurrenzkampf könnten sich die Öffentlich-Rechtlichen nicht länger „elitäre Attitüden“ leisten und folgten nunmehr Boulevardisierungspraktiken.<sup>553</sup> Dies wirke sich auch auf die Sprache aus, die öffentlich-rechtlichen Anbieter änderten sich von einem überwiegend literal-formellen hin zu einem oral geprägten, informell inszenierten Stil, die Sprache werde „geschmeidiger und alltagsnäher“.<sup>554</sup> Zu demselben Ergebnis kommt auch eine Untersuchung von Boulevardisierungstendenzen in der Wissenschaftsberichterstattung, es zeigt sich die Strategie, durch inszenierte Mündlichkeit die Thematik „aufzulockern“ und so das Verständnis zu erleichtern.<sup>555</sup>

Diese konkreten Beobachtungen lassen den Schluss zu: „Auch wenn um die sogenannte ‘Konvergenzthese’ [...] noch gestritten wird – der Streit ist längst rein

---

<sup>552</sup> Ebd. S. 471.

<sup>553</sup> Vgl. Klein (1998).

<sup>554</sup> Ebd. S. 108, 110.

<sup>555</sup> Vgl. Biere (1998).

akademisch. Längst lässt sich durch unmittelbare Evidenz feststellen: Private und öffentlich-rechtliche Programme werden tendenziell immer ähnlicher.<sup>556</sup>

Auch die vorliegende Arbeit konzentriert die Analyse auf einen konkreten Sendungstyp, und zwar Nachrichtensendungen, bei denen Konvergenzprozesse bereits nachgewiesen sind: „So wie die Privaten ihren einstigen Anspruch, verkrustete Rituale aufzubrechen, aufgeben mussten, haben auch die Öffentlich-rechtlichen ihre Nachrichtensendungen sanft renoviert.“<sup>557</sup> Um diese Entwicklung zu verdeutlichen, werden zunächst die unterschiedlichen Formate innerhalb des Dualen Systems näher betrachtet.

---

<sup>556</sup> Wember (1993): S. 32.

<sup>557</sup> Wittwen (1995): S. 208. Vgl. auch Goertz (1996): S. 202, 208.

## **2.3 Die Sendeformate: Öffentlich-rechtliche und private Nachrichtenkonzepte**

Eine Nachricht ist innerhalb eines Kommunikationsprozesses ganz allgemein eine Mitteilung oder Botschaft. Im journalistischen Bereich kommen die Komponenten *Aktualität* und *Relevanz* hinzu, d.h. „eine Zeitungs-, Hörfunk- oder Fernsehnachricht ist eine Mitteilung über ein aktuelles Ereignis, für das ein öffentliches Interesse besteht [...]“<sup>558</sup> Die Nachrichtensendungen übernehmen zu einem großen Teil die Aufgabe, die staatlich auferlegte Informationspflicht zu erfüllen. Für den Zuschauer eröffnet sich dadurch die Möglichkeit, einen Einblick in die Geschehnisse und Ereignisse der Welt zu bekommen, die ansonsten außerhalb einer direkten Zugriffsmöglichkeit liegen. Welche Schwerpunkte bei der Auswahl der Nachrichten gelegt und wie die Nachrichten dann präsentiert werden, wird von vielen verschiedenen Faktoren bestimmt, wie z.B. den Nachrichtenagenturen, der politischen Situation, der technischen Verfügbarkeit. Aber davon einmal abgesehen, liegt die Zusammensetzung und Gestaltung der Sendung in der Hand und in dem Ermessen des jeweiligen Senders, so dass Unterschiede erkennbar werden.

### ***Der Privatsender RTL: Von 7 vor 7 zu RTL aktuell***

1984 nimmt *RTL plus* seinen Sendebetrieb auf, zunächst aus Luxemburg, da in Deutschland – wie zu Anfang erwähnt – die Privatanbieter nur innerhalb der Kabelpilotprojekte senden dürfen. *RTL plus* sendet in deutscher Sprache und ist über Antenne regional in Deutschland zu empfangen. Die erste Nachrichtensendung *7 vor 7* wird am 2.1.1984 zum ersten Mal ausgestrahlt, mit dem Bestreben, sich von den öffentlich-rechtlichen Nachrichtenformaten deutlich zu unterscheiden, ja „alles ganz anders zu machen.“<sup>559</sup> Hier wiederholt sich also das oben genannte Muster: Die Privaten setzen zunächst auf Konfrontation. Das neue Konzept wird schnell deutlich: weg von der konservativen Nachrichtenpräsentation, wie sie die Öffentlich-Rechtlichen praktiziert, hin zu einem lockeren und jugendlichen Erscheinungsbild, orientiert an amerikanischen Vorbildern.

„News durften ihre Zuschauer von nun an auch ganz unverblümt unterhalten und mutierten zur quotenbuhlenden Unterhaltungsware. Katastrophenmeldungen wurden jetzt öfter vor der Weltpolitik verlesen, die Sprecher verwandelten sich in witzelnde Moderatoren, die ihr Publikum mit belanglosen Anekdoten verabschiedeten, vor dem Wetter wurden Werbespots dazwischengeschaltet.“<sup>560</sup>

Tatsächlich präsentieren sich die Moderatoren der frühen privaten Nachrichtenversuche dem Zuschauer ganz familiär, die äußere Erscheinungsform soll sich von der eher „steifen“ Präsentation der öffentlich-rechtlichen Nachrichten unterscheiden: „Die formelle Sitzhaltung weicht bequemem Räkeln, die Orientierung zum Zuschauer der Hinwendung zum Partner, die strukturierte Nachrichtensprache dem lockeren Geplauder. Auf diese Weise wird der Zuschauer zum Voyeur, dem ein Blick hinter die Kulissen vergönnt ist und

---

<sup>558</sup> Noelle-Neumann (1991): S. 216.

<sup>559</sup> Vgl. Kloeppe-Interview.

<sup>560</sup> Rosefeldt (1998): S. 86.

der dort Menschen wie sich selbst erblickt.<sup>561</sup> So hebt der 7 vor 7-Moderator Hans Meiser zur Begrüßung den Daumen und sein Kollege Björn Schimpf kneift grinsend ein Auge zu, zum Abschied wird gewunken. Als Abhänger wird die ungekürzte Version eines Musik-Clips ebenso verwendet wie eine Außenaufnahme, in der der Moderator Geert Müller-Gerbes eine Kuh melkt. Um eine Anmoderation gestisch zu untermalen, wird eine imaginäre Fliege im Studio gejagt. Auch die Kleidung ist informell, nur selten präsentieren sich die Moderatoren in Anzug und Krawatte. Klaus Bresser, ehemaliger Chefredakteur beim ZDF, beschreibt seinen Eindruck dieser Anfangsjahre so: „Wenn man sich erinnert, vor 10 Jahren haben die RTL-Nachrichten begonnen mit den Beinen des Moderators auf dem Tisch und möglichst noch eine Hauskatze.“<sup>562</sup>

Die konzeptionelle Realisierung geschieht im Sinne einer „elektronischen Bildzeitung“<sup>563</sup>: Die Schlagzeilen werden kürzer, lauter und schriller, die Nachrichteninhalte personifiziert, dramatisiert und emotionalisiert und in schneller Abfolge präsentiert. Die Hintergrundgrafik dient bei RTL nicht zur Verständnissicherung, sondern zur Steigerung der Spannung und Attraktivität. „Die Zauberformel heißt Häppchen statt Hintergrund, Nachrichtenfutter in immer kleineren Dosen und immer kürzerer Form.“<sup>564</sup> Bei einem Tagesvergleich verzeichnet *RTL aktuell* noch am 23. Oktober 1992 mit 32 Nachrichteneinheiten bei 16 verschiedenen Themen die höchste Beitragszahl, während die *Tagesschau* bei 14 unterschiedlichen Themen 20 Nachrichteneinheiten aufweist, allerdings auch mit fünf Minuten kürzerer Sendezeit.<sup>565</sup>

Die Nachrichteninhalte werden nun in *hard-* und *soft-news* differenziert: Unter *hard-news* fallen Themen aus Politik und Wirtschaft, nationale und internationale Krisen und Konflikte, unter *soft-news* Ereignisse aus dem Gesellschaftsleben, der Filmwelt etc., sowie Bereiche wie Gesundheit, Service, Verbraucherschutz. Gerade dieser letzte Bereich gewinnt in zunehmendem Maße an Bedeutung, da die Nachrichtensendung mit der Präsentation dieser „seichten“ Themen aufgelockert werden kann.

Außerdem wird nach amerikanischem Vorbild das Modell der Rollendifferenzierung für die Moderation von den US-news-shows kopiert: Ein *anchorman* wird eingeführt, der als „Hauptmoderator“ durch die Sendung führt und sie „als ruhender Pol zusammenhält“<sup>566</sup>. Im Fall von *RTL aktuell* werden auch andere Nachrichtenbereiche, wie hier in diesem konkreten Beispiel die Auslands- und Sport-Berichterstattung, von zwei weiteren Moderatoren übernommen. Die Aufteilung der Nachrichten in in- und ausländische Themen führt mitunter zu einem geradezu chaotischen Hin- und Herwechseln zwischen den zuständigen Moderatoren, wenn die Nachrichtenreihenfolge dem Gesetz der Relevanz gehorchen will: So übergibt anchorman Hans Meiser, der für die nationalen Themen zuständig ist, gleich nach der Begrüßung an den für das internationale Geschehen zuständigen Kollegen, der seinerseits nach der Meldung des Top-Themas wieder an Meiser zurückgibt – bis zur nächsten Auslandsmeldung. In einigen Sendungen wurde deshalb der

---

<sup>561</sup> Kepplinger/Staab (1992): S. 46.

<sup>562</sup> Konvergenz: S. 25.

<sup>563</sup> Muckenhaupt (1998): S. 118.

<sup>564</sup> Ebd. S. 119.

<sup>565</sup> Ebd.

<sup>566</sup> Wittwen (1995): S. 65.

Themenbereich komplett ausgetauscht, so dass plötzlich der anchorman die Auslandsnachrichten präsentiert, was insgesamt verwirrend wirkt. Im Laufe des Jahres 1994 wird dieses Modell aufgegeben, der anchorman ist nun sowohl für in- als auch ausländische Nachrichten zuständig. Damit fehlt die dritte Person im Studio; stattdessen wird ein Kurznachrichtenblock eingeführt.

Die Moderatoren stehen untereinander in direkter Kommunikation und schaffen sich gegenseitig thematische Überleitungen, die häufig über den rein inhaltlichen Rahmen hinaus auch private Bereiche der Moderatoren streifen, ja nicht selten gegenseitige Sticheleien fingieren.<sup>567</sup> Gerade im ersten Sendejahr loben die unterschiedlichen Moderatoren gegenseitig auf sehr ironische Art ihren lockeren Moderationsstil als den Inbegriff an Professionalität. Ein Beispiel aus dem Jahre 1984:

Geert Müller-Gerbes:

„So, von Kenny Rogers machen wir einen Riesensprung zu dem Sport mit Björn. Ähm sachmal hast du heute wieder was von äh Paris-Dakar. Sachma warum sachst du eigentlich immer ‚Pari-Dakar‘, das heißt doch ‚Paris-Dakar‘.“

Björn Schimpf:

„Es heißt ‚Pari-Dakar‘. Es ist dieser alberner Perfektionismus eines deutschen Journalisten mit kleinem Gemüte, der alles perfekt aussprechen will.“

Geert Müller-Gerbes:

„Kleines Gemüt oder kleines Latinum?“

Björn Schimpf:

„Kleines Gemüt. Latinum noch nie gehört.“

Geert Müller-Gerbes:

„Also gut, dann Sport mit Björn.“

Björn Schimpf:

„Einen wunderschönen Abend zusammen, hallo.“

Dahinter steckt der konzeptuelle Ansatz, die Distanz zum Zuschauer zu verringern: „Moderatoren sollen [...] nicht allwissende, emotionslose Vermittler sein, sondern Individuen mit kleinen Vorlieben und Schwächen. Wer sich die Sendung allabendlich ansieht, dürfte bald ein unverzichtbares, weil quasi-persönliches Verhältnis zu den einzelnen Protagonisten aufbauen.“<sup>568</sup> Zudem halten sich die Moderatoren mit ihren persönlichen Meinungen nicht zurück: Hans Meiser kommentiert politisch nicht ganz korrekt eine Unbedenklichkeitsbescheinigung des Gesundheitsministeriums von Guatemala mit: „Bananenrepubliken lassen grüßen!“ Die Vermittlung privater Vertrautheit funktioniert außerdem über „kleine technische und menschliche Pannen, zum Beispiel Versprecher, sowie die bewußt lockere Präsentation in Verbindung mit einem umgangssprachlichen Moderationsstil.“<sup>569</sup> Die technischen Pannen verdeutlichen eine gewisse Nachlässigkeit gegenüber nachrichtengemäßer Seriosität und Glaubwürdigkeit: So wird über viele Minuten nicht registriert, dass eine geöffnete zweite Tonspule die Sendung mit ungewollten französischen Gesprächen unterlegt; oder der Moderator bemerkt zu spät, dass er schon wieder auf Sendung ist und wird so beim Richten seines Hosens Bundes

---

<sup>567</sup> Diese Vorliebe, die Übergänge zwischen den einzelnen Moderatoren thematisch-inhaltlich möglichst sinnhaft zu verknüpfen, gelingt nicht immer: So bemerkt der Sport-Moderator in Bezug auf den vorausgegangenen Beitrag, der von einem Schlangenfänger handelte, dass man sich ja auch beim Tennis schlangenhaft bewegen müsse.

<sup>568</sup> Wittwen (1995): S. 73.

<sup>569</sup> Krüger (1992a): S. 215.

ertappt, was er mit einem saloppen „Tschuldigung“ kommentiert. Insgesamt ist die Sendung von einem geringen technischen Standard gekennzeichnet: Zunächst gibt es nur wenige Filmbeiträge, die fast ausnahmslos von einer einzigen Reporterin verfasst sind. Auf der anderen Seite wirken die Hintergrundgrafiken und die großzügigere Nutzung von Musikunterlegungen fast modern, gerade im Vergleich zu den *Tagesthemen*, wo zu dieser Zeit in einigen Sendungen der Moderator vor einem Schwarzbild agiert.

Im Laufe der Jahre und bei zunehmender Professionalität rücken die Privaten immer stärker von diesem Trend ab, da sich langsam eine reelle Chance abzeichnet, ein *wirklicher* Konkurrent der öffentlich-rechtlichen Konzepte auch auf dem Gebiet der Nachrichten zu werden: „RTL aktuell“ [...] erreichte abends vor 19.00 Uhr innerhalb von fünf Jahren mehr Zuschauerinnen und Zuschauer als ‘heute’ in den ersten zehn Jahren ihrer Entwicklung.<sup>570</sup> Die Sendung wird moderater, sachlicher und inhaltsorientierter, ganz oder zumindest zum Teil nach dem Vorbild der öffentlich-rechtlichen Konkurrenz: Die Sendekennung wird dezenter und verliert die Dynamik der schnellen Schnitte eines Videoclips; die Schlagzeilen erscheinen weniger reißerisch, der Aufbau wirkt insgesamt standardisierter. Phasenweise wird der so genannte *Zwischenruf* eingeführt, der das öffentlich-rechtliche Modell des *Kommentars* imitiert. Der äußere Rahmen ist professionalisiert durch ein Höchstmaß an technischer Ausstattung (z.B. ein virtuelles Studio, aufwendige Grafiken), einem weltumspannenden Netz an Korrespondenten und Studios und einem ernsthaften *anchorman* Peter Kloeppe, der in Kleidung und Ausdrucksverhalten das Image absoluter Kompetenz und Seriosität transportieren soll.<sup>571</sup> Im Vergleich zu den Regionalnachrichten werden die Abendnachrichten nicht durch Werbung unterbrochen. Das Konzept ändert sich also hin zu mehr Kompetenz und Seriosität, um beim Zuschauer ein höheres Maß an Glaubwürdigkeit zu erlangen – und damit nicht zuletzt eine höhere Einschaltquote, denn eine sachliche Nachrichtendarstellung erlangt in Deutschland immer noch eine größere Publikumsresonanz. „Lediglich der kleine Scherz zwischen den Moderatoren hat sich bei ‘RTL aktuell’ aus der Anfangszeit erhalten.“<sup>572</sup> Diese Überleitungen veröffentlichen bis heute private Details der Moderatoren: Der Zuschauer erfährt neben dem Urlaubsort des Wetter-Sprechers auch die Haarfarbe der Tochter des anchormans, und wenn der vorangegangene Beitrag von männlicher Bauchmuskulatur handelt, muss dieser einer kritischen Prüfung der Sport-Moderatorin Stand halten. Die *Personifizierung* der Nachrichten durch unterschiedliche Moderatoren für die einzelnen Nachrichtenblöcke wird weiterhin verfolgt: So gibt es für die Blöcke *Sport* und *Wetter* eigene Moderatoren. Allerdings tritt die Anekdote am Schluss der Sendung in den Hintergrund; statt dessen werden innerhalb der Wettervorhersage kleine Filme präsentiert, die häufig in aufwändiger Weise wetterbezogene Späße enthalten. Daran wird deutlich, dass die verfolgte Image-Imitation des Konkurrenten

---

<sup>570</sup> Ludes (1993): S. 36.

<sup>571</sup> Laut einer Umfrage der *Fernsehwoche* genießt Peter Kloeppe mittlerweile das größte Vertrauen in der Riege der Nachrichten-Moderatoren. Diese Einschätzung wird an der Frage gemessen: „Wem würden Sie bedenkenlos einen Gebrauchtwagen abkaufen?“ 36% nannten Peter Kloeppe zuerst; es folgen mit 34% Ulrich Wickert, dann Sabine Christiansen (18%) und Sandra Maischberger (15%); zuletzt werden Anne Will (ARD) und Peter Hahne (ZDF) mit je 5% genannt. Vgl. WAZ vom 18.10.02.

<sup>572</sup> Goertz (1996): S. 205. Ebenfalls erhalten hat sich die (Eigen-)Art, nach der offiziellen Verabschiedung das Mikrophon noch ein paar Sekunden offen zu lassen, so dass die ersten privaten Worte, die zwischen den Moderatoren gewechselt werden, noch mitangehört werden können.



nur insoweit geschieht, als dass sie noch in das allgemeine Sendekonzept der Privaten passt, das sich immer noch von den Öffentlich-Rechtlichen unterscheiden soll:

„Wer glaubt, nur Meldungen über die weltweiten Konfliktherde oder Verlautbarungen aus Bonn seien ‚echte Nachrichten‘, der hat den Sinn von News-Sendungen nicht begriffen. Im Leben der Menschen geht es glücklicherweise nicht nur um Kriege, Verbrechen und politische Diskussionen. Deshalb bietet ‚RTL aktuell‘ den Zuschauern neben den sogenannten ‚Hard-News‘ auch ‚Soft-News‘. Nachrichten mit Nutzwert oder, wie der Amerikaner sagt, ‚News to use‘. [...] Und wo bitte steht geschrieben, daß die Zuschauer über einen News-Beitrag nicht auch einmal schmunzeln dürfen? Seriösität und Glaubwürdigkeit hat nichts mit Verstaubtheit zu tun. Das erkennen inzwischen auch die Kollegen bei ARD und ZDF. Ein bunter Abhängiger gehört bei den ‚heute‘-Nachrichten und den ‚Tagesthemen‘ längst zum Sendekonzept.“<sup>573</sup>

Dieser Auszug aus einer Informationsbroschüre verdeutlicht, dass sich die privaten Nachrichten nicht nur in der äußeren Form und Gestaltung, sondern auch auf der inhaltlichen Ebene von den öffentlich-rechtlichen unterscheiden wollen, indem sie einen Schwerpunkt auf Geschichten aus dem gesellschaftlichen Leben oder privaten Alltagserlebnissen legen, und zwar zu Lasten politischer oder wirtschaftlicher Themen, wie oben bereits unter den Stichwörtern *Boulevardisierung* und *Entpolitisierung* diskutiert. Damit werden die klassischen Kriterien zur Nachrichtenauswahl – Bedeutsamkeit, Neuigkeit, Zuschauerinteresse – neu definiert: Im Mittelpunkt steht nicht, dass die Nachricht sachorientiert ist, vielmehr soll sie publikumswirksam sein. So ist beispielsweise im Jahre 1999 in einem Beitrag, der vom allmählichen Aussterben der Haarfarbe blond handelt, eine barbusige Frau zu sehen, was thematisch nicht unbedingt zwingend erscheint.

Die Boulevardisierungstendenzen lassen sich wie folgt zusammenfassen: Die Nachrichtenauswahl wolle massenattraktiv sein und sei zunehmend unpolitisch; im „Normalen“ werde das Abweichende, Ungewöhnliche, Aufsehererregende gesucht; das Erscheinungsbild setze auf Attraktivität und Spannung; die Sprache erscheine zunehmend reißerisch und verliere ihren nachrichtentypischen sachlichen und nüchternen Ton; die Aufbereitung und Präsentation wolle die Emotionen des Zuschauers wecken; die einzelnen Beiträge würden kürzer.<sup>574</sup> Diese Verkürzungstendenzen werden durch einen direkten Vergleich von *Tagesschau* und *RTL aktuell* konkretisiert: Während sich die *Tagesschau* auf zwei Kurznachrichten im Film beschränkt (diese sind zwischen 20 und 60 Sekunden lang), bietet *RTL aktuell* von dieser Beitragsform 13 Einheiten; immerhin noch vier Filmbeiträge weisen bei der *Tagesschau* eine Länge von einer Minute und dreißig Sekunden auf – die „berühmten 1’30“ –, während es bei *RTL aktuell* nur einen Beitrag in dieser Länge gibt.<sup>575</sup> Dennoch fehle im Fernsehen im Vergleich zur Boulevardpresse eine völlige Vermischung von Nachricht und Meinung, Fiktionalität in der Ereignisdarstellung oder eine tendenziöse Berichterstattung: In Boulevardblättern werden Geschichten gemacht, in Fernsehnachrichten werden sie vermittelt.<sup>576</sup> Die Nachrichtenmacher können im Gegensatz zu

---

<sup>573</sup> RTL-Informationsmaterial (1997): S. 4. Die Behauptung, RTL habe diesen „bunten Abhängiger“ sozusagen „erfunden“, ist sachlich falsch, da dieser bereits in dem gesichteten Filmmaterial von 1983 existierte – also vor Einführung des privaten Fernsehens.

<sup>574</sup> Muckenhaupt (1998): S. 128 und Muckenhaupt (2000): S. 29.

<sup>575</sup> Ebd. S. 32.

<sup>576</sup> Ebd.

Boulevardblättern, die durch Fotomontagen jedem Prominenten ein Kind auf den Arm zaubern, keine Nachrichten aus Vermarktungsgründen erfinden.<sup>577</sup>

Dennoch wird deutlich, dass sich das Nachrichtenverständnis insgesamt geändert hat: Die Form der Präsentation dominiert über den Inhalt, es scheint wichtiger, den Zuschauer „anzumachen“ und zu animieren denn zu informieren. Die Themenwahl geschieht nach dem Prinzip der Publikumswirksamkeit und nicht der Relevanz:

„Danach ist Krieg fenshgerechter als Frieden, Gewalt fernsehgerechter als Gewaltlosigkeit, Parteien mit herausragenden Führerpersönlichkeiten sind fernsehgerechter als führerlose Weltanschauungen, kurze Themen mit einem eindeutigen Ergebnis sind fernsehgerechter als lang andauernde, nicht abgeschlossene Prozesse, Konflikte, Leidenschaften, Gewalt und Angst sind leichter darzustellen als Übereinstimmung, Ruhe und Gelassenheit. Das Laute, Große und Nahe ist besser als das Leise, Kleine und Ferne. Und schließlich: der Tod ist fernsehgerechter als das Leben.“<sup>578</sup>

Ein Blick in die Themenwahl von *RTL aktuell* verdeutlicht bis heute diese Tendenz: Schlagwörter wie *Giftalarm*, *Seuche*, *Nazi-Terror*, *Dauerfeuer*, *Kriegselend*, *Verwüstung*, *Flammenmeer* und *Straßenschlacht* illustrieren die inhaltliche Schwerpunktsetzung mit dem Trend zur Entpolitisierung. Zwar erhalten auch die so genannten Pflichtthemen, wie z.B. die Pläne zur Steuererhöhung, bei den Privaten ihre Sendezeit, jedoch publikumswirksamer „zubereitet“: So wird der Stolpe-Untersuchungsausschuss bei *RTL aktuell* zu einem „Schlachtfeld“, auf dem „alte Stasirechnungen beglichen werden“, während die Formulierung der *Tagesschau* weniger militärisch ausfällt: „In der Auseinandersetzung um die Verleihung der DDR-Verdienstmedaille an den Brandenburgischen Ministerpräsidenten Stolpe steht weiter Aussage gegen Aussage.“<sup>579</sup> Durch diese Tendenz zur Dramatisierung und Emotionalisierung in der Sprachwahl erscheint die journalistische Distanz verringert, der sachliche und nüchterne „Tatsachenblick“ verstellt.

Trotz dieser Abgrenzung wird deutlich, dass die Privaten die erfolgreichen Nachrichtenkonzepte ein Stück weit imitieren und kopieren. Aber nicht sie allein verfolgen die Strategie der Annäherung; auch die öffentlich-rechtlichen Anbieter – von Einschaltquoten und Werbekunden unter Druck gesetzt – adaptieren private Formatstrukturen, denn deren „Rebellion“ in den Anfangsjahren hat deutliche Spuren in der Fernsehlandschaft hinterlassen: Die kommerzielle Denkweise, für die hohe Einschaltquoten und damit Massenattraktivität zur obersten Maxime avanciert sind, ist im Zuge der herrschenden Konkurrenzsituation auch auf die Öffentlich-Rechtlichen übersprungen, denn, so Günter Struve, Chef des ARD-Programms: „Ohne Qualität sind wir Öffentlich-Rechtlichen entbehrlich, ohne Quote aber ohne Zuschauer.“<sup>580</sup>

### ***Die öffentlich-rechtliche ARD: Tagesschau und Tagesthemen***

Seit Beginn des regelmäßigen Programmbetriebs 1952 hat die *Tagesschau* einen festen Sendeplatz; zunächst allerdings nicht täglich, sondern nur montags, mittwochs und freitags

---

<sup>577</sup> Dennoch können kleine Ereignisse bewusst inszeniert und ausgebaut werden, die sich im Nachhinein als irrelevant erweisen – und dies ganz augenfällig bevorzugt während des so genannten Sommerlochs.

<sup>578</sup> Mander (1979): S. 274ff. Zit. nach Muckenhaupt (1998): S. 124f.

<sup>579</sup> Vgl. Muckenhaupt (1998): S. 126.

<sup>580</sup> Vgl. Merkur 21/2001. S. 29.

– am Folgetag wurde die Ausgabe einfach wiederholt. Es folgt jedoch rasch die tägliche Ausstrahlung, die die *Tagesschau* schnell zu einer festen Institution im deutschen Fernsehen macht und deren Erfolg laut Ex-RTL-Chef Helmut Thoma bedingungslos scheint: „Die [Tagesschau] ist eines der Phänomene der deutschen Fernsehlandschaft. Die könnten die Nachrichten in Latein verlesen mit zwei brennenden Kerzen, und die Sendung hätte immer noch gute Ratings.“<sup>581</sup> Die Nachrichten im Fernsehen avancieren zu einem Fixpunkt in den deutschen Haushalten, als „die Bereitstellung einer rituellen Ordnung des täglichen Lebens. Die 19.00-HEUTE und 20.00-TAGESSCHAU liefern zeitliche Orientierungspunkte für den Tagesablauf und symbolisieren in ihrer gleichbleibenden Mischung von Katastrophen und Männern, die Geschichte machen, daß abends um 20.00 Uhr die Welt noch in Ordnung ist.“<sup>582</sup> Hinter diesem medienkritischen Unterton verbirgt sich der Vorwurf, dass die Nachrichtensendungen eher rituell eingeschaltet denn konzentriert verfolgt würden, da beispielsweise trotz der jahrelangen Vorwürfe, die Nachrichtensprache sei zu unverständlich formuliert, eine kontinuierlich hohe Einschaltquote zu verzeichnen ist. „Over and beyond any particular content, the conventions of daily news practices are geared to the routines and structures of the twenty-four hour day, giving it substance as the domain of the bounded present in our societies.“<sup>583</sup> Vor diesem Hintergrund wird den Nachrichtensendungen als eigentliche Funktion die Sicherheit des Immergleichen zugesprochen – zwar täglich neu gesendet, jedoch im Mantel des Vertrauten: „Neues tritt immer wieder und nur als vergessenes Altes mit aktuellen Namen auf.“<sup>584</sup>

Abseits dieser kulturkritischen Töne stehen die öffentlich-rechtlichen Nachrichten für hohe Glaubwürdigkeit, Seriosität, Kompetenz und Perfektion. Das war nicht von Anfang an so: Ein Blick in die Geschichte der Nachrichtensendungen zeigt, dass in den Anfangsjahren ein Trend zu soft-news und Unterhaltung existierte, denn die ersten *Tagesschau*-Sendungen, die in Anlehnung an die erste Nachrichtensendung des deutschen Fernsehens, die *Wochenschau*, nur aus Filmberichten zusammengesetzt war, legte einen Schwerpunkt auf Buntes, „Politik spielte nur am Rande eine Rolle.“<sup>585</sup> Erst allmählich rückte die politische Berichterstattung in den Mittelpunkt, was die *Tagesschau* dann schnell zu einer meinungsbildenden Instanz avancieren lässt, deren Inhalte vom Zuschauer unhinterfragt akzeptiert werden: So glauben zum Beispiel im Jahre 1969 laut einer Umfrage 60% der Befragten, der *Tagesschau*-Sprecher Karl-Heinz Köppcke sei der offizielle Sprecher der Bundesregierung.<sup>586</sup> Dieses Image wird durch absolute Zurückhaltung und Nüchternheit transportiert, der Nachrichtensprecher oder die -sprecherin zeigen keinerlei

---

<sup>581</sup> RTL-Informationsmaterial (1997).

<sup>582</sup> Teichert (1977): S. 56. Vgl. auch Pross (1977): S. 66.

<sup>583</sup> Scannell (1988): S. 23. Vgl. auch Scannell (1996): S. 160.

<sup>584</sup> Schmitz (1990): S. 27.

<sup>585</sup> ARD-aktuell-Informationsbroschüre (1999): S. 10. Diese Tendenz zeigt sich auch in den Nachrichtenanfängen der Nachbarländer: So wurden beispielsweise in den BBC-Nachrichten der 1950er Jahre grundsätzlich Geschichten aus der englischen Königsfamilie als Aufhänger benutzt. Vgl. Muckenhaupt (1998): S. 114.

<sup>586</sup> Vgl. Kübler (1979): S. 252. Dieser Eindruck bliebe dem Zuschauer heute – neben einer Vielzahl anderer Gründe – allein deshalb verwehrt, da sowohl Sprecher als auch Moderatoren nicht nur durch Nachrichtensendungen, sondern auch durch stark unterhaltungslastige Fernsehshows führen und beispielsweise ehemalige *Tagesthemen*-Moderatorinnen wie Sabine Christiansen und Gabi Bauer nun eigene Talk-Shows leiten.

Emotionen und verlesen fast maschinell die Ereignisse des Tages. Die Texte sind absolut wertungsfrei, sachlich und neutral gehalten, die Forderung nach einer strikten Trennung von Nachricht und Meinung wird konsequent erfüllt. Veränderungen und Modernisierungen geschehen selten und fast unmerklich – in 40 Jahren hat sich das Erscheinungsbild gerade achtmal verändert –, denn der Erfolg der *Tagesschau* liegt gerade in der Beibehaltung dieser altbewährten Strukturen:

„Vor allem die vom Publikum erwartete Konstanz des Präsentationsrahmens schafft Vertrautheit, auf der sich Glaubwürdigkeit begründet. Sonst kommt nur unnötige Verwirrung auf. [...] Kontinuität durch altbekannte Sprecherpersönlichkeiten und deren vertrauten Habitus gewährleisten beim Publikum Erwartungs- und Verhaltenssicherheit.“<sup>587</sup>

Diese Unveränderlichkeit und Stetigkeit, ja bewusste Nicht-Kreativität in Form und Präsentation wirkt sich auch auf die Sprachwahl aus: Die Sprache der *Tagesschau* erweist sich als ungewöhnlich konstant und hochgradig stereotyp, wie Ulrich Schmitz in einer Korpusanalyse nachweist, so dass er eine ganz eigene „*Tagesschau*-Sprache“ annimmt, wie sie außerhalb von Fernsehnachrichten kaum zu finden sei.<sup>588</sup> Zwar beschränkt sich dieses Korpus auf die Auswahl von *Tagesschau*-Sendungen vom Januar 1978 (der Text umfasst 345 Meldungen mit 54180 Wörtern in 3363 Sätzen); allerdings zeigt ein Abgleich mit einer Sendung aus dem Jahr 1988, dass die sprachlichen Unterschiede sehr gering sind, was Schmitz zu der Überzeugung gelangen lässt, dass bei einer entsprechenden Ausblendung der Eigennamen einem durchschnittlich informiertem Zuschauer nicht auffallen werde, ob eine Meldung acht Tage oder acht Jahre alt sei.<sup>589</sup>

„Die ‚Tagesschau‘ ist wie ein Kartenspiel ohne Regeln, wie ein Setkasten ohne Kombinationsbeschränkungen. Ohne Qualitätsverlust könnte man sie deshalb grundsätzlich maschinell herstellen. Die für jede Sendung von Menschen einzugebenden Parameter beschränkten sich in diesem Fall je nach der aktuellen Nachrichtenlage auf indexikalische Ausdrücke (Person-, Raum-, Zeitzeiger) sowie einige leicht formalisierbare Hinweise zur Selektion texttypischer Einheiten.“<sup>590</sup>

Vor diesem Hintergrund konstruiert Schmitz einen „*Tagesschau*-Automaten“, d.h. ein Computerprogramm, das aufgrund der immer wiederkehrenden Textbausteine authentisch wirkende *Tagesschau*-Meldungen auch maschinell erstellen kann, also Textkonstruktion technisch simuliert. Diese extrem sprachliche Routine, die dadurch deutlich wird, führe dazu, dass „nach der Sendung kein Mensch mehr weiß, was eigentlich gesendet wurde.“<sup>591</sup>

Eine Neuerung in der Nachrichtenlandschaft ist im Jahre 1978 die Einführung der *Tagesthemen*, einem Nachrichtenjournal, das wichtige Ereignisse des Tages zu einem späteren Zeitpunkt am Abend noch einmal aufgreift und vertieft: *Tagesschau* und *heute* verkörpern den Faktenjournalismus, *Tagesthemen* und *heute journal* die Idee der journalistischen Vertiefung, wobei die Magazine das klassische Format als Sendungsbestandteil beinhalten.<sup>592</sup> Die Sendung wird von einem Moderator „geleitet“, der sich im Gegensatz zu den Sprechern der *Tagesschau*, die sich als Person vollkommen zurücknehmen, auch kritische

---

<sup>587</sup> Knobloch (1998): S. 38.

<sup>588</sup> Vgl. Schmitz (1990).

<sup>589</sup> Ebd. S. 207. Dennoch fällt bei entsprechender Feinanalyse auf, dass es auch bei der *Tagesschau* eine Tendenz zu kleineren Informationseinheiten gibt.

<sup>590</sup> Ebd. S. 21.

<sup>591</sup> Ebd. S. 282.

<sup>592</sup> Vgl. Muckenhaupt (1998): S. 114.

Bemerkungen oder ein verschmitztes Augenzwinkern leisten darf. Darüber hinaus hat der Moderator im Unterschied zum Sprecher die Möglichkeit, Interviews zu führen. Ansonsten dominiert auch hier in der Präsentation die Vermittlung von Seriosität, Kompetenz und Dezenz.

Fehlende Konkurrenz lässt dieses altbewährte Konzept über Jahre hinweg bestehen, auch wenn schon weit vor Einführung des Privatfernsehens Mitte der 1970er Jahre der Ruf nach Veränderungen bezüglich der Nachrichtensendungen laut wurde, denn im Rahmen der aufkommenden Wirkungsforschung wurde deutlich, dass die Nachrichten „alltagsfern, oberflächlich und unverständlich“<sup>593</sup> seien, da sie dem unmittelbaren Erfahrungsbereich des Zuschauers fremd erschienen. Daraus formierte sich die Erkenntnis, dass die Berichte am besten erinnert und verstanden werden, „die in ihrem Inhalt einen engen Bezug zu der unmittelbaren Erfahrungswelt des Zuschauers haben.“<sup>594</sup> So forderte auch Klaus Bresser, seinerzeit noch Redakteur beim WDR, Informationsprogramme sollen „attraktiver, interessanter und überraschender“ werden, die Themen in Richtung „allgemein interessierende Ereignisse aus Kultur, Gesellschaft, Sport“ erweitert und die Sprache „einfacher und damit verständlicher“<sup>595</sup> werden. Weiterhin gibt er zu bedenken, dass das reine Sachinteresse an politischen Meldungen eher gering sei, so dass zu überlegen sei, „ob die krampfhaft unterdrückung aller Emotionalität nicht Desinteresse und Langeweile erzeugt und wünschenswerte Betroffenheit verhindert.“<sup>596</sup> Aus heutiger Perspektive wurden damit bereits die oben erwähnten Boulevardisierungsstrategien beschrieben, die zu den Formatparametern der Privaten avancierten.<sup>597</sup>

So stellte also schon lange vor der Privatisierung des Rundfunks und der damit verbundenen Konkurrenzsituation neben *Aktualität* das *vermutete Zuschauerinteresse* ein wichtiges Kriterium zur Nachrichtenauswahl dar, ja es wurde gefordert, es im Bereich Information den Kollegen der kulturellen Sparten gleichzutun und das Kriterium Aktualität weniger zu verabsolutieren.<sup>598</sup> Aber auch schon damals galt dieses Zuschauerinteresse als „terra incognita“, als „ein Feld der Spekulationen“, und so „konturieren sich Alltagswissen und individuelle Erfahrung der Redakteure als die tatsächlichen Kriterien.“<sup>599</sup> Diese Entscheidung kraft journalistischer Intuition gilt heute als unprofessionell und ist empirischen Untersuchungen zum herrschenden Zuschauerinteresse gewichen.

Auf der anderen Seite wurde jedoch schon Anfang der 1970er Jahre in durchgeführten Inhaltsanalysen der Vorwurf laut, die Nachrichtenauswahl folge zu stark dem Kriterium der „Telegenität“ und weniger inhaltlichen Überlegungen; außerdem überfordere die Kürze der Einstellungen das Auffassungsvermögen des Zuschauers (zwei bis fünf Sekunden pro

---

<sup>593</sup> Teichert (1977): S. 52, 54. Vgl. auch Ballstaedt/Hinkelbein (1976), Grohall u.a. (1972).

<sup>594</sup> Teichert (1977): S. 60.

<sup>595</sup> Bresser (1977): S. 141.

<sup>596</sup> Ebd. S. 142.

<sup>597</sup> Interessanterweise kritisiert Klaus Bresser 25 Jahre später, also im Jahre 2002, genau diese Entwicklung bei den öffentlich-rechtlichen Sendern, dass dort die Polit-Gesprächsrunden boulevardisiert seien und ihren gesetzlichen Informationsauftrag verfehlten, da sie sich zu sehr für die menschliche und zu wenig für die inhaltliche Seite interessierten. Vgl. WAZ vom 15.8.2002.

<sup>598</sup> Vgl. Teichert (1977): S. 50f.

<sup>599</sup> Ebd. S. 51.

Einstellung).<sup>600</sup> Dies lässt den heutigen Zuschauer im Rahmen einer etablierten Videoclip-Kultur schmunzeln und zeigt deutlich, wie rasch sich die Rezeptionsgewohnheiten geändert haben.

Wie stellt sich die Situation Anfang der 1980er Jahre kurz vor Einführung des Privatfernsehens dar, welche Erwartungen, Hoffnungen und Ängste werden an das neue Programm gestellt? Zu dieser Zeit erfahren die öffentlich-rechtlichen Sender einen allgemeinen Rückgang der Einschaltquote, was entweder auf das bestehende und als nicht besonders attraktiv angesehene Programmangebot zurückgeführt wird oder ganz unkritisch auf den Effekt der Dauernutzung, die als Reaktion ein Abschalten hervorriefe.<sup>601</sup> Unter der herrschenden Monopolstellung der öffentlich-rechtlichen Sender leide zwar häufig die Vielfalt des Programmangebots, aber die Programmentscheidungen würden nicht rein gewinnorientiert an der möglichen Einschaltquote gemessen, sondern es werde nach inhaltlicher Qualität gewählt: „Wie Mönche an Gelübde gebunden, verzichten wir freiwillig auf die Sünde des Profits und auf die Sünde des vielfältigen Angebots um des Profits willen. Das ist doch das Besondere.“<sup>602</sup> Doch die getroffene Auswahl trifft nicht immer den Geschmack der Zuschauer, auch wenn diese – oder gerade weil diese – nicht kommerziellen Kriterien gehorchen, so dass manche Erscheinungen „an die Abhaltung von Stundengebeten erinnern.“<sup>603</sup> Was die Einführung der Privaten betrifft, so vermutet Johannes Gross, ehemaliger Chefredakteur der Deutschen Welle, dass es inhaltlich keine Änderungen geben und lediglich die Wahlmöglichkeit für das Publikum vergrößert werde, denn die neuen Programme könnten „prinzipiell keine andere Unterhaltung bieten als die alten.“<sup>604</sup> Dennoch erweist er sich in der Rückschau geradezu als prophetisch, wenn er den Fernsehjournalismus dazu auffordert, „vom verachteten Journalismus der Boulevardzeitungen zu lernen.“<sup>605</sup> Dies bezieht er nicht auf die neuen, sondern auf die alten Anbieter, die „weder auf das sprachliche Aufnahmevermögen noch auf das Informationsinteresse des Publikums wesentlich Rücksicht nehmen [...] [und] das offiziöse Deutsch der Behörden und der Gesetzestexte übernehmen.“<sup>606</sup> Stattdessen sollten sie „dem Volk aufs Maul schauen, ohne ihm nach dem Munde zu reden.“<sup>607</sup> Auch Hinrich Enderlein, Mitglied des Rundfunkrates des Südwestfunks, stärkt den Öffentlich-Rechtlichen kurz vor dem Ende ihrer Monopolstellung nicht den Rücken:

„Das, was wir im Augenblick in den öffentlich-rechtlichen Anstalten haben, tendiert zwangsläufig zur Verknöcherung, zur Verfälschung und zur Ausgewogenheit. Diese Ausgewogenheit sehe ich durchaus nicht in positivem Licht. Wo bleibt denn die Spontaneität in unseren Anstalten? Es ist doch immer jemand sofort auf dem Sessel und sagt: Das darf aber nicht sein, da kommen die Krawallmacher, da wird Rabatz gezeigt.“<sup>608</sup>

---

<sup>600</sup> Ebd. S. 52f. Vgl. auch Schatz (1971).

<sup>601</sup> Vgl. Hymmen (1982): S. 74.

<sup>602</sup> Neudeck (1982): S. 83.

<sup>603</sup> Gross (1982b): S. 84.

<sup>604</sup> Gross (1982a): S. 30.

<sup>605</sup> Ebd. S. 31.

<sup>606</sup> Ebd.

<sup>607</sup> Ebd. S. 31f.

<sup>608</sup> Enderlein (1982): S. 46f.

Auch Gross unterstützt den Gedanken, nicht vor der Ausstrahlung von „Rabatzmachen“ zurückzuschrecken, da es sich vielleicht um die Dokumentation einer geschichtlichen Wende handeln könne: „Zum Beispiel wäre es, wenn wir 1789 das ZDF schon gehabt hätten, natürlich doch fehlerhaft gewesen, unter dem Gesichtspunkt der Bewahrung des Publikums vor schädlichen Einflüssen, den Sturm auf die Bastille nicht mitzufilmen.“<sup>609</sup> Diese Diskussion um die Gewaltdarstellung im Fernsehen steht bis heute im Mittelpunkt vieler Fernsehkritiker und wird gerade den Privaten häufig zum Vorwurf gemacht.

Dagegen möchte Dietrich Sperling, ZDF-Fernsehratsmitglied, nicht mehr Unterhaltung ins Fernsehen einziehen lassen, sondern schlägt vor, „die Wahlfreiheit für Western-Programme oder für Rudi-Carrell-Shows“<sup>610</sup> mit Hilfe von Videokassetten zu befriedigen. Auch der Spiegel-Redakteur Gerhard Mauz spricht dem Fernsehen nicht die Aufgabe der Unterhaltung, sondern die der gesellschaftspolitischen Erziehung des Zuschauers zu, das Programm solle „Appetit aufs Mündigsein machen“, mit dem Ziel, „eine eigene Identität zu finden, ein Ich zu finden, jemand zu sein.“<sup>611</sup> Der Journalist Herbert Janssen hingegen betont das Recht des Zuschauers auf Unterhaltung, wie es in den Rundfunkgesetzen geregelt ist.<sup>612</sup> Er findet die Orientierung an der Einschaltquote im Konkurrenzkampf ARD und ZDF schon zu übertrieben, und Elisabeth Motschmann, stellvertretende Vorsitzende der *Sammlung bekennender Evangelischer Frauen*, warnt vor einem Aufstieg der Einschaltquote „zu den Götzen der Fernsehanstalten“<sup>613</sup>, da weniger Fernsehen sowieso viel besser und somit eine geringe Einschaltquote als äußerst positiv anzusehen sei.

Doch erst die tatsächliche Konkurrenzsituation durch Einführung der privaten Programme erzwingt eine Reaktion: Aufgrund des zunehmenden Erfolgs der privaten Nachrichtenkonzepte und der damit verbundenen Zuschauerabwanderung wird für die Öffentlich-Rechtlichen deutlich, dass es auch noch andere Möglichkeiten und Formen der Nachrichtenpräsentation gibt, die der Zuschauer akzeptiert und nach denen er dann in zunehmendem Maße verlangt. Denn „die Ansprüche und Sehgewohnheiten der Zuschauer haben sich verändert. Auch seriöse Informationssendungen müssen lockerer präsentiert sein und Spannung bieten.“<sup>614</sup> Dies erkannten Barwise und Ehrenberg bereits Ende der 1980er Jahre für das englische Fernsehen: „To get the number of viewers that they [information programs] need, information programs must be introductory, watchable, and fairly superficial.“<sup>615</sup>

Rückblickend sieht der damalige *ARD-aktuell*-Chef und gelegentliche *Tagesthemen*-Moderator Ulrich Deppendorf die Abwehrhaltung gegen Modernisierungen kritisch: „Wir haben jahrelang geschlafen.“<sup>616</sup> Aus diesem Schlaf erwacht, werden die Nachrichten

---

<sup>609</sup> Gross (1982b): S. 62.

<sup>610</sup> Sperling (1982): S. 56.

<sup>611</sup> Mauz (1982): S. 86f.

<sup>612</sup> Vgl. Janssen (1982): S. 67.

<sup>613</sup> Motschmann (1982): S. 59.

<sup>614</sup> Elitz (1996): S. 62.

<sup>615</sup> Barwise/Ehrenberg (1988): S. 130.

<sup>616</sup> Vgl. Deppendorf-Interview. Dagegen unterstreicht der langjährige *Tagesthemen*-Moderator Ulrich Wickert in einem persönlichen Interview, dass ihm die Arbeitsweise der Konkurrenz überhaupt nicht beeinflussen würde, da er keinerlei Interesse daran hege und beispielsweise private Nachrichtensendungen nicht verfolge. Vgl. Wickert-Interview.

schrittweise modernisiert. Dies geschieht langsam und zaghaft, um die Sehgewohnheiten des Zuschauers nicht zu schockieren und zu überfordern, denn dann könnte eine gegenteilige Reaktion eintreten: statt Zuschauerzuwachs erneute Verluste. Außerdem soll nichts von der Glaubwürdigkeit eingebüßt werden, denn „Glaubwürdigkeit von Nachrichten wird nicht primär durch die geschilderte Nachricht selbst hergestellt, sondern durch Rahmenbildungen und Aufmachung.“<sup>617</sup> Aber auch inhaltlich bleiben deutliche Akzente: Die Nachrichten sollen weiterhin primär politisch ausgerichtet sein und nicht zu einer „Infotainment-Show“ mutieren, d.h. es überwiegen weiterhin die *hard-news*.

Dennoch hinterlassen die Privaten Anregungen und Impulse, *Tagesschau* und *Tagesthemen* partiell moderner und zeitgemäßer zu gestalten. Dies kann unter Umständen auch zuschauerfreundlicher sein, wie zum Beispiel die Vereinfachung der Sprache, die gezielte Einsetzung von Grafiken oder in den *Tagesthemen* die Verkürzung des Kommentars um eine Minute von 2'30 auf 1'30.<sup>618</sup> Der Wetterbericht – früher ein bloßes Sekunden-Anhängsel mit spartanischem technischem Aufwand – wird mittlerweile nach Vorbild der Privaten auf der Basis computeranimierter Grafiken separat im Anschluss der Sendung von einem speziellen Moderator dargeboten. Die Präsentation des Wetters von einem Werbeanbieter erschien Anfang der 1980er Jahre ungewöhnlich; heute ist diese Art des Sponsorings auch bei den öffentlich-rechtlichen Sendungen ein festes Inventar: Sowohl bei den *Tagesthemen* (ARD) als auch bei den *heute*-Nachrichten (ZDF) wird die Wettervorhersage mit Unterstützung eines Sponsors präsentiert. Auch die heute auf allen Kanälen gängige Praxis, auf danach folgende Sendungen hinzuweisen, wird durch die Privaten etabliert: War es in früheren Zeiten in den *Tagesthemen* maximal möglich, auf spätere Nachrichtensendungen zu verweisen, so werden heute Themen und Gäste der Talkshows *Boulevard Bio* und *Beckmann* vorgestellt. Ende der 1990er Jahre wird sogar – allerdings nur für kurze Zeit – nach privatem Vorbild vor dem Nachrichtenüberblick einen Vorgeschmack auf die noch folgenden Beiträge gegeben, wie 1999 Ulrich Wickert: „Und was der Vorgänger von Hans Eichel so macht, dazu gleich mehr nach den Nachrichten mit Eva Hermann.“

So wird auch das „anchorman-Modell“ übernommen: Moderierten zum Beispiel Anfang der 1980er Jahren phasenweise sieben verschiedene Journalisten die *Tagesthemen*, so hat sich deren Zahl Ende der 1980er auf zwei reduziert, die sich wochenweise abwechseln.<sup>619</sup> Auch die Personifizierungstendenzen werden adaptiert: Am Wochenende haben die *Tagesthemen* einen separaten Sport-Moderator. Die Moderatoren sollen persönlicher erscheinen und als Person auch namentlich genannt sein: In den *Tagesthemen* zum Beispiel vollziehen die Moderatoren in den 1980er Jahren den Übergang zum Nachrichtenblock mit der standardisierten Floskel „Und jetzt weitere Nachrichten vom Tage“; Ende der 1980er wird dazu übergegangen, den Namen des jeweiligen Nachrichtensprechers zu nennen: „Und jetzt weitere Nachrichten mit Eva Herman.“ Anfang der 1990er Jahre wurde sogar – allerdings nur phasenweise – die gerade für die Personifizierungstendenzen der Privaten so übliche Art übernommen, die Moderatoren zu

---

<sup>617</sup> Steinle (1998) S. 77. Zumal beispielsweise das Durchschnittsalter der *Tagesschau*-Seher bei 57 Jahren liegt.

<sup>618</sup> Vgl. Deppendorf in: Konvergenz (1997): S. 27.

<sup>619</sup> Vgl. Deppendorf-Interview.



Beginn der Sendung namentlich vorzustellen, sei es aus dem off oder durch anwesende Co-Moderatoren. Doch mehr Persönliches soll nicht Einzug halten, noch immer hat es den Anschein,

„als lägen zwischen ihm [dem Moderator] und dem Sprecher tiefe Gräben. Die Sitzordnung, die nicht auf Dialog angelegte Studiodekoration und die standardisierten Formulierungen unterstützen diesen Eindruck. Erst in der Schlußtotalen, wenn die Mikrofone längst geschlossen sind, dürfen Sabine Christiansen und Jan Hofer miteinander plaudern.“<sup>620</sup>

Aber auch Serviceangebote finden sich nun in den *Tagesthemen*, die täglich einen Live-Bericht aus der Frankfurter Börse liefern, und zwar als separaten Beitrag. Diese Neuerung scheint ein Zugeständnis an das allgemeine „Börsenfieber“ zu sein, spricht einen Großteil der potentiellen Zuschauer. Denn im Prinzip stellen die Aktienkurse keinen eigentlichen Informationswert dar, insbesondere nicht für Zuschauer ohne Aktienpaket, für die diese Zahlen informationsleer und überflüssig sind, zumal es für Börseninteressierte keiner Anstrengung bedarf, die neusten Zahlen auf einem anderen technischem Wege zu erfahren.

Insgesamt ist die Präsentation dynamischer geworden: Die Einstellungslänge pro Bild ist gesenkt und damit die Schnittfrequenz erhöht worden. Außerdem „finden sich mehr und kürzere Beiträge pro Sendung, schnellere Schnitte, knappere Sätze sowie kürzere Statements.“<sup>621</sup> Auch die Experimentierfreudigkeit bezüglich des Grafikeinsatzes im Hintergrund nimmt zu: Während eines Berichtes über Steffi Graf und André Agassi – auch diese Themen haben Raum in den *Tagesthemen* – ist im Hintergrund eine Grafik zu sehen, auf der zunächst nur zwei Tennisbälle abgebildet sind, die sich aber im Laufe der Moderation wie nach einem Aufschlag in Fotos der beiden Tennisstars verwandeln – mit passender Lautuntermalung eines geschlagenen Tennisballs. Die Abbildungen ersetzen zudem die Namensnennung der beiden, deren Identität nur durch diese und durch Umschreibungen kenntlich wird: „Also wird sie aus der Glitzer-Glamour-Welt doch nicht rauskommen. Vor einem Monat hatte sie sich ja vom Profitennis verabschiedet, auch in der Hoffnung, endlich ihr eigenes Leben zu finden. Und ein bisschen mehr Ruhe. Ob das was wird mit dem neuen Mann an ihrer Seite?“

Aber die Modernisierungstendenzen sind noch nicht abgeschlossen: So sollte zum Beispiel das Ausscheiden der *Tagesschau*-Sprecherin Dagmar Berghoff dazu genutzt werden, die *Tagesschau* „grundlegend zu verändern.“<sup>622</sup> Diese Veränderungen wurden jedoch anders als angekündigt wieder äußerst behutsam und kaum merklich durchgeführt. Noch immer dominiert ein schlichtes, ganz in blau gehaltenes Erscheinungsbild mit strengem, einfachen Schriftbild.

Allerdings folgt das Nachrichtenangebot der sukzessiven Ausdehnung auf ein 24-Stunden-Programm: Neben dem Frühstücksfernsehen und dem Nacht- und Mittags-Magazin werden nun auch in den Nachmittagsstunden Nachrichten ausgestrahlt (*Tagesschau* um 15 und 17 Uhr, *heute* um 15, 16 und 17 Uhr).<sup>623</sup> Diese neueren Nachrichtenangebote folgen viel stärker den Modernisierungstendenzen als die 20-Uhr-*Tagesschau*, die

---

<sup>620</sup> Röhl (1992): S. 46.

<sup>621</sup> ARD-aktuell-Informationsbroschüre (1999): S. 40.

<sup>622</sup> WAZ vom 25.6.1998.

<sup>623</sup> Seit dem 23.10.2000 ist auch die Nachtlücke geschlossen und das ZDF sendet durchgängig *heute*-Nachrichten, die ARD will nachziehen. Vgl. WAZ vom 19.9.2000.

Themenauswahl ist bunter und die Präsentation lockerer, die einst verpönten Reizstrategien wie Musiktrenner oder computeranimierte Grafiken sind nun auch hier zu finden. So formuliert es die Chefredaktion von *ARD-aktuell* selbst: „Die Einführung der tagesschau UM ZWÖLF, UM DREI und UM FÜNF sowie ein neues Design zeigen, daß die ‚alte Tante tagesschau‘ eben doch noch nicht in die Jahre gekommen ist.“<sup>624</sup> Damit zeigen sich auch bei der öffentlich-rechtlichen ARD Trends, die sich auf die Nachrichtenlandschaft insgesamt beziehen: <sup>625</sup> Der Erscheinungsrhythmus wird kontinuierlich gesteigert und nähert sich der stündlichen Ausstrahlung des Hörfunks. Dadurch soll die zeitliche Distanz zwischen Ereignis und Nachricht verkürzt werden, um noch aktueller zu sein. Damit nimmt das Nachrichtenangebot zu, da zudem auch immer mehr Programmanbieter auf den Markt kommen.

Trotz der Zurückhaltung in Bezug auf radikale Modernisierungen seitens der *Tagesschau* wird deutlich: Der Konkurrenzkampf läßt zur Imitation der „Erfolgsrezepte“ des anderen ein – seriöse Dezenz auf der einen Seite versus marktorientierter Nonchalance auf der anderen Seite –, was eine zunehmende Ähnlichkeit der Sendeformate vermuten läßt: „Es existiert ein Trend zur Mitte.“<sup>626</sup> Mit anderen Worten: Konvergente Entwicklungen innerhalb der Nachrichtensendungen sind unverkennbar und werden auch von den „Machern“ nicht mehr verheimlicht: So räumt Hans Mahr, Informations-Chefredakteur bei RTL, eine Orientierung an der Konkurrenz ein, „weil wir natürlich in der Kompetenz mit den Öffentlich-Rechtlichen, die hier etwas vorgeben, mithalten müssen“<sup>627</sup>, und auf der anderen Seite Ulrich Deppendorf, Chef von *ARD-aktuell*, „daß sowohl das ZDF als auch die ARD von den Kommerziellen gelernt haben, das sollte man auch gar nicht verschweigen.“<sup>628</sup> Die saloppe Formulierung des ehemaligen ZDF-Intendanten Dieter Stolte fasst diese Ausführungen zusammen: „Die ganze Medienlandschaft lebt nun mal vom Klauen.“<sup>629</sup>

---

<sup>624</sup> ARD-aktuell-Informationsbroschüre (1999): S. 3.

<sup>625</sup> Vgl. Muckenhaupt (2000): S. 48.

<sup>626</sup> Kremer (1997): S. 15. Vgl. auch Wittwen (1995): S. 208. Vgl. auch HÖRZU vom 13.11.1998: S. 24–27.

<sup>627</sup> Konvergenz (1997): S. 24.

<sup>628</sup> Ebd. S. 27.

<sup>629</sup> Stolte (2001) in HÖRZU, Heft 50 vom 7.12.2001.

### 3. Eine korpusbasierte Untersuchung zur sekundären Oralität in Fernsehnachrichten

Nachdem im vorangegangenen Kapitel die Angleichungstendenzen dargestellt wurden, die sich hinsichtlich der Sendeformate und Präsentationsformen zwischen den öffentlich-rechtlichen und privaten Rundfunkanstalten nachzeichnen lassen, stellt sich nun die Frage, ob diese konvergenten Tendenzen auch Auswirkungen auf die Sprache haben. Die Beantwortung dieser Frage ist Gegenstand des dritten und letzten Teil dieser Arbeit, der hierüber als *empirische Analyse* Aufschluss geben soll. Denn: An einschlägigen Stellungnahmen zum Thema ist kein Mangel, doch ist es fraglich, ob die jeweilige Basis der Beobachtung stets eine hinreichend sichere Grundlage zur Beurteilung des in Rede stehenden Problems bietet. So sieht etwa Straßner bereits im Jahre 1991 eine sprachliche Annäherung der privaten an die öffentlich-rechtlichen Nachrichtensendungen, da RTL den „eher flapsigen Sprachton“<sup>630</sup> aufgegeben habe. Als Erklärung für diese Entwicklung zieht er weniger die Veränderungen innerhalb der Formate und Präsentationsformen heran, sondern vielmehr die Abwanderung ehemals öffentlich-rechtlicher Journalisten zu den Privatsendern, die „ihre“ Sprachgewohnheiten mitnehmen.<sup>631</sup> Aber auch die öffentlich-rechtlichen Anbieter hätten ihre sprachliche Qualität im Sinne einer verständlicheren Sprachwahl geändert, so dass das sprachliche Niveau der beiden Anbieter insgesamt als „gleich“ zu bezeichnen sei. Diese Entwicklung verdanke sich der linguistischen Kritik an der Verständlichkeit der Nachrichtensprache, die die Sendeanstalten quasi zu dieser Veränderung gezwungen habe.<sup>632</sup> Diese Ausführungen gründen jedoch auf wenigen Einzelbeispielen, deren Auswahl zudem im Dunkeln bleibt, so dass ihre Gültigkeit zweifelhaft scheint. Darüber hinaus handelt es sich bei den genannten Erklärungen lediglich um Teilaspekte, die realiter nicht allein für derartig tiefgreifende Veränderungen verantwortlich sein können. Aus diesem Grunde widmet sich der folgende empirische Teil ausführlich und systematisch der Sprache der Fernsehnachrichten im Wandel der Zeit.

Beschäftigt sich dieser Teil der Arbeit also mit der empirischen Analyse des Datenmaterials, dann bedarf es zunächst der Entwicklung und Beschreibung des Forschungsdesigns, denn es stehen eine Vielzahl ganz unterschiedlicher Methoden zur Verfügung, Sprachphänomene zu beschreiben und zu analysieren; es gilt, die für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit passende Analysemethode zu finden. Im Anschluss daran werden dieser Methode entsprechend einige grundlegende Forschungsprämissen geklärt, wie die Formulierung der Hypothese und die Auswahl der Stichprobe. Es folgt die ausführliche Erläuterung des Kategorienschemas, das für die anschließende empirische Untersuchung analyseleitend ist. Die aus dieser Analyse gewonnenen Ergebnisse werden anschließend zusammengefasst und auf die konkrete Fragestellung hin interpretiert.

---

<sup>630</sup> Straßner (1991): S. 207.

<sup>631</sup> Ebd. S. 219.

<sup>632</sup> Ebd. S. 181. Damit schreibt er sich diese Entwicklung auch auf seine eigene Fahne, was jedoch angesichts der Macht der Fernsehanstalten im Vergleich zu wissenschaftlichen Forschungsergebnissen mit Verlaub als ein wenig naiv zu bezeichnen ist.

### ***3.1 Methoden der Textanalyse: Entwicklung des Forschungsdesigns***

#### ***Introspektion oder Empirie***

Ausgangspunkt einer jeden Untersuchung ist die grundlegende Entscheidung, ob die aufgestellten Hypothesen mit Hilfe von *Introspektion* oder *Empirie* verifiziert oder falsifiziert werden sollen, d.h. ob sich der Wissenschaftler als Selbstinformant auf seine „Intuition kraft Kompetenz“<sup>633</sup> verlassen kann oder eine empirische Methode für sich arbeiten lässt. In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts wurde innerhalb der Linguistik eine heftige Diskussion über diese unterschiedlichen Methoden geführt, insbesondere als Antwort auf Chomskys Etablierung der Intuition und Introspektion als linguistisches Verfahren der Datenerhebung und Theorieprüfung. Dabei ist zwischen den intuitiven Urteilen des *Informanten* – die auch inkorrekt sein können – und den intuitiven Urteilen des *Linguisten*, der die „wirklichen“ Kenntnisse des Sprechers beschreiben soll, zu unterscheiden. Hierin besteht die Problematik: der Sprachwissenschaftler ist zugleich auch Sprachteilnehmer und damit nicht unfehlbar. Zwar ist nur der Linguistik durch seine Ausbildung dazu befähigt, die Oberflächenstruktur seiner Sprache zu verlassen; dennoch impliziert dies nicht die Fähigkeit, dass alle Aussagen über die eigene Sprachkompetenz richtig sind. So lautet auch die Kritik, dass die Sprachkompetenzen durch biografische, soziale, regionale und andere metakommunikativ vermittelte Einflüsse geprägt sind, d.h. die Sprachnormen individuell determiniert und damit nicht generalisierbar sind, denn kein Sprecher kann „durch Intuitionen alle *parole*-Formen, die ein umfangreiches Korpus enthält, produzieren und als Datenbasis bereitstellen.“<sup>634</sup> Es stellt sich die Frage, ob der Forscher aufgrund dieser individuellen Determinanten überhaupt dazu befähigt sein kann, einen Zugang zur Kompetenz des „idealen Sprecher-Hörers“ in einer „homogenen Sprachgemeinschaft“ zu haben, wie Chomsky es fordert.<sup>635</sup> Zudem werde durch die Faktoren der Sprechsituation die Gültigkeit dieser intuitiven Informationen zweifelhaft.<sup>636</sup> Konkret lassen sich Beispiele gesprochener Sprache nur schwer reflexiv produzieren, da sie im Vergleich zur geschriebenen Sprache weniger standardisiert und kodifiziert sind; durch Nachdenken kann der kreative Aspekt der Mündlichkeit nicht erschöpfend rekonstruiert werden.<sup>637</sup> Im Prinzip stellt eine derart vorgenommene Analyse lediglich eine Einerstichprobe dar und ist damit nur sehr eingeschränkt valide. Schank kommt daher zu dem Schluss, dass zunächst die Kompetenz des idealen Sprecher-Hörers geprüft werden müsse, was wiederum nur mit Hilfe einer Korpus-Analyse hinreichend möglich sei: „Paradox formuliert würde das heißen, daß die Möglichkeit, ohne Korpus zu arbeiten, im vorliegenden Falle nur geklärt werden kann auf der Grundlage der Analyse von Korpora mit Texten eben dieser Sprache.“<sup>638</sup>

---

<sup>633</sup> Chomsky (1969): S. 13.

<sup>634</sup> Bungarten (1979): S. 32.

<sup>635</sup> Vgl. Chomsky (1969): S. 13.

<sup>636</sup> Ebd.

<sup>637</sup> Vgl. Günthner (2000): S. 58.

<sup>638</sup> Schank (1973): S. 20.

Auch William Labov, einer der populärsten Kritiker der Intuition als Untersuchungsmethode, hält dieses „interne Bewertungsmaß“ als Beweismaterial für nicht zulässig und erinnert an die psychologische Struktur des Forschers, „denn niemand kann einschätzen, inwieweit solche Urteile durch den allgemein verbreiteten und verständlichen Wunsch beeinflusst sind, die Richtigkeit der eigenen Behauptungen zu beweisen.“<sup>639</sup> Damit gerate der Forscher an die Grenzen der Tautologie, wenn er Daten sammelt, die seine eigenen Argumente stützen, denn ein großes Problem liegt in dem Umstand, dass Informant und Analysator in einer Person zusammenfallen.<sup>640</sup> Zugegebenermaßen wirken die durch einen einzigen Sprecher introspektiv gewonnenen Beispielsätze, die zur Bestätigung der aufgestellten Hypothesen herangezogen werden, häufig konstruiert und artifiziell und können deshalb schnell durch Gegenbeispiele widerlegt werden; die Ergebnisse scheinen wenig objektiv und haben eine geringe empirische Aussagekraft.

„Intuition und Introspektion als ausschließliche oder vorherrschende Verfahren der Datengewinnung sind demnach dadurch stigmatisiert, daß sie das reale Sprachverhalten vernachlässigen. Maßstab aller Dinge ist die vorab übernommene Theorie und das subjektive Erfahrungswissen des Forschenden. Erkenntnisse, die auf diese Weise gewonnen werden, erfüllen daher nur bedingt das wissenschaftliche Objektivitätsgebot.“<sup>641</sup>

Als „Zeitzeuge“ der damaligen Methodendiskussion stellt Labov zudem eine ausgeprägte Kritiklosigkeit der Verfechter introspektiv gewonnener Daten fest, die sich und ihre Sprachkompetenz als „über jeden Zweifel erhaben“ ansahen und angeführte Gegenbeweise als unrichtig zurückwiesen, da ja die eigene Intuition nicht angezweifelt werden könne.<sup>642</sup> Darüber hinaus seien damit Aussagen über die natürliche Entwicklung der Sprache im Sinne einer Beschreibung der Alltagssprache nicht möglich, da es rein quantitativ im Vergleich zu den Sprechern nur sehr wenig „fachmännisches Personal“, also Linguisten gibt, „eine Beobachtung, die man als das Prinzip der Mehrheit der Sprecher bezeichnen könnte: *viele sprechen, aber wenige elizitieren*.“<sup>643</sup> Labovs Urteil ist eindeutig: „Es ist ein offenes Geheimnis, daß die unbefriedigende und bequeme Befragung grammatischer Intuitionen von einer interessanten zu einer hoffnungslosen Beschäftigung geworden ist.“<sup>644</sup>

Aufgrund des unterschiedlichen Forschungsinteresses kann eine direkte Gegenüberstellung von Chomsky und Labov im Detail sicherlich als überspitzt angesehen werden, da die Forschungsinteressen bekanntlich durch große Unterschiede geprägt sind: Chomsky war aufgrund seines theoretischen Ansatzes und des damit verbundenen Sprachbegriffs nicht an einem authentischen Datenkorpus interessiert, da er aus forschungswirtschaftlichen Gründen eine homogene Sprachgemeinschaft voraussetzen musste, während sich Labov aus sozialwissenschaftlicher Perspektive gerade für die Aspekte der Sprachvariation und des Sprachwandels interessierte. Dennoch dient diese Kontrastierung dazu, die unterschiedlichen Möglichkeiten bei einer geeigneten Methodenwahl zu illustrieren. Insgesamt erfährt jedoch die Introspektion eine sehr negative Beurteilung, auch andere Zeitgenossen Labovs halten diese Methode für unzulänglich: Intuitiv und introspektiv durchgeführte

---

<sup>639</sup> Labov (1976): S. 145.

<sup>640</sup> Vgl. Scherer (1984): S. 18 und Schank (1973): S. 21.

<sup>641</sup> Scherer (1984): S. 18.

<sup>642</sup> Vgl. Labov (1978): S. 194.

<sup>643</sup> Ebd. S. 196.

<sup>644</sup> Ebd. S. 184.

Arbeiten könnten nicht nur fehlende Parameter für einen gelungenen Analysevorgang überdecken, ja sie versuchten sogar, eine methodologisch unklare Ausgangsbasis zu ersetzen.<sup>645</sup> „Ohne Korpus kann man nicht operationalisieren und nur auf sehr eingeschränktem Gegenstandsbereich Sprachbeschreibung betreiben, deren Aussagen zudem in ihrer Reichweite und Relevanz nicht völlig geklärt sind.“<sup>646</sup> Der Vorteil dieser Methode ist forschungsökonomisch begründet: Sprachdaten können jederzeit am Schreibtisch abgerufen werden, d.h. das neben der Zeit- auch eine Kostenersparnis eintritt.<sup>647</sup>

Dagegen gelten die Ergebnisse einer Korpusanalyse als zuverlässig und gültig, da ein Korpus eine empirische, objektive und intersubjektiv überprüfbare Datenbasis darstelle.<sup>648</sup> Denn in ein Korpus fließen sämtliche Spracherscheinungen ein – auch defektive, elliptische oder ungrammatische, also normabweichende Phänomene –, die in intuitiv gesuchten Beispielen weitgehend vermieden werden, es sei denn, es gilt, gerade diese Erscheinung zu beschreiben. Damit erlange eine Korpusanalyse einen objektiveren Charakter, da sie aus *realen* Kommunikationsprozessen zusammengesetzt wird. In diesem Zusammenhang wird der Korpusanalyse als nachteilig vorgeworfen, dass sie dabei jedoch nicht die reale Kommunikationssituation „mit den pragmatischen Konstituenten wie Kommunikationspartner, Aussageintention, Sprecherstrategien und Sprechakte“<sup>649</sup> authentisch wiedergeben kann. Zudem ist und bleibt ein großes Problem der Korpuserstellung – insbesondere bei der Beschreibung von Alltagsphänomenen – das *Beobachter-Paradoxon*, also die Konstruktion einer ungestellten Kommunikationssituation, bei der die Anwesenheit eines Mikrofons keine Befangenheit und damit verfälschte Sprecherinformationen verursacht; versteckte Sprachaufnahmen sind schwer zu initiieren und benötigen im Nachhinein aus juristischen und forschungsethischen Gründen die Erlaubnis der Beteiligten. Eine weitere Fehlerquelle beinhaltet die Transkription dieser Aufnahmen, in die ggf. Vorverständnisse und Urteile des Transkribenten einfließen und verfälschte Daten evoziert werden können.

Trotz dieser Einschränkungen werden laut Labov bestimmte Ergebnisse erst durch eine Korpusanalyse überhaupt sichtbar, die ein „impressionistisches Datenmaterial“ nicht liefern könne.<sup>650</sup> Denn eine Überführung der Ergebnisse in statistische Auswertungen erlaubt neben einer transparenten und übersichtlichen Präsentation eine bessere Vergleichbarkeit der Ergebnisse, da die einzelnen Variablen miteinander in Beziehung gesetzt werden können. So können mit Hilfe statistisch-mathematischer Modelle, die die Daten überschaubar und aussagekräftig machen, Informationen sinnvoll und adäquat reduziert werden: „Numerik ist verdichteter Text.“<sup>651</sup> Darüber hinaus wird der Darstellung in Zahlen eine höhere Glaubwürdigkeit zugesprochen, da diese in einem geringeren Maße polysem zu sein scheinen, ja sogar die rationalere Variante darstellen können: „Statistik ist eine Zusammenfassung von Methoden, welche uns erlauben, vernünftige Entscheidungen

---

<sup>645</sup> Vgl. van de Velde (1978): S. 25.

<sup>646</sup> Schank (1973): S. 21.

<sup>647</sup> Vgl. Schlobinski (1996): S. 49.

<sup>648</sup> Vgl. Bungarten (1979): S. 36.

<sup>649</sup> Ebd. S. 38.

<sup>650</sup> Vgl. Linde/Labov (1985): S. 44f.

<sup>651</sup> Merten/Teipen (1991): S. 125.

im Falle von Ungewißheit zu treffen.<sup>652</sup> Dieses allgemeine Urteil gilt auch für die Sprachwissenschaft: „Die empirische Sprachforschung bietet den großen Vorteil, bei konkurrierenden Beschreibungen die Entscheidung für die richtige zu erleichtern, sie liefert Kriterien dafür, ob man auf dem *richtigen Weg* ist.“<sup>653</sup> Auf der anderen Seite wird allerdings auch die Gefahr gesehen, statistisches Zahlenmaterial als Überzeugungshelfer bei einer wackeligen Beweislage heranzuziehen, in dem Sinne, dass man, wenn man nur will, „mit Statistik alles beweisen kann“ – womit natürlich gleichzeitig gesagt ist, daß Statistik überhaupt nichts beweist.<sup>654</sup>

Die Angaben über die ersten sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit Statistik differieren: Ruoff datiert den Beginn auf das Jahr 1852, als Ludwig Lange *Andeutungen über Ziel und Methode der syntaktischen Forschung* gibt.<sup>655</sup> Dagegen verweist die Zeittafel sprachstatistischer Arbeiten Helmut Meiers, dessen eigene *Sprachstatistik* als herausragend und eigentlicher Anstoß zu einer breit gefächerten statistischen Behandlung sprachwissenschaftlicher Themen Mitte des 20. Jahrhunderts gilt, auf das bereits 1823 erschienene *Silbenlexikon* von Franz X. Gabelsberger.<sup>656</sup> Die erste „eindringliche Werbung“ für die Einführung der statistischen Methoden in die Sprachwissenschaft schreibt er einer Veröffentlichung des Indogermanisten Albert Thumb aus dem Jahre 1911 zu.<sup>657</sup> Im Bereich der gesprochenen Sprache gelten Zwirners Untersuchungen als die ersten Auszählungen in größerem Umfang.<sup>658</sup> Meier selbst hebt hervor, dass sich die sprachwissenschaftliche Beschäftigung mit Auszählungen im Vergleich zur nicht-sprachwissenschaftlichen Statistik nur sehr zögerlich entwickelt habe und dass sie sich bis dato neben den anderen Betrachtungsweisen der Sprache noch nicht wirklich durchsetzen und etablieren konnte, „die es, zum Teil nicht ohne Stolz, bewußt verschmähen, dem lebenswerten und schönen Gegenstände, als der sich die Sprache namentlich in ihrem dichterischen Gewande wahrhaftig darstellt, etwa mit der ‚verhaßten‘ Sonde des zudringlichen Statistikers zu nahen.“<sup>659</sup> Diese Einschätzung erfährt bis heute Aktualität, stellen doch sprachstatistische Arbeiten eher die Ausnahme dar. Vielleicht ist auch Meiers Begründung für diese Zurückhaltung gegenüber Auszählungen immer noch aktuell, wenn er den enormen Zeitaufwand, den diese Arbeiten erfordern, anführt, so dass der Sprachstatistiker eine „hochgradige Ausdauer und Beharrlichkeit“ und „Entsagung und Opferfreudigkeit“ benötige.<sup>660</sup> „Auch hochbegabte, von der Leidenschaft des Zählens erfaßte Sprachstatistiker haben nachweislich unter der kein Ende nehmen wollenden Last müheseliger Kleinarbeit wider alles Erwarten vorzeitig ihre verheißungsvoll begonnenen

---

<sup>652</sup> Wallis/Roberts (1971): S. 1.

<sup>653</sup> Dittmar (1973): S. 232.

<sup>654</sup> Ebd. S. 13.

<sup>655</sup> Vgl. Ruoff (1973): S. 175.

<sup>656</sup> Vgl. Meier (1964): S. 349.

<sup>657</sup> Ebd. S. 5.

<sup>658</sup> Vgl. z.B. Zwirner/Zwirner (1935) und (1936).

<sup>659</sup> Meier (1964): S. 5.

<sup>660</sup> Ebd.

Zählungen aufgegeben oder ihre Vorhaben in schmerzvoller Selbstbescheidung gekürzt.“<sup>661</sup>  
Trotz dieser Probleme ist Meier von der Relevanz seiner Tätigkeit überzeugt:

„Möchte es unseren Darstellungen beschieden sein, die Erkenntnis zu wecken, daß auch eine deutsche beschreibende Sprachstatistik ein lohnendes Forschungsfeld darstellt mit einer Fülle bearbeitungswürdiger Probleme, mit Schwierigkeiten, die allen Scharfsinn anspornen, mit erregenden Augenblicken und Zeiten atemberaubender Spannung und mit beglückenden Ergebnissen, weittragenden Erkenntnissen und Entdeckungen! Die Sprachstatistik braucht darum anderen glänzenderen Wissenschaften bei all ihrer unvermeidbaren Trockenheit, die mit der Endlosigkeit großer Zahlen nun einmal gegeben ist, nicht ewig nachzustehen.“<sup>662</sup>

Doch auch in den folgenden Jahren wird immer wieder die Empiriefeindlichkeit insbesondere der Sprachwissenschaft angemahnt:

„Die Wechselbeziehung zwischen Theorie und Empirie ist in den Sozialwissenschaften – auch in der Linguistik – zur Entwicklung von kommunikativ relevanten Theorien unabdingbar. Auch die Linguistik sollte sich auf dieses Schaukelgeschäft zwischen Theorie und Empirie stärker einlassen.“<sup>663</sup>

Warum es sich bei diesem Unterfangen um ein „Schaukelgeschäft“ handelt, sei im Folgenden ausgeführt:

Die größte Schwierigkeit liegt zunächst in der Wahl der passenden empirischen Methode für den zu untersuchenden Gegenstand. Dazu muss im Vorfeld geklärt werden, ob sich für die Untersuchung eine quantitative oder qualitative Analysemethode anbietet. Bei quantitativen Methoden steht das Operieren mit Zahlen im Mittelpunkt, während qualitative Methoden grob gesagt einen Interpretationsvorgang darstellen: „Quantitative Verfahren sind letztlich statistische Verfahren, qualitative sind – zumindest in den Sprachwissenschaften – solche, bei denen Texte oder Diskurse nach einer bestimmten Methodik interpretativ analysiert werden.“<sup>664</sup> Dabei ist eine strikte Trennung zwischen den beiden Ansätzen nicht möglich, es handelt sich also nicht um sich gegenseitig ausschließende Methoden: Denn jede statistische Untersuchung verlangt auch interpretatorische Überlegungen. Dies zeigt sich auch im Folgenden bei der Darstellung der Inhaltsanalyse, die ebenfalls in eine quantitative und qualitative unterschieden wird – ohne diese Trennung wirklich vollziehen zu können.

„Genauso, wie die quantitative Analyse verschiedenen Qualitäten (oder Kategorien) relative Häufigkeiten zuweist, genauso enthält die qualitative Analyse quantitative Feststellungen in grober Form. Das kann mehr oder weniger explizit sein; nichtsdestoweniger handelt es sich um Häufigkeitsfeststellungen des Vorkommens allgemeiner Kategorien.“<sup>665</sup>

Der Vorteil einer quantitativen Auszählung ist der höhere Anspruch auf Verallgemeinbarkeit. Geht es jedoch darum, Sprechhandlungsmuster herauszufiltern, so macht eine statistische Erhebung wenig Sinn, es muss interpretatorisch gearbeitet werden. Aber auch hier ist die Frage, *wie viele* Sprachbeispiele untersucht werden sollen, um die Aussagen zu verifizieren, so dass die Untersuchung wieder einen quantitativen Charakter erlangt. Der Ausgangspunkt einer jeden Analyse ist im Allgemeinen qualitativ geprägt, wenn es um die

---

<sup>661</sup> Ebd.

<sup>662</sup> Ebd S. 6.

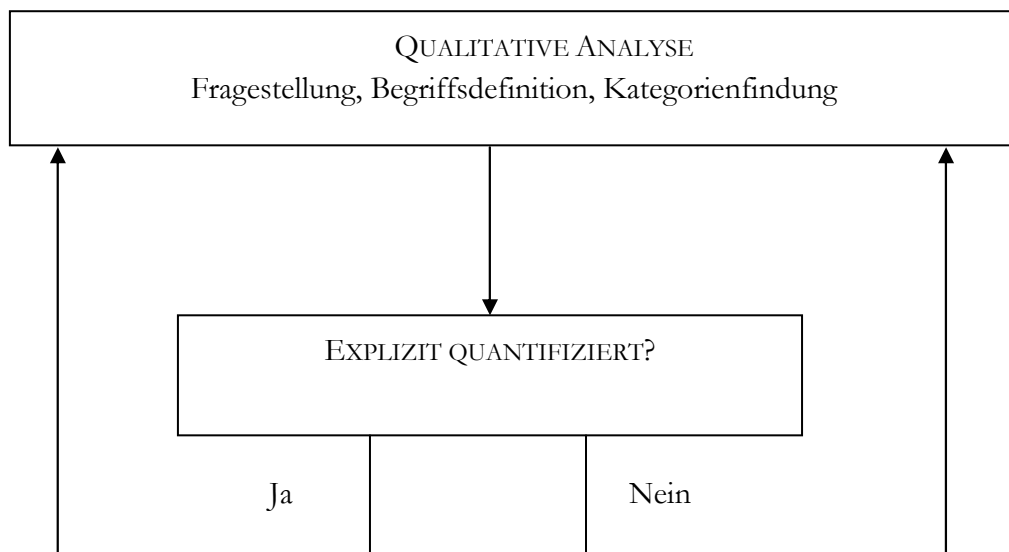
<sup>663</sup> Bausch (1979): S. 87.

<sup>664</sup> Schlobinski (1996): S. 15.

<sup>665</sup> Berelson (1971): S. 116.



Hypothesenformulierung geht. Deshalb fasst Peter Schlobinski die beiden Untersuchungsstile in folgendem Schema zusammen:<sup>666</sup>



Interpretation und Rückführung der statistischen Analyse auf die Fragestellung

Interpretation und Rückführung auf die Fragestellung

Abb. 15: Analyse qualitativ und quantitativ nach Schlobinski (1996)

Es erscheint somit sinnvoller, die Methoden nicht als konträr zu behandeln, sondern sie sich gegenseitig zu Nutzen zu machen: „Nicht Methodendogmatik ist gefragt, sondern Methodenpluralität.“<sup>667</sup> Auch Gabriel Altmann ist der Überzeugung, dass gerade linguistische Untersuchungen nur in Kooperation beider Ansätze umfassende Ergebnisse liefern können: Die rein qualitative Linguistik sei nicht in der Lage, die Sprache erschöpfend zu beschreiben, sie könne nur Gesetzmäßigkeiten beschreiben und verbleibe dabei auf der Ebene von Hypothesen.<sup>668</sup> Erst die quantitative Linguistik liefere die notwendige Ergänzung und damit eine Vertiefung der Sprachforschung. Denn allein das *Messen*, „mit dessen Hilfe man die Eigenschaften der Objekte in eine Zahlenmenge abbildet“<sup>669</sup>, könne die Beziehung zwischen den zu beschreibenden Objekten adäquat darstellen. Dadurch könnten ungenaue Angaben wie *viel*, *wenig*, *häufig*, *fast immer* u.ä. exakter beschrieben werden. Jäger resümiert: „Die quantitative Linguistik kann ohne die qualitative nicht existieren, jedoch gilt dasselbe auch umgekehrt, wenn die qualitative Linguistik nicht für immer auf der Oberfläche der Sprache bleiben will.“<sup>670</sup>

<sup>666</sup> Vgl. Schlobinski (1996): S. 16.

<sup>667</sup> Ebd.

<sup>668</sup> Vgl. Altmann (1972): S. 3ff.

<sup>669</sup> Ebd. S. 3.

<sup>670</sup> Ebd. S. 9.

Da es der vorliegenden Untersuchung um die *Verteilung* mündlicher und schriftlicher Sprachelemente geht, steht eine quantitative Methode im Vordergrund – nicht ohne dabei qualitativ vorzugehen, wie später ausgeführt werden wird. Die Frage einer Annäherung im Sprachgebrauch könnte theoretisch auch qualitativ im Rahmen einer Pilot- oder Fallstudie untersucht werden, indem verschiedene Proben interpretatorisch miteinander verglichen werden. Über diese Ergebnisse könnten jedoch keine verallgemeinernden Aussagen gemacht werden. Also müsste doch ein größeres Korpus auf wiederkehrende Merkmale hin untersucht werden, die dann statistisch miteinander in Beziehung gesetzt werden, so dass eine quantitative Analyse entsteht.

Eine weitere grundlegende Entscheidung ist, ob eine *Längs-* oder *Querschnittsstudie* erstellt werden soll. Eine Längsschnittstudie untersucht Daten über einen längeren Zeitraum, wobei in festgelegten Zeitintervallen Daten erhoben werden. Dies ist in der vorliegenden Studie der Fall, es wird diachron gearbeitet, da es sich hier um einen historischen Zugriff handelt. Dagegen werden in Querschnittsanalysen Sprachdaten zu einem bestimmten Zeitpunkt einmal erhoben und stellen damit eine synchrone Perspektive dar.

Von diesen Vorentscheidungen abgesehen besteht bei jeder empirischen Methode das Problem der Korpusbildung: Das eigentlich zu untersuchende Korpus wird als *Stichprobe* oder *Sample* bezeichnet und bildet eine Auswahl aus der so genannten *Grundgesamtheit*, die alle Daten des zu beschreibenden Gegenstandes beinhaltet und damit im Regelfall für eine empirische Auswertung zu umfangreich ist. Diese Stichprobe bildet den eigentlichen Untersuchungsgegenstand. Daraus resultieren die entscheidenden Fragen: von welchem Umfang, also schlicht wie groß diese Auswahl sein soll und nicht zuletzt, ob die ausgewählten Daten *repräsentativ* sind. Denn erst die Repräsentativität einer Studie vermittelt den Eindruck, dass diese verlässlich, glaubwürdig und verallgemeinerungsfähig ist, sie fungiert sozusagen als ein „Gütesiegel“.<sup>671</sup>

Der Begriff der Repräsentativität ist zwar häufig definiert, aber in letzter Konsequenz nicht inhaltlich gefüllt worden; vielmehr scheint es,

„daß die Verwendung des Repräsentativitätsbegriffs mehr zu verdecken als zu erhellen geeignet ist. [...] Was endlich den durchgängig verwendeten Repräsentativitätsbegriff betrifft, so stellt er bestenfalls einen Namen dar für das ‚zentrale Problem‘ der Korpusbildung, aber gewiß nicht seine Lösung.“<sup>672</sup>

„Repräsentativ“ bedeutet zunächst „vertretend“, d.h. ein sample gilt im Allgemeinen dann als repräsentativ, wenn es ein verkleinertes Abbild darstellt, und zwar in dem Sinne, dass es zwischen den Beziehungen und Verhältnissen der Elemente innerhalb dieser Auswahl und der Grundgesamtheit so viele Übereinstimmungen gibt, dass eine Verallgemeinerung möglich wird. Diese Ausschnitte müssen sozusagen auf die Gesamtheit der Daten „hochgerechnet“ werden können und damit die Ergebnisse gültig werden lassen, d.h. das Zurückschließen auf die Grundgesamtheit muss in dem Sinne zulässig sein, dass die Stichprobe die Grundgesamtheit widerspiegelt. Damit arbeitet jede derart durchgeführte Analyse induktiv. „Die Forderung in die Tat umzusetzen, ist eines der schwierigsten Probleme der empirischen Forschung.“<sup>673</sup>

---

<sup>671</sup> Vgl. Tiede (1996): S. 1.

<sup>672</sup> Rieger (1979): S. 58, 63.

<sup>673</sup> Kriz (1973): S. 105f.

Eine Zufallsstichprobe gilt immer als repräsentativ – unabhängig von deren Umfang. „Zufällig“ heißt eine Stichprobe dann, wenn die Operation der Auswahl eines Untersuchungsgegenstandes (etwa einer Textmenge) bei – im Prinzip beliebig häufiger – Wiederholung auf die Grundgesamtheit hin konvergiert.<sup>674</sup> Es muss also für jedes Element der Grundgesamtheit die gleiche Chance bestehen, in die Stichprobe aufgenommen zu werden. Dies funktioniert nur dann, wenn über die Grundgesamtheit genaue Aussagen gemacht werden können. Aber was bedeutet das? Denn wenn über eine Grundgesamtheit sehr viel bekannt ist, bedarf es keines samples mehr, um diese zu beschreiben; diese Aussagen lassen sich jedoch nur wieder mit Hilfe eines samples überprüfen, und damit verläuft die Argumentation zirkulär. Hier bleibt nur ein Zugriff auf die Mathematik, denn mit Hilfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung ließe sich auch die Stichprobenverteilung berechnen. Denn eine zufällige Stichprobe ist nicht gleich *zufällig* im Sinne von *wahllos*, sondern muss einem statistischen Verteilungsmodell in Form einer Wahrscheinlichkeitsverteilung entsprechen, die wiederum einem genau vorgegebenen Verfahren folgt.

Für Wahrscheinlichkeitsauswahlen gilt das *Gesetz der großen Zahlen*,<sup>675</sup> das besagt, dass Ereignisse, deren Wahrscheinlichkeiten sehr klein sind, auch sehr selten auftreten, d.h. dass eine Einheit, gezogen nach dem Zufallsprinzip, in dem aufgestellten sample genauso selten vorkommt wie in der Grundgesamtheit. Dies gilt insbesondere bei einer relativ homogenen Grundgesamtheit. Je größer jedoch der Umfang des samples ist, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass die dort ermittelten Merkmalsausprägungen mit denen der Grundgesamtheit übereinstimmen bzw. die *Standardabweichung* eines einzelnen Beobachtungswertes in Bezug auf den ermittelten Stichprobenmittelwert gering ausfällt.<sup>676</sup>

Dieses Unterfangen sprengt jedoch den Rahmen der meisten linguistischen Untersuchungen, da es sich als problematisch erweist, sprachwissenschaftliche, also nicht-numerische Daten in numerische Daten zu überführen, was häufig aufgrund der Anlage der Untersuchung scheitern kann. So wird über die Repräsentationsproblematik seitens der Linguistik intensiv nachgedacht und ausführlich diskutiert,<sup>677</sup> allerdings mit wenig befriedigenden Ergebnissen: Repräsentativität bezüglich der Textkorpora wird nicht an den mathematischen Kriterien der Wahrscheinlichkeitsrechnung bemessen, sondern als eine ausreichende, adäquate, modellhafte und angemessene Wiedergabe der Grundgesamtheit beschrieben.<sup>678</sup> Zudem existieren speziell linguistische Indikatoren für Repräsentativität, die allerdings die mathematische Präzision vermissen lassen, da sie nicht operationalisierbar sind:<sup>679</sup> Neben einem evidenten Zusammenhang soll auf die linguistischen Urteile des kompetenten Forschers vertraut werden, über die fachlicher Konsensus herrscht. Außerdem sollen textuelle und pragmatische Indikatoren für eine sinnvolle Vertreterfunktion sprechen. Hinter den pragmatischen Indikatoren verbirgt sich u.a. die ganz simple

---

<sup>674</sup> Rieger (1977): S. 92.

<sup>675</sup> Vgl. z.B. Kromrey (1990): S. 147f.

<sup>676</sup> Die Standardabweichung „s“ ist ein statistisches Maß für die Variation der einzelnen Beobachtungswerte um den Stichprobenmittelwert. Vgl. Kromrey (1990): S. 149.

<sup>677</sup> Vgl. dazu Schank (1973): S. 22f.; Bausch (1975): S. 128; Schaefer (1976): S. 359ff.; Schank/Schoenthal (1983): S. 17f.; Bergenholtz/Schaefer (1977): S. 9; Hess-Lüttich (1977): S. 14f.

<sup>678</sup> Vgl. Rieger (1979): S. 65.

<sup>679</sup> Vgl. dazu Bungarten (1979): S. 42f. Auch Hoffmann beurteilt diese Kriterien als unzureichend, da sie nicht praktikabel sind. Vgl. Hoffmann (1984): S. 675.

Entscheidung, welcher Umfang in welchem Zeitraum praktisch umsetzbar ist, wie groß also das Korpus bemessen an der Anzahl der Mitarbeiter sein darf. Auch die Zahl der zu befragenden Informanten berechnet sich danach, wobei die angestrebte Zahl durch zufällige Faktoren wie Krankheit oder Verweigerung im Nachhinein zusätzlich dezimiert werden kann.<sup>680</sup> Diese Indikatoren bieten allerdings wenig praktische Hilfe, eine repräsentative Stichprobe zu finden. Vielleicht sind jedoch an dieser Stelle keine objektiven und verallgemeinerbaren Kriterien möglich, da die Wahl der Stichprobe von der Struktur-iertheit der Grundgesamtheit abhängt, also nur von Fall zu Fall zu entscheiden ist, so dass laut Besch die Frage nach der Repräsentativität „nicht primär eine Frage der Quantität ist, wie vielfach angenommen wird; vielmehr kommt es wesentlich auf einen qualitativen Gesichtspunkt an, nämlich auf die Forderung, daß eine Stichprobe ein weitgehend strukturgleiches Abbild der Grundgesamtheit darstellen soll, sozusagen maßstabsverkleinert.“<sup>681</sup>

So lässt sich lediglich resümieren, dass jede Stichprobe zumindest eingeschränkt verallgemeinernde Aussagen über das Untersuchungsziel zulässt und damit einen objektiveren Charakter erlangt als die Beschreibung einer intuitiven Beobachtung oder introspektiv konzipierter Beispielsätze,

„die sich zu einem System gruppieren, das mit den empirischen Bedingungen soziokommunikativer Interaktion meist wenig zu tun hat, der Blick auf die in der >sozialen Wirklichkeit< faktisch ablaufenden Prozesse aktueller sprachlicher ist Kommunikation verstellt.“<sup>682</sup>

Denn im Grunde bleibt jede Grundgesamtheit fiktiv, da es in der Regel unmöglich ist, alle darin enthaltenen Daten zu erfassen. Deshalb scheint es relevanter zu sein, den Zusammenhang von Untersuchungsziel und Untersuchungsgegenstand klar zu umreißen und darzulegen, warum es überhaupt sinnvoll ist, das ausgewählte Korpus mit Hilfe eines statistischen Verfahrens zu untersuchen, um das Erkenntnisziel zu erreichen.<sup>683</sup> Darüber hinaus kann die Stichprobenbildung einer zuvor bestimmten Grundgesamtheit zwar unter strengen mathematischen Gesichtspunkten als nicht ausreichend, für linguistische Zwecke aber zumindest als zufällig entnommen gedeutet werden.<sup>684</sup>

Aber auch die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Problem der Repräsentativität kommt zu dem Schluss, dass diese Forderung immer nur als Annäherung verstanden werden kann, denn: „Eine hundertprozentige Repräsentation ist [...] nicht erreichbar.“<sup>685</sup> Darüber hinaus könne Repräsentativität nicht als einheitlicher Begriff verstanden werden, der universell in jeder Studie verwendet werden könne: „Repräsentativität‘ an sich, als ein allgemeines von der Fragestellung unabhängiges Gütekriterium, gibt es somit nicht.“<sup>686</sup> Vielmehr sollte von Fall zu Fall entschieden werden, ob in der jeweils vorliegenden Studie unter den bestimmten Fragestellungen und anderen konkreten Umständen ein repräsentativer Ausschnitt entnommen wurde. „So, the question arises, how large a sample do you need? Alas, the answer is not clear until your study is finished.

---

<sup>680</sup> Z.B. bei Gadler (1976).

<sup>681</sup> Besch (1981b): S. 256.

<sup>682</sup> Hess-Lüttich (1977): S. 62.

<sup>683</sup> Vgl. Rieger (1972): S. 27.

<sup>684</sup> Vgl. Rieger (1979): S. 68.

<sup>685</sup> Bischoff (1995): S. 4.

<sup>686</sup> Niggemann (1997): S. 2.

For extreme differences in behavior a relatively small sample may suffice, while for more subtle differences a larger sample is necessary.<sup>687</sup> Wallis und Roberts veranschaulichen das durch folgenden Vergleich:

„Statistikern legt man immer wieder die Frage vor: ‚Welchen Prozentsatz der Grundgesamtheit sollte ich mit meiner Stichprobe erfassen?‘ Das ist ungefähr die gleiche Frage, als würde man einen Berufskoch fragen: ‚Welchen Prozentsatz des Mehls in der Blechbüchse sollte ich in meinen Kuchen tun?‘ Die Antwort in beiden Fällen würde die gleiche sein – nämlich, daß der Fragende eine gewisse Menge nehmen sollte, und daß die Menge davon abhängt, was man mit ihr erreichen will, und daß die notwendige Menge mit dem Umfang des Vorrats, aus dem sie entnommen werden muß, überhaupt nichts zu tun hat.“<sup>688</sup>

Trotz all dieser Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten sind in Studien mit großer Grundgesamtheit die Stichprobenergebnisse im Vergleich zu einer möglichen Gesamtanalyse sogar noch genauer, da ein überschaubares Korpus eine bessere Kontrolle und eine intensivere Auswertung ermöglicht, wodurch Erfassungsfehler geringer gehalten werden können. Zudem tritt eine Kosten- und Zeitersparnis ein, so dass Stichprobenauswertungen eine größere Aktualität aufweisen.<sup>689</sup>

Im Folgenden sollen einige ausgewählte empirische Untersuchungen vorgestellt werden, und zwar unter der Fragestellung, inwiefern die Entscheidung Introspektion oder Empirie gefällt und in welchem Umfang das Problem der Repräsentativität behandelt wird, um so einen Einblick darüber zu erhalten, inwieweit die vorgestellten theoretischen Untersuchungen in der Praxis tatsächlich umgesetzt werden.

In den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts war die Methodenproblematik sehr präsent, denn es wurde intensiv und breit über die oben vorgestellten Probleme diskutiert. Grundlegend und meinungsgebend sind hierbei die Überlegungen Wilhelm Labovs, der im Zuge seiner Kritik an intuitiv gewonnenen Daten ein empirisches Gegenmodell entwickelte und die Methodendiskussion wieder in das Blickfeld der Linguistik rückte, indem er erstmals ganz konsequent sprachliche Daten in mathematische Formeln und statistische Tabellen überführte. Der studierte Chemiker unterfüttert seine soziolinguistischen Studien mit strengen empirischen Regeln und setzt sich ganz intensiv mit den Problemen des Beobachter-Paradoxon und der Zufallsstichprobe auseinander: So ergeben seine umfangreichen Untersuchungen, dass für viele Arten der Sprachforschung eine kleine Stichprobenauswahl vollkommen ausreichend ist, „sofern die Auswahl der Informanten systematisch erfolgt und Verfälschungen bei der Auswahl weitgehend ausgeschlossen werden.“<sup>690</sup> Statistiker kommen zu demselben Ergebnis: Um das durchschnittliche Familieneinkommen in Rockville, einer Stadt mit 30.000 Einwohnern, repräsentativ zu ermitteln, ist eine Stichprobe von 1.000 Befragungen angemessen; um dieselbe Untersuchung in Chicago durchzuführen, ist ebenfalls eine Stichprobe von 1.000 ausreichend!<sup>691</sup>

---

<sup>687</sup> Anshen (1978): S. 39.

<sup>688</sup> Wallis/Roberts (1971): S. 308.

<sup>689</sup> Vgl. Kromrey (1990): S. 163.

<sup>690</sup> Labov (1972): S. 204, Fußnote 14 und Labov (1978): S. 106, Fußnote 4. Konkret ergab eine Studie zu städtischen Dialekten am Beispiel New Yorks, dass ein Sample mit 25 Informanten dieselben Ergebnisse liefert wie mit 81. Auch Ruoff kommt in seinen Sprachuntersuchungen zu dem Schluss, dass die Ergebnisse ab der hundersten Aufnahme aufwärts weitestgehend konstant bleiben oder sich höchstens um eine Stelle hinter dem Komma verschieben. Vgl. Ruoff (1973): S. 159.

<sup>691</sup> Vgl. Wallis/Roberts (1971): S. 308.

Labov selbst ist in all seinen Studien stets sein schärfster Kritiker: So gibt er unumwunden eine zu geringe Datenmenge und Fehler bei der Aufzeichnungs- und Auswahlmethode zu, also ganz in Gegenposition zu den oben erwähnten Vertretern introspektiver Arbeiten, die jede Kritik zurückwiesen.<sup>692</sup> Zudem räumt Labov ein, dass auch der Einbezug empirischer Methoden in linguistische Untersuchungen keine Garantie für gültige Ergebnisse darstellen kann: „Methodologie [...] ist kein vollständiges Programm, mit dem man Unwissenheit in Wissen verwandeln kann, sondern umfaßt eher eine Menge von Strategien, um die reichhaltigen Daten von wohlbekanntem Sprachen in den Griff zu bekommen.“<sup>693</sup> Denn Ziel der Linguistik müsse „die Möglichkeit richtiger Aussagen“ sein, ein schwieriges Unterfangen, jedoch: „Es lohnt sich sicher, es zu versuchen: es ist vielleicht das einzige, das zu versuchen sich lohnt.“<sup>694</sup>

Aber auch diese Präsenz der Methodendiskussion änderte in der praktischen Durchführung wenig und verließ nur selten ihr theoretisches Terrain: Ausnahmen bilden hier beispielsweise die Forschungen der Tübinger Arbeitsstelle *Sprache in Südwestdeutschland* oder das *Erp-Projekt* unter der Leitung von Werner Besch als Beitrag zur Ortssprachenforschung.<sup>695</sup> In diesen sprachsoziologischen Arbeiten wird deutlich, dass eine empirische Auseinandersetzung mit Sprache auf der Grundlage der Erfahrungen der empirischen Sozialforschung durchaus möglich und auch sinnvoll ist. Neben den breit angelegten Untersuchungen anhand umfangreicher, repräsentativer Korpora gesprochener Sprache wurden diese Projekte von ausführlichen Reflexionen über die angewandten Methoden begleitet, denn laut Mattheier sei es „um so wichtiger [...], daß sich die Sprachsoziologen neben der Erarbeitung der eigentlichen Forschungsergebnisse auch mit der Verarbeitung der methodisch-technischen Erfahrungen beschäftigt. Nur so ist in der nächsten Zeit die dringend notwendige Verselbständigung und Verfeinerung der sprachsoziologischen Methode zu erwarten.“<sup>696</sup> Die begleitenden Darstellungen über die Planung und Durchführung der Datenerhebung, Transkription und Auswertung geben einen detaillierten Überblick über die einzelnen Schritte und die damit verbundenen Schwierigkeiten einer empirischen Sprachuntersuchung und bieten damit nicht nur konkrete Hinweise für nachfolgende Projekte an, sondern bereichern damit auch die Methodendiskussion. Aber auch hier finden sich unpräzise Formulierungen, denn es wird beispielsweise nicht deutlich, was sich konkret hinter dieser Aussage verbirgt: „In einem Block von 200 Wörtern aber sind alle ‚redenotwendigen‘ Erscheinungen in vernünftiger Häufigkeit vertreten, in einem Block von 100 Wörtern noch nicht unbedingt.“<sup>697</sup>

Diese Arbeiten bilden jedoch die Ausnahme, denn häufig wurden Korpora tatsächlich geäußelter Sätze durch Urteile kompetenter Sprachteilhaber über die Akzeptabilität von ad hoc gebildeten Satzbeispielen ersetzt.<sup>698</sup> Diese Tendenzen spiegeln sich auch in der Behandlung des Problems der Repräsentativität wider: So umgeht beispielsweise Ulrich

---

<sup>692</sup> Vgl. dazu Labov (1976): S. 18.

<sup>693</sup> Labov (1978): S. 184.

<sup>694</sup> Ebd. S. 185.

<sup>695</sup> Vgl. Ruoff (1973) und Besch (1981a).

<sup>696</sup> Mattheier (1981): S. 17.

<sup>697</sup> Ruoff (1973): S. 178.

<sup>698</sup> Vgl. Rieger (1979): S. 58.

Ammon elegant diese Frage, indem er sich mit der bloßen Angabe der Anzahl der durchgeführten Interviews begnügt, ohne dabei auf die daraus resultierende Textmenge einzugehen, geschweige denn, ob diese einen Einblick in die Grundgesamtheit gewähren kann.<sup>699</sup> Gunter Senft vermeidet den Begriff Repräsentativität und benutzt synonymische Ausdrücke, die darlegen, dass das Korpus für die angestrebten Ziele ausreichend sei oder dass es sich um eine willkürlich gewählte Größe handle, die genügen würde, um entscheidende Ergebnisse zu erlangen.<sup>700</sup> Zwar wird auch häufig auf Labovs Ergebnis verwiesen, dass eine kleine Informanten-Gruppe dieselben Ergebnisse liefern könne wie eine sehr viel umfangreichere, allerdings fehlen dann weitergehende Überlegungen, ob diese Annahme analog zu dieser Studie überhaupt gültig verwendet werden kann. Weniger elegant ist die Aussage „Repräsentativität besteht“ o.ä., ohne ein erklärendes Wort hinzuzufügen, was den Autor zu dieser Annahme veranlasst, oder Nicht-Repräsentativität anvociert bei Peter Finke euphemisierend zur „Methode exemplarischer Demonstration“.<sup>701</sup> Darüber hinaus lassen die darauf folgenden statistischen Auswertungen genaue Angaben über die Methodenwahl vermissen; diese wirken vielmehr wie ein Patchwork unterschiedlicher Wege, ein Textkorpus hinsichtlich der zu untersuchenden Fragestellung auszuwerten. Die Kategorienbildung erscheint wahllos und ist zudem häufig wenig aussagekräftig, wenn z.B. so unspezifische linguistische Kategorien wie „Stil“ und „Grammatik“ verwendet werden.<sup>702</sup> Zusätzlich vermisst man die dazugehörigen Transkripte im Anhang.

Dieser nachlässige Umgang mit der Methodenproblematik zeigt sich bis heute in einer Vielzahl linguistischer Untersuchungen. Zwar wird behauptet, dass „die Verwendung spontaner, natürlicher gesprochener Daten [...] mittlerweile axiomatisch“<sup>703</sup> sei, die konkrete Analyse wird jedoch größtenteils mit wenig Sorgfalt durchgeführt: Wenn statistische Methoden hinzugezogen werden, dann relativ „unsauber“, um die genannten Probleme zu vermeiden; häufig reduziert sich die Methodenbeschreibung darauf, dass „eine empirische Analyse“ durchgeführt wird, ohne die konkrete Vorgehensweise zu explizieren.<sup>704</sup> Wird ein Analysekorpus verwendet, so bleibt die Zusammenstellung unklar, oder die vorhandenen Daten werden nicht systematisch ausgewertet.<sup>705</sup> „Sprach- und kulturkritische Arbeiten entbehren meist einer empirisch gesicherten Grundlage, während empirisch solide Textanalysen sich oft auf positivistische Deskription bestimmter Teilaspekte beschränken, ohne die Ergebnisse in einen theoretischen Zusammenhang ein-zuordnen.“<sup>706</sup> Häufig werden bestehende Korpora auf exemplarische Beispiele reduziert, ohne diese Auswahl hinreichend zu begründen oder dieses Vorgehen in den Schlussfolgerungen zu berücksichtigen.<sup>707</sup> Nur selten werden Defizite in der Korpuserstellung erkannt oder der exemplarische Charakter

---

<sup>699</sup> Z.B. bei Ammon (1977): S. 169.

<sup>700</sup> Vgl. z.B. Senft (1982): S. 15, 83.

<sup>701</sup> Finke (1983): S. 12.

<sup>702</sup> Z.B. bei Grzega (1999).

<sup>703</sup> Weinert (2000): S. 81.

<sup>704</sup> Z.B. bei Wodak (1981) und (1986), Haase u.a. (1997), Günthner (2000).

<sup>705</sup> Z.B. bei Günther/Wyss (1996), Schwitalla (1997), Tophinke (2000).

<sup>706</sup> Schmitz (1987): S. 822.

<sup>707</sup> Z.B. bei Weingarten (1997), Springer (2000).

der Analyse benannt.<sup>708</sup> Generell jedoch dominieren introspektive Einschätzungen zur Hypothesenüberprüfung, die dabei in der Vielzahl allerdings als diese Beispielsätze auf der Ebene der bloßen Illustrierung verbleiben. Dennoch werden allzu häufig die Ergebnisse einer solch dünnen Datenbasis generalisiert: So schließt beispielsweise Lisa Tiittula aufgrund der Analyse zweier Ausschnitte aus Fernsehdiskussionen auf das Konfliktverhalten unterschiedlicher Kulturen, hier der finnischen und deutschen.<sup>709</sup> Solche Arbeiten enden häufig mit dem Satz, dass zu diesen Überlegungen eine umfangreiche empirische Studie nötig sei, aber aus bestimmten unbestimmten Gründen von dem Autor nicht geleistet werden könne.<sup>710</sup> Insbesondere Untersuchungen zur Sprache und Kommunikation in den neuen Medien „gehen von empirisch ungeprüften Hypothesen aus und kommen folglich zu fragwürdigen Generalisierungen.“<sup>711</sup> Diesen Eindruck teilt auch Schlobinski: „Man kann getrost behaupten, daß in fast allen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen aufgrund einer zu kleinen Datenmenge unzureichend verallgemeinert wird.“<sup>712</sup>

Die vorangegangene Darstellung zeigt, dass sowohl die Methode der Introspektion als auch die Korpusanalyse nicht unfehlbar und mit jeweils eigenen Problemen behaftet sind. Für die folgende Hypothesenüberprüfung entscheide ich mich für eine empirische Methode, und zwar aus den folgenden Gründen: Da sich die vorliegende Untersuchung mit den sprachlichen Veränderungen in den Fernsehnachrichten beschäftigt, und zwar im Hinblick auf deren mündliche bzw. schriftliche *Sprachanteile*, erlaubt allein die quantifizierende Auswertung eines Datenkorpus überzeugende Ergebnisse. Deshalb wird aufgrund der Fragestellung eine introspektive Betrachtung des Gegenstandes ausgeschlossen, zumal derart angelegten Untersuchungen – wie oben dargelegt – schnell der Vorwurf der Konstruiertheit anheim fällt. Damit scheint es im Rahmen der vorliegenden Arbeit sinnvoller, anstelle von Eigenbeobachtungen objektive empirische Ergebnisse für sich sprechen zu lassen, die generalisierende Schlussfolgerungen zulassen und damit eine stärkere Aussagekraft besitzen. Denn auf der Basis zufälliger Einzelbeobachtungen können keine verallgemeinernde Aussagen getroffen werden, diese sind allein im Rahmen eines systematischen Zugriffs auf ein sorgfältig angelegtes Datengerüst möglich. Um diesen Ansprüchen gerecht zu werden, bedarf es einer strengen methodischen Rahmensetzung, die im Folgenden für den hier untersuchten Gegenstand ausführlich dargelegt werden wird. Dabei stellt das erläuterte Problem empirischer Arbeiten, die reale Kommunikationssituation in einem Korpus nicht ausreichend darstellen zu können, für die vorliegende Arbeit keine Schwierigkeit dar, da sie für die Untersuchungsergebnisse irrelevant ist: Es wird keine Alltagssituation untersucht. Zuletzt bleibt festzuhalten, dass insbesondere in sprachwissenschaftlichen Untersuchungen gerne auf eine methodisch abgesicherte Überprüfung der Beobachtung verzichtet wird, ein Umstand, den die vorliegende Untersuchung durchbrechen will. Im Folgenden werde ich den Weg „meiner Methodenfindung“ nachzeichnen, um so die Wahl der Inhaltsanalyse zu begründen.

---

<sup>708</sup> Z.B. bei Runkehl u.a. (1998), Dürscheid (1999).

<sup>709</sup> Vgl. Tiittula (1997).

<sup>710</sup> Z.B. bei Pansegrau (1997).

<sup>711</sup> Runkehl u.a. (1998a): S. 7.

<sup>712</sup> Schlobinski (1996): S. 27.



Eine für die vorliegende Untersuchung geeignete Methode muss bestimmte Kriterien erfüllen, um sie für die Hypothesenüberprüfung nutzbar zu machen. Zunächst soll sie eine *statistische* Auswertung des Korpus ermöglichen, d.h. sie sollte ein präzises und trennscharfes Kategorienschema zu Verfügung stellen, mit Hilfe dessen bestimmte Textmuster quantifizierbar gemacht werden können. Diese Forderung schließt beispielsweise ethnographische Analysen und die Grounded Theory aus, die Kategorien anhand der Textdaten induktiv entwickeln und auf Quantifizierung wenig Wert legen.<sup>713</sup> Abgesehen von diesen Analysedetails ist zudem das angestrebte Untersuchungsziel von besonderer Bedeutung, was insbesondere seitens der ethnographischen Analysen vollkommen inkompatibel ist, da ihr Ziel eine Textanalyse im Hinblick auf die kulturellen Rahmenbedingungen ist.<sup>714</sup> Ein weiteres Ausschlussverfahren bildet der Umstand, dass es sich in der vorliegenden Analyse um vorgegebene und vorformulierte Texte handelt; damit kommen keine Methoden in Frage, deren Untersuchungsgegenstand spontane Alltagsgespräche oder Gruppendiskussionen mit Fokus auf die situativen Beziehungen innerhalb dieser Gruppe sind, z.B. psychoanalytisch orientierte Methoden wie die Tiefenhermeneutik, SYMLOG, die Membership-Categorization-Device- oder die Konversationsanalyse.<sup>715</sup> Ein weiteres wichtiges Kriterium ergibt sich aus dem Umstand, dass sich die vorliegende Untersuchung ausschließlich mit der sprachlichen *Form* der Mitteilungen beschäftigt und nicht mit den kommunikativen *Inhalten*; damit entfällt beispielsweise die qualitativ-heuristische Textanalyse, die mit Hilfe der Inhalte die den Texten zugrunde liegenden sozialen Strukturen aufdecken will.<sup>716</sup>

Die Diskursanalyse stellt als Untersuchungsgegenstand Sprechhandlungen im interaktiv strukturierten Handlungsspielraum in ihren Mittelpunkt, da davon ausgegangen wird, dass die Handlungsmöglichkeiten eines Individuums durch gesellschaftliche Strukturen bedingt sind. Sprachliches Handeln ist also ein wichtiger Bestandteil gesellschaftlichen Handelns, da alle Gesprächstypen „eingebunden sind in einen komplexen, übergeordneten Handlungszusammenhang, in dessen Kontext sie ihre Funktionen wahrnehmen.“<sup>717</sup> Das Ziel diskursanalytischer Untersuchungen liegt also in der funktionalen und strukturellen Analyse sprachlicher Handlungen. Innerhalb der Diskursanalyse gibt es ganz verschiedene, sich ergänzende, aber auch sich widersprechende Ansätze, die zum einen auf Unterschiede in der Methodik gründen – ob der Text mit einem bereits ermittelten Kategorienschema analysiert werden soll oder ob die Kategorisierungen erst aus den untersuchten Texten gebildet werden –, zum anderen bedingt die Art der Diskurs-Definition das weitere Vorgehen, da der Begriff *Diskurs* je nach Forschungsrichtung ganz unterschiedlich verwendet wird.<sup>718</sup> Grob umrissen gibt es folgende methodische Vorgehensweisen: Basiert die Untersuchung auf einem diskursanalytischen Ansatz á la Foucault, steht das Ermitteln jener Regeln und Strukturen im Mittelpunkt, die einen bestimmten Diskurs in einem bestimmten historischen Kontext

---

<sup>713</sup> Vgl. Titscher u.a. (1998): S. 88.

<sup>714</sup> Ebd. S. 117f.

<sup>715</sup> Ebd. S. 133, 147f., 176.

<sup>716</sup> Ebd. S. 156f.

<sup>717</sup> Becker-Mrotzek/Brünner (1992): S. 15.

<sup>718</sup> Vgl. z.B. Wunderlich (1976) und Ehlich (1986) und (1994).

hervorbringen.<sup>719</sup> Andere Ansätze betrachten zudem auch die innere Struktur von Texten und stellen Verbindungen von rhetorischen und argumentativen Funktionen zu Texten und Textbestandteilen innerhalb eines diskursiven Gesamtkontextes her. So untersucht beispielsweise Stephan Schlickau in seiner diskursanalytischen Untersuchung anhand eines sprachlichen Korpus die kommunikativen Strategien deutscher und britischer Moderatoren, d.h. es geht um die Zweckhaftigkeit des kommunikativen Handelns von Moderatoren im Hörfunk in der Interaktion mit dem Rezipienten.<sup>720</sup> Ergebnis dieser Analyse ist, dass die Moderatoren die durch Fremdheit und Unidirektionalität geprägte Interaktion und die damit verbundenen Distanzmerkmale beispielsweise mit Hilfe an die Hörer gerichteter, nicht-rhetorischer Fragen und dialogischer Rückversicherungsversuche zu vermindern suchen. Diese Strategie soll eine Situation schaffen, „als seien zu sprachlicher Reaktion fähige Interaktionsteilnehmer im inneren Kommunikationskreis vorhanden“<sup>721</sup>, d.h. in der Terminologie Koch/Oesterreichers, es soll trotz der distanzsprachlichen Kommunikationssituation der Eindruck größerer sprachlicher Nähe geweckt werden. Im Rahmen des Untersuchungszieles ist die Arbeit aufgrund der empirischen Analyse durchaus gelungen, zumal sie darüber hinaus die Diskussion durch eine kritische Auseinandersetzung mit dem Koch/Oesterreicher-Modell bereichert.<sup>722</sup> Kritisch anzumerken ist die Reduzierung auf einen einzigen (privaten) Hörfunksender, zumal der Untertitel der Arbeit – *Diskursanalytische Untersuchungen zu kommunikativen Strategien deutscher und britischer Moderatoren* – auf einen komparatistischen Ansatz schließen lässt; die Frage nach der Repräsentativität des Datenmaterials – 90 Stunden aus 16 Tagen im Zeitraum von 1991 bis 1993 – bleibt unbeantwortet.

Eine spezielle Richtung verfolgt die Kritische Diskursanalyse oder Critical Discourse Analysis (CDA), in deren Mittelpunkt die Aufdeckung sozialer Probleme bezüglich der gesellschaftlichen Machtverteilung steht, in der Annahme, dass Ungleichheit und Ungerechtigkeit in der Sprache reproduziert und durch sie legitimiert wird, wie z.B. sexistische oder fremdenfeindliche Ausdrücke.<sup>723</sup>

„CDA sees ‚language as social practice‘, and considers the context of language to be crucial. [...] CDA might be defined as fundamentally interested in not only analyzing opaque but also transparent structural relationships of dominance, discrimination, power and control as manifested in language. In other words, CDA aims at investigating critically social inequality as it is expressed, constituted, legitimized, and so on, by language use (or in discourse).“<sup>724</sup>

Denn die Wahl bestimmter lexikalischer und syntaktischer Konstruktionen geschehe nicht zufällig, „jede Äußerung lässt sich daher mit dem vergleichen, was nicht gesagt worden ist, aber was auch hätte gesagt werden können.“<sup>725</sup> Mit Hilfe dieser Methode versucht beispielsweise das „History in the Making“-Projekt, Fragen des kollektiven und individuellen Gedächtnisses bezogen auf die Rolle der Wehrmacht und der

---

<sup>719</sup> Vgl. Pollak (2002): S. 34.

<sup>720</sup> Vgl. Schlickau (1996).

<sup>721</sup> Ebd. S. 205.

<sup>722</sup> Vgl. dazu Kapitel 1.2 der vorliegenden Arbeit.

<sup>723</sup> Vgl. Titscher u.a. (1998): S. 198.

<sup>724</sup> Wodak (2002): S. 11.

<sup>725</sup> Pollak (2002): S. 35.

Wehrmattsangehörigen im Zweiten Weltkrieg zu lösen, indem die Sprache und Darstellungsmodi österreichischer Zeitungen analysiert werden.<sup>726</sup> Dieser qualitative Ansatz ist für die vorliegende Untersuchung irrelevant, da es nicht darum geht, Handlungsmuster und Sprechhandlungen in spezifischen Kontexten auf der Folie komplexer Interaktionsprozesse zu analysieren. Denn mit Hilfe der Diskursanalyse soll deutlich werden, was mit dem Gesagten *gemeint* ist und was dann mit diesem Gemeinten *getan* wird. Auch wenn Stephan Schlickaus Arbeit zeigt, dass auch der Rundfunk im Rahmen dieser Fragestellung ein fruchtbarer Untersuchungsgegenstand ist, ist diese Erkenntnis nicht Ziel der vorliegenden Untersuchung, so dass diskursanalytische Methoden ausgeschlossen werden.

Der Einbezug dialogischer Komponenten und sozialer Einflüsse schließt ebenso die Methode der Funktionalen Pragmatik aus, die sich als angewandte Diskursforschung versteht und in einer kritischen Auseinandersetzung mit der Sprechakttheorie nach den Handlungsgrundlagen der Verwendung des Sprachsystems und denen des Sprachsystems selbst fragt.<sup>727</sup>

Da also all die genannten Methoden aufgrund der Fragestellung und Anlage nicht in Frage kommen, wird im Folgenden die im Rahmen der vorliegenden Untersuchung als geeignet erscheinende Methode vorgestellt.

### ***Inhaltsanalyse***

Die folgende Analyse gehorcht weitgehend den Kriterien der *Inhaltsanalyse*, einer in der empirischen Sozialforschung etablierten Methode zur Beschreibung von Kommunikationsprozessen in der Gesellschaft.<sup>728</sup> Damit wird dieses Vorgehen zur wichtigsten Erhebungsmethode in der empirischen Kommunikationsforschung, da es sich insbesondere zur Untersuchung von Massenkommunikation eignet, wie in Kapitel 2.2 zur Erforschung der Konvergenzfrage im dualen Fernsehsystem bereits angesprochen wurde.<sup>729</sup> Im Mittelpunkt der Inhaltsanalyse – der Name legt es nahe – stand zunächst „die objektive, systematische und quantitative Beschreibung des manifesten Kommunikationsinhalts“<sup>730</sup> unterschiedlicher Kommunikationsprozesse. Später rückte statt der Beschreibung die *Inferenz*, also die Schlussfolgerung von Merkmalen des Textes auf Merkmale des Kontextes in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses, wie im folgenden deutlich wird. Dieses Verfahren arbeitet mit weitgehend standardisierten Anwendungsregeln, die in den dreißiger und vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts an verschiedenen amerikanischen empirischen Medienanalysen entwickelt wurden. Einer der populärsten Mitbegründer dieser Forschungsmethode war und ist Bernard Berelson, der die wichtigsten dieser Regeln in

---

<sup>726</sup> Vgl. ausführlich dazu [www.oeaw.ac.at/wittgenstein](http://www.oeaw.ac.at/wittgenstein).

<sup>727</sup> Vgl. Titscher u.a. (1998): S. 204, 215.

<sup>728</sup> Vgl. dazu: Friedrichs (1985), Kromrey (1990) und Merten (1995). Speziell zur Problematik der Fernsehanalyse vgl. Gehrke/Hohlfeld (1995a) und (1995b).

<sup>729</sup> Vgl. Merten (1995): S. 15.

<sup>730</sup> Berelson (1971): S. 27.

seinem im Jahre 1952 erschienenen Buch *Content Analysis in Communication Research* dokumentiert.<sup>731</sup>

Die Inhaltsanalyse differenziert sich in eine *quantitative* und *qualitative* Vorgehensweise: Die rein quantitative Analyse ordnet ihre Ergebnisse in numerische Daten, in auszählbare Größen, um damit Vergleichbarkeit zu erzeugen.<sup>732</sup> Die qualitative Vorgehensweise verzichtet gerade auf diese Darstellung der Ergebnisse und arbeitet beispielsweise mit dem *Assoziationsmaß*, das Textelemente nach qualitativen Merkmalen (z.B. positiv, neutral, negativ) bewertet und kategorisiert.<sup>733</sup> Einige Autoren sehen diese beiden Strategien als einander ausschließend an, während andere gerade ihre komplementäre Funktion herausstellen, denn eine „Quantifizierung von Texten setzt eine Auswahl relevanter Merkmale dieser Texte ja voraus, und diese kann nur jeweils im Hinblick auf das Ziel einer Analyse gültig erfolgen, d.h. zuvor muss qualitativ theoretisch analysiert werden.“<sup>734</sup> In der vorliegenden Studie greifen beide Strategien ineinander, wenn zunächst qualitative Merkmale zur Aufstellung eines Kategorienschemas verwendet werden, um dann durch eine Quantifizierung die unterschiedlichen Texte vergleichbar zu machen. Die abschließende Bewertung dieser Häufigkeitsbestimmungen geschieht wiederum qualitativ. Aus diesem Grunde wird im Folgenden ohne Differenzierung schlicht von *Inhaltsanalyse* gesprochen. Zwar ist auch diese Bezeichnung umstritten, da nicht nur Inhalte, sondern auch – wie in diesem Fall – formale (syntaktische, stilistische, gestalterische etc.) Merkmale von Kommunikationsinhalten untersucht werden, dennoch halten wir an diesem Begriff als *terminus technicus* fest.<sup>735</sup>

In Kapitel 2.2 wurde deutlich, dass die Anwendung der Inhaltsanalyse nicht unproblematisch ist, da die Ergebnisse aufgrund unterschiedlicher Kategorienbildungen sehr differieren können: So zeigte sich beispielsweise in den breit angelegten Untersuchungen von Merten und Krüger, dass allein die Einführung der Kategorie *Infotainment* neben *Information* und *Unterhaltung* bei Merten ausreichte, im Vergleich zu Krüger *nicht* zu dem Ergebnis zu gelangen, das Informationsvolumen der Öffentlich-Rechtlichen vergrößere sich. Konkret wurden hier Formate wie das *Frühstücksfernsehen* einmal unter *Information* und einmal unter *Infotainment* subsumiert, wodurch das Gesamtergebnis unterschiedlich ausfallen muss.<sup>736</sup> Dennoch soll die Inhaltsanalyse die methodische Grundlage auch für diese linguistische Analyse bilden, und zwar aus folgenden Gründen: Zunächst ist herauszustellen, dass sich die vorliegende Studie mit einem Phänomen aus dem Bereich *Massenkommunikation* beschäftigt, für dessen Beschreibung sich die Inhaltsanalyse besonders eignet. Inhaltsanalyse wird definiert als „eine Methode zur Erhebung sozialer Wirklichkeit, bei der von Merkmalen eines manifesten Textes auf Merkmale eines nichtmanifesten Kontextes geschlossen wird.“<sup>737</sup> Der „manifeste Text“ wird in dem vorliegenden Fall aus den Anmoderationen der

---

<sup>731</sup> Vgl. Berelson (1971).

<sup>732</sup> Vgl. Merten (1995): S. 50.

<sup>733</sup> Ebd.

<sup>734</sup> Ebd. S. 50.

<sup>735</sup> Vgl. Noelle-Neumann (1991): S. 34.

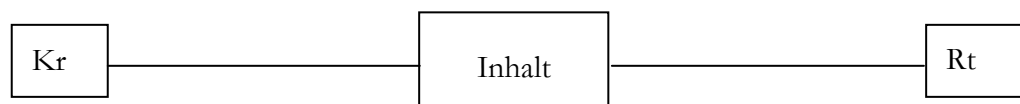
<sup>736</sup> Vgl. hierzu Kapitel 2.2 der vorliegenden Arbeit.

<sup>737</sup> Merten (1995): S. 15.

Nachrichtensendungen *Tagesthemen* (ARD) und *RTL aktuell* (RTL) gebildet, deren Analyse Aufschluss über den Kontext, also textexterne Merkmale geben soll, die im Bereich des *Kommunikators*, des *Rezipienten* und/oder der *Situation* liegen können.<sup>738</sup> In diesem Fall wird ein Schluss, eine Inferenz, auf die *Situation*, also die Entwicklung des Fernsehens, speziell der Nachrichten, im Dualen System gezogen, unter der Annahme, dass die Sprache der Fernsehnachrichten sich korrelativ zu dem Konvergenzverhalten in der bekannten Konkurrenzsituation verhält. Es könnten auch noch weitergehende Schlüsse gezogen werden, und zwar auf die *Wirkung* der Kommunikation, d.h. es könnte der Frage nachgegangen werden, wie verständlich die Nachrichten formuliert sind und mit welchem Erfolg sie beim Rezipienten ankommen. Da eine Korrelation zwischen den mündlichen und schriftlichen Textelementen und der Verstehbarkeit angenommen wird, erscheint die Analyse dieser Inferenz naheliegend. Allerdings haben die Ausführungen zu den Verständlichkeitsbedingungen gezeigt, dass nicht der Text allein Einfluss auf das Verständnis hat, sondern eine ganze Reihe von unterschiedlichen Faktoren diesen Prozess begleiten, zu deren Klärung eine Anschlussstudie von Nöten wäre. Diese könnte mit Hilfe der Methode der Befragung der Wirkung und dem Verständnis der analysierten syntaktischen und lexischen Einheiten seitens der Zuschauer nachgehen. Da dennoch eine Reihe von Unsicherheitsfaktoren und Fehlerquellen bleiben und die Arbeit ganz grundsätzlich eine andere Fragestellung verfolgt, werden über die Beschreibung von Merkmalen der Botschaft Rückschlüsse auf Vorgänge *vor* der Mitteilung gezogen, d.h. es geht um eine Analyse der sich wandelnden sozialen Gegebenheiten innerhalb des Dualen Systems.

Damit stellt sich in diesem Zusammenhang ein Kommunikationsprozess unter Einschluss der folgenden Faktoren dar: ein Kommunikator *Kr*, ein Kommunikationsinhalt *In*, ein Rezipient *Rt* und eine soziale Situation:

*Soziale Situation:*



Dieses simple Modell umfasst die für die vorliegende Studie wichtigsten Aspekte. Es gilt:

*Kr* = Moderator

*In* = Anmoderation

*Rt* = Fernsehzuschauer

Soziale Situation = Duales Fernsehsystem

Es ist an dieser Stelle irrelevant, etablierte, aber weitaus komplexere Kommunikationsmodelle heranzuziehen, wie z.B. die so genannte *Lasswell-Formel* oder das Flussdiagramm von Claude Shannon, bis heute die beiden populärsten Modelle zur Beschreibung von Kommunikationsprozessen, die Ende der 1940er Jahre entstanden.<sup>739</sup> Denn die darin

<sup>738</sup> Ebd. S. 23.

<sup>739</sup> Vgl. Lasswell (1948): S. 39 und Shannon/Weaver (1949).

enthaltenden Bestandteile, die über das o.g. Modell hinausgehen, bleiben in der vorliegenden Analyse unberücksichtigt, wie z.B. die *Störquelle* (noise source) in Shannons Flussdiagramm, die alle Arten der Veränderung der Mitteilung auf dem Wege der Übertragung umfasst und als das innovativste Element dieses Modells gilt.

Zur konkreten Untersuchung bietet die Inhaltsanalyse u.a. die Benutzung der *Verständlichkeitsanalyse* oder der *frequentiellen Lesbarkeitsanalyse* an, die beispielsweise anhand von Häufigkeitsauszählungen bestimmter Merkmale in der syntaktischen Struktur eines Textes durchgeführt werden.<sup>740</sup> Hier zeigt sich die Verknüpfung zur Sprachwissenschaft, denn es wird deutlich, dass ein wichtiges Arbeitsfeld der Inhaltsanalyse die Deskription von Texten ist, um von dort aus Rückschlüsse auf textexterne Merkmale zu ziehen. Damit bietet sich die Methode der Inhaltsanalyse für die Linguistik als ein überaus effizientes Instrument empirischer Untersuchungen an, die allerdings im Rahmen sprachwissenschaftlicher Forschung relativ wenig Verbreitung findet.<sup>741</sup> Merten sieht einen Grund dafür darin, dass die Linguistik häufig auf der Ebene der reinen Textanalyse verbleibt und keine Inferenzen zieht. Daher regt er zu einer Benutzung auch in diesem Bereich an: „Ist das *Ziel* der Analyse die *Deskription*, so wollen wir von *Textanalyse* sprechen, ist das *Ziel* dagegen der Schluss vom Text auf Aspekte sozialer Wirklichkeit, so wollen wir von *Inhaltsanalyse* sprechen.“<sup>742</sup> Gerade aus sprachsoziologischer Perspektive zu Fragen der Korrelation von Sprache und außersprachlichen Merkmalen wird hiermit ein geeignetes Instrumentarium zur Verfügung gestellt. Darüber hinaus liegen die Vorteile der Inhaltsanalyse in der strengen methodischen Rahmensetzung, die die empirische Arbeit nicht nur erleichtert, sondern darüber hinaus die Untersuchung auf eine solide Grundlage setzt. Bereits Anfang der 1980er Jahre empfiehlt Werner Besch, die Sprachwissenschaft solle sich der einschlägigen Methoden der empirischen Sozialforschung bedienen und ihre Erfahrungen nutzen:

„Da ist besonders an die empirische Soziologie zu denken, deren Feldforschungspraxis einen hohen Standard erreicht hat, nicht nur hinsichtlich der Vervollkommung der diversen Erhebungsinstrumente, sondern auch hinsichtlich der kritischen Einschätzung der gewonnenen Ergebnisse, mögen sie auf den ersten Blick auch noch so ‚objektiv‘ erscheinen.“<sup>743</sup>

So macht die Soziologie beispielsweise genaue Vorgaben für die Erstellung eines geeigneten und repräsentativen Textkorpus, die Operation der Codierung und die mathematisch-statistischen Techniken der Dateninterpretation, für die die Textanalyse kein Pendant aufweisen kann: „*Vor* und *nach* diesen Schritten gibt es jeweils Entsprechungen, *zu* ihnen nicht.“<sup>744</sup> Denn „die Inhaltsanalyse unterscheidet sich von der Textinterpretation [...] durch ihre Systematik und das Bestreben, eine möglichst objektive, von jedem nachvollziehbare und wiederholbare Auswertung zu ermöglichen.“<sup>745</sup>

Obzwar die Untersuchung aufgrund dieser strengen Rahmenbedingungen kontrolliert und geordnet ablaufen kann, ist sie nicht vor Unschärfen geschützt, die schon gleich zu Be-

---

<sup>740</sup> Vgl. Merten (1995): S. 26, 175f.

<sup>741</sup> Ebd. S. 188.

<sup>742</sup> Ebd. S. 56. Dies ist kein einseitiger Vorwurf an die Linguistik: Schmitz merkt an, dass auch die Inhaltsanalyse davon profitieren könne, jenseits des Inhalts die manifesten Textformulierungen mit einzubeziehen, ein integrativer Ansatz also sinnvoll und erstrebenswert sei. Vgl. Schmitz (1987): S. 826.

<sup>743</sup> Besch (1981b): S. 238.

<sup>744</sup> Titzmann (1981): S. 223.

<sup>745</sup> Wellhöfer (1984): S. 115.

ginn der Arbeit auftreten können: So beinhaltet bereits die Operationalisierung der theoretischen Begriffe einen Unsicherheitsfaktor, da der zu analysierende Gegenstand in Kategorien transformiert wird, denn: „Eine Operationalisierung trifft [...] den theoretischen Begriff nie vollkommen, sondern stellt im besten Fall eine gute Annäherung dar, enthält also bereits eine erste Unschärfe.“<sup>746</sup> Und „da die Kategorien die Substanz der Untersuchung enthalten, kann eine Inhaltsanalyse nicht besser sein als ihre Kategorien.“<sup>747</sup> Die nächste Unsicherheit tritt im Zuge der Datenerhebung auf, denn in den seltensten Fällen wird die Grundgesamtheit insgesamt, sondern lediglich ein Teil daraus, die Stichprobe, untersucht. Hier sei auf das ausführlich diskutierte Problem der Repräsentativität verwiesen. Ein letzter Störfaktor liegt in der „Abschlusshandlung“ einer jeden Untersuchung, in der Interpretation der Ergebnisse: „Die Interpretation ist sui generis ein Akt der Konstruktion und verfährt von daher schon immer selektiv.“<sup>748</sup> Darüber hinaus werden hier numerische Werte in verbale Strukturen transformiert, was eine zusätzliche Schwierigkeit darstellt, da numerische Aussagen ambivalent sind, sie haben keine semantische Denotation.

„Wissenschaftliche ‚Tatsachen‘ an und für sich gibt es nicht. Keine ‚Tatsache‘ ist jemals ‚rein‘ und ‚objektiv‘. Tatsachen sind nicht einfach ‚gegeben‘, bringen niemals ihren Sinn und ihre Interpretation selbst mit. [...] Sie sind immer Konstruktionen, von unserem Geist isoliert aus einer sehr komplexen und zunächst verworrenen Wirklichkeit durch die Anwendung von Definitionen und Klassifikationen, die wir selbst gemacht haben.“<sup>749</sup>

Aus diesem Grunde müssen alle Auffälligkeiten berichtet und diskutiert, ggf. erklärt und die Ergebnisse in Bezug zu anderen gesetzt werden. Denn laut Merten sei die Kritik ein wichtiges Instrument der empirischen Forschung: „Der Fortschritt der Wissenschaft verdankt sich nicht der Behauptung von, sondern dem Zweifel an Wahrheiten.“<sup>750</sup> Dennoch ist man vor Fehlhandlungen nicht gefeit, Merten vergleicht das methodische Vorgehen der empirischen Kommunikationsforschung mit dem wilden Westen – (fast) alles sei erlaubt –, während Luhmann eine Parallele im Glücksspiel sieht, das „weitere Forschung anregen oder entmutigen“ könne und das „auffällige Parallelen [...] zur politischen Benutzung des Orakels von Delphi“ zeige.<sup>751</sup> Diesen Einschätzungen zum Trotz wird im Folgenden nach bestem Wissen und Gewissen dem Vorhaben weitere Kontur verliehen, indem die einzelnen Schrittfolgen der Inhaltsanalyse durchlaufen werden.

### ***Hypothesenformulierung***

Ziel der folgenden Datenanalyse ist die Beantwortung der Frage, ob und inwieweit sich die Sprache der ausgewählten öffentlich-rechtlichen und privaten Nachrichtensendung seit Einführung des Dualen Systems in Deutschland verändert hat. Um diese Veränderung empirisch messbar zu machen, wird das Datenkorpus im Hinblick auf die mündlichen und

---

<sup>746</sup> Merten/Teipen (1991): S. 183.

<sup>747</sup> Vgl. Berelson (1971): S. 32.

<sup>748</sup> Ebd. S. 184.

<sup>749</sup> Hollander (1965). Zit. nach Merten/Teipen (1991): S. 309.

<sup>750</sup> Ebd. S. 318.

<sup>751</sup> Vgl. ebd. S. 306f. und Luhmann (1990): S. 370.

schriftlichen Textelemente hin untersucht, deren Bestimmung auf der Basis bestimmter Kategorien erfolgt, die anschließend ausführlich erläutert werden. Mit Hilfe dieser Untersuchungsparameter können sprachliche Veränderungen anteilig bestimmt werden, so dass außerdem die Frage geklärt werden kann, in welche Richtung diese Veränderung geht, d.h. ob sich Tendenzen im Sinne der Konvergenzthese feststellen lassen. Damit erfolgt das Vorgehen dieser Analyse sowohl *deduktiv* als auch *induktiv*, da allein dieses Wechselspiel sinnvolle Ergebnisse verspricht: Die deduktive Arbeitsweise zeigt sich in der Vorformulierung von Hypothesen, die im Laufe der Untersuchung verifiziert bzw. falsifiziert werden, d.h. die Richtung oder das Ziel dieser Arbeit stützt sich auf bereits vorhandenes Wissen und entgeht so der Gefahr einer sich im Nachhinein als sinnlos herausstellenden Kategorisierung. Auf der anderen Seite arbeitet die vorliegende Arbeit wie die meisten empirischen sprachwissenschaftlichen Untersuchungen induktiv, da sie von ausgewählten Sprachbeispielen auf allgemeinere Prinzipien schließt. Auf der Grundlage der bisherigen Erkenntnisse lässt sich folgende Arbeitshypothese aufstellen:

**H** Die Sprache der ausgewählten öffentlich-rechtlichen und privaten Nachrichtensendungen zeigt in dem Zeitraum von 1983–1999 bezüglich der mündlichen und schriftlichen Textelemente konvergente Entwicklungen.

Ob diese Annäherung wechselseitig gleich ist oder von einem der Anbieter stärker oder schwächer vollzogen wird, soll die folgende Analyse zeigen.

Diese These gründet auf der bereits erläuterten Entwicklung, dass sich aufgrund des Konkurrenzkampfes der öffentlich-rechtlichen und privaten Anbieter gerade im Bereich der Nachrichten eine Annäherung der Sendeformate im Sinne der Konvergenzthese vollzieht. Diese veränderten Präsentationsformen wirken sich auf das Sprechverhalten der Moderatoren aus. Explizit lassen sich dann zwei Rahmenhypothesen ausdifferenzieren:

**R1** Die Nachrichtenformate der ausgewählten öffentlich-rechtlichen und privaten Journalsendungen werden sich ähnlicher, je stärker der Konkurrenzkampf ist.

**R2** Diese Formatannäherung korreliert mit einer Veränderung der Sprache.

Da bei einer deduktiven Vorgehensweise derart formulierte Hypothesen, die die Form von *Allsätzen* haben, nicht verifiziert, sondern nur falsifiziert werden können, muss eine Gegenhypothese formuliert werden, eine sog. *Nullhypothese*, die es zu widerlegen, also zu falsifizieren gilt. Die Nullhypothese lautet somit:

**H0** Die Sprache der ausgewählten öffentlich-rechtlichen und privaten Nachrichtensendungen zeigt in dem Zeitraum von 1983–1998 bezüglich der mündlichen und schriftlichen Textelemente keine konvergenten Entwicklungen.

### ***Stichprobenauswahl***

Die Auswahl der Daten stellt sich als ein Mehrstufenprozess dar, da aus einer unüberschaubaren Datenmenge schrittweise das eigentliche sample herausgefiltert wird: Die *Grundgesamtheit* der Untersuchung bildet die Sprache der Fernsehnachrichten in dem



Zeitraum 1983–1999 der öffentlichen-rechtlichen und privaten Nachrichtensendungen. Dieser große Umfang ist jedoch für die Erhebung aus arbeitsökonomischen Gründen nicht vollständig erfassbar. Aus diesem Grunde wird die so genannte *Erhebungs-Grundgesamtheit* bestimmt, die sich aus den Moderationstexten der Nachrichtensendungen zusammensetzt. Das daraus resultierende Textkorpus basiert konkret auf den Anmoderationen zu den Berichten in den *Journalsendungen* oder *Nachrichtenmagazinen* und ausdrücklich *nicht* auf anderen Bausteinen einer Nachrichtensendung, wie z.B. den *Sprechermeldungen*, denn diese Meldungen, die den größten Teil der *Tagesschau* ausmachen, sind häufig lediglich das Produkt umformulierter Agenturmeldungen, entbehren also meist sprachlicher Kreativität. Im Gegensatz zu den Moderatoren haben Sprecher keinen Einfluss auf Inhalt und Formulierungen.<sup>752</sup> Andere Elemente einer Nachrichtensendung, wie z.B. die Texte der *Filmberichte*, *Interviews* oder *Kommentare*, bleiben ebenfalls unberücksichtigt.<sup>753</sup> Journal-sendungen zeichnen sich innerhalb der unterschiedlichen Nachrichtensendungen durch die lange Sendezeit aus (ca. 30 Minuten), durch die ausführlichen Berichte, die verstärkt Hintergrundinformationen liefern, sowie durch eine Moderatorin oder einen Moderator, die diese Filmberichte einleiten und den Zusammenhalt der einzelnen Bausteine der Sendung gewährleisten sollen. Die Anmoderationen haben zunächst die Funktion, den folgenden Bericht in einen Kontext zu betten; darüber hinaus jedoch können sie – sprecher- und themenabhängig – einen ironisch-distanzierten, kommentierenden oder unterhalten- den Charakter besitzen. Aufgrund dieser Charakteristika grenzen sich diese Anmoderationen stark von den auf Agenturmeldungen basierenden Sprechermeldungen ab, so dass sie aus linguistischer Sicht fruchtbarer sind. Dabei konzentriert sich die Untersuchung auf den reinen Text, d.h. alle außersprachlichen Faktoren wie Mimik, Gestik und Prosodie bleiben unberücksichtigt, obwohl sie – wie ausführlich besprochen – maßgebliche Bestandteile menschlicher Kommunikation sind, im Rahmen der Sprache der Fernsehnachrichten jedoch weniger relevant und darüber hinaus nicht gewinnbringend für die Fragestellung der vorliegenden Untersuchung sind.

„Sonst einflußreiche (z.B. nonverbale) Elemente mündlicher Kommunikation, die nicht am Text selbst erscheinen, spielen entweder eine außerordentlich geringe Rolle (z.B. Gesichtsausdruck) oder werden eindeutig vom Textinhalt getrennt wahrgenommen (etwa die Krawatte des Sprechers). Text und ‚nichtlinguistische‘ Faktoren werden also schon in der wirklichen Kommunikation und nicht erst durch methodische Zurichtung getrennt.“<sup>754</sup>

Da dieses Korpus immer noch zu umfangreich ist und nicht einer Totalanalyse unterzogen werden kann, wird eine *gezielte Auswahl* auf *typische Fälle* getroffen. Als „Repräsentanten“ für die öffentlich-rechtlichen und privaten Fernsehanstalten wurden die ARD und RTL ausgewählt, da beide nicht nur in ihrem Bereich Marktführer sind, sondern auch insgesamt einen vergleichbaren Marktanteil erreichen. Die gezielte Auswahl beinhaltet die Anmoderationen der Nachrichtenjournale *Tagesthemen* (ARD) und *RTL aktuell* (RTL). Beide Sender eröffneten freundlicherweise den Zugriff auf die archivierten Sendungen. Aus organisatorischen Gründen war es nicht möglich, jede einzelne Sendung im Vorfeld zu sichten und zu bestimmen, aber es wurden Vorgaben gemacht, damit die Auswahl nicht zu willkürlich

---

<sup>752</sup> Vgl. ARD-aktuell-Informationsbroschüre (1999): S. 12.

<sup>753</sup> Zur Gliederung der Fernsehnachrichten vgl. Straßner (1981): S. 173.

<sup>754</sup> Schmitz (1990): S. 37.

geschah: So wurden die Untersuchungseinheiten vorgegeben und die Maßgabe gesetzt, unterschiedliche Moderatoren aus dem jeweiligen Jahr zu wählen. Die Zusammensetzung schließlich der einzelnen Sendungen geschah zufällig, da sie allein in den Händen der jeweiligen Archivmitarbeiter lag: Jede Sendung hatte dieselbe Chance, gezogen zu werden.

Diese Auswahl wiederum wird auf eine *Stichprobe*, ein *sample*, reduziert, die die konkrete zu analysierende Textbasis bildet. Diese Stichprobe umfasst jeweils 2.000 Wörter des jeweiligen Senders aus den Untersuchungszeiträumen 1983/84, 1989, 1994 und 1999, also insgesamt 16.000 Wörter. Abgesehen von einer Verringerung des Arbeitsaufwandes ist eine Einteilung in Zeitintervalle insofern sinnvoll, da eine Sprachveränderung im Allgemeinen langsam stattfindet und nicht sprunghaft in Monatsrhythmen o.ä. Während dieser letzten reduzierenden Auswahl war von Wichtigkeit, dass die Anmoderationen des jeweiligen Jahres aus unterschiedlichen Sendungen und von unterschiedlichen Moderatoren stammen. Die unterschiedlichen Sendungen sind deshalb wichtig, um verzerrende Faktoren wie „Tagesform des Moderators“ oder ähnliches auszuschließen. Die Verteilung auf mehrere Moderatoren erscheint deshalb sinnvoll, da es in dieser Analyse nicht um die Beschreibung von Persönlichkeitsprofilen geht, sondern um die Aufzeichnung des Gesamt-Trends im Profil einer Sendung. Denn jeder Moderator benutzt „seine“ persönliche Sprache, hat Vorlieben für und Abneigungen gegen bestimmte Formulierungen und Begriffe. Die Erkenntnis einer Veränderung in der Sprachwahl bei einem einzigen Moderator könnte nicht verallgemeinernd für die Frage nach einer möglichen Konvergenzentwicklung innerhalb des Dualen Systems herangezogen werden.

Die letzte Entscheidung für die Aufnahme der Anmoderationen in das Korpus geschah mit Hilfe des zufallsgesteuerten Auswahlverfahrens, d.h. für alle Einheiten besteht die gleiche Chance, in die Auswahl aufgenommen werden, wie bereits oben bei der Auswahl der einzelnen Sendungen geschehen. Dieser Vorgang vollzieht sich also ganz im Sinne des *Gesetzes der großen Zahlen*, d.h. Einheiten mit Merkmalen, die häufig in der Grundgesamtheit vorkommen, werden auch in der Stichprobe öfter erfasst als diejenigen, die in der Grundgesamtheit nur selten vertreten sind. Denn empirische Untersuchungen zeigen, dass statistisch ausgedrückt rund 2/3 aller denkbaren Stichproben nur geringfügig vom wahren Anteilswert (um den so genannten *Standardfehler*) und rund 95% um den Betrag von zwei Standardfehlern abweichen, d.h. man kann mit einer Irrtumswahrscheinlichkeit von 5% Aussagen mit geringer Abweichung über eine Grundgesamtheit machen.<sup>755</sup>

### ***Repräsentativität***

Eine Stichprobe ist repräsentativ, wenn sie „ein verkleinertes Abbild einer angebbaren Grundgesamtheit darstellt.“<sup>756</sup> Um überhaupt von Repräsentativität sprechen zu können, ist es wichtig, die angestrebte Grundgesamtheit präzise anzugeben. Ist dies der Fall, ist „jede beliebige Teilmenge von Fällen ein repräsentatives Abbild für *irgend eine* Gesamtheit von

---

<sup>755</sup> Vgl. Kromrey (1990): S. 149. Der Standardfehler ( $s_p$ ) ist ein Maß für die Variation von Stichprobenmaßnahmen um den „wahren“ Parameter in der Grundgesamtheit unter der Annahme, dass aus der gleichen Grundgesamtheit unabhängig eine große Zahl von Zufallsstichproben gezogen worden wäre.

<sup>756</sup> Kromrey (1990): S. 137.

Fällen.<sup>757</sup> Da ein wichtiger Bestandteil der Inhaltsanalyse eine genaue Definition der Grundgesamtheit ist, ist hier die Sicherung der Repräsentativität „relativ unproblematisch“<sup>758</sup>. Darüber hinaus lässt sich das Material als überaus homogen beschreiben: Betrachtet man einen Moderator innerhalb eines Zeitintervalls, so ist anzunehmen, dass dieser nicht wöchentlich sein Sprachverhalten ändern wird. Die Homogenität des Materials und das oben erläuterte zufallsgesteuerte Auswahlverfahren garantieren im Rahmen der genannten Abweichungen eine verallgemeinernde Aussagemöglichkeit. In diesem Sinne wird auch der hier gewählte Ausschnitt für die angegebene Grundgesamtheit als repräsentativ angenommen.

### ***Validität und Reliabilität***

Eine Untersuchung ist dann valide, also gültig, wenn sie das misst, was sie zu messen vorgibt.<sup>759</sup> Diese Forderung klingt banal, aber tatsächlich erfordert jedes wissenschaftliche Prozedere die Prüfung ihrer Gültigkeit, und zwar auf drei Ebenen:<sup>760</sup> Auf der Ebene des Entdeckungszusammenhangs geht es um die Frage nach den Theorien, also dem Ziel der Untersuchung. Wenn geklärt ist, *was* mit Hilfe der Analyse erforscht werden soll, folgt auf der Ebene des Begründungszusammenhangs, *wie* dies am sinnvollsten geleistet werden kann, d.h. welche methodischen Schritte erfolgen müssen. Zuletzt zeigt die Frage nach dem Verwertungszusammenhang der Studie den Bezug zur Praxis, d.h. *wozu* die wissenschaftlichen Ergebnisse von Nutzen sind. Hinsichtlich der vorliegenden Studie ist die Prüfung dieser drei Ebenen im Vorfeld erfolgt und in den vorangegangenen Ausführungen deutlich geworden. Deshalb sei an dieser Stelle in Kurzform wiederholt, dass die Untersuchung die Sprache der Fernsehnachrichten mit Hilfe der Inhaltsanalyse in Bezug auf deren mündlichen und schriftlichen Textelemente analysiert, um damit das Phänomen der sekundären Oralität zu illustrieren und gleichzeitig einen linguistischen Beitrag zur Konvergenzdebatte zu leisten, d.h. die Frage zu lösen, ob sich die Formatentwicklung der Nachrichtensendungen im Dualen System auch in der Sprache niederschlägt.

Die Validität einer Untersuchung steht und fällt hauptsächlich mit der Qualität des Kategorienschemas. Da sich die Gültigkeit eines Instruments nicht verifizieren, sondern nur falsifizieren, also durch Kritik in Frage stellen lässt, bedarf die vorliegende Untersuchung einer ausgeprägten Selbstkritik. Resultat: Das aufgestellte Kategorienschema basiert auf zuverlässigem Material und ist an keiner Stelle zweideutig anwendbar, die Stichprobe kann einer genauen Messung unterzogen werden.

*Reliabilität*, also *Zuverlässigkeit*, „ist das Ausmaß der Reproduzierbarkeit von Messergebnissen bei wiederholter Anwendung des gleichen Instruments auf das gleiche Messobjekt.“<sup>761</sup> Um sicher zu gehen, dass die vorliegende Arbeit reliabel ist, gilt es, die intertemporale, intersubjektive und interinstrumentelle Stabilität der erhaltenen Messwerte zu

---

<sup>757</sup> Ebd. 138.

<sup>758</sup> Ebd. S. 223.

<sup>759</sup> Vgl. Noelle-Neumann (1991): S. 48.

<sup>760</sup> Vgl. hierzu Merten/Teipen (1991): S. 28ff.

<sup>761</sup> Merten (1995): S. 302.

prüfen:<sup>762</sup> *Intertemporale Stabilität* fordert bei wiederholter Messung desselben Phänomens das gleiche Ergebnis. Dies ist in der vorliegenden Studie gegeben, da sie nicht mit Menschen – die gegebenenfalls einen Lerneffekt o.ä. haben könnten –, sondern mit einem festen Textkorpus arbeitet.

*Intersubjektive Stabilität* heißt, dass verschiedene Personen, genauer Codierer, dasselbe Phänomen mit Hilfe desselben Instruments messen und dabei die gleichen Ergebnisse erzielen. Dies ist hier in jedem Fall gewährleistet, da die Untersuchung von nur einem Codierer durchgeführt wird.

*Instrumentelle Stabilität* fordert – ähnlich der Validität – ein präzises Messinstrument, das das Phänomen adäquat messen kann. Zuverlässigkeit ist damit eine notwendige Bedingung für Gültigkeit. Beides ist in der vorliegenden Studie erfüllt, was an der detaillierten Ausarbeitung bei dem Entwurf des Kategorienschemas im Folgenden deutlich wird. Doch bevor wir uns diesen Ausführungen widmen, sei ein letzter wichtiger methodischer Bestandteil angeführt, das Transkriptionsverfahren.

### ***Transkriptionsverfahren***

Wichtig ist zunächst die Frage, was überhaupt analysiert werden soll, denn daraus ergibt sich die Frage, wie transkribiert werden muss. Da sich die vorliegende Arbeit nicht mit phonologischen Aspekten beschäftigt, kann dieser Bereich bei der Wahl einer geeigneten Transkription unberücksichtigt bleiben, d.h. es wird nicht phonetisch, sondern rein orthographisch transkribiert, etablierte Verfahren wie IPA werden ausgeschlossen. Dialektale oder regional geprägte Ausdrücke, die in der Nachrichtensprache äußerst selten erscheinen, da diese der Standardlautung folgt, sowie Verschmelzungen, Versprecher etc. werden ebenfalls literal wiedergegeben.

Da ein Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung auf der Analyse der Satzstruktur liegt, ist es erforderlich, der gängigen Interpunktion eines geschriebenen Textes zu folgen. Doch die Definition des Begriffes Satz ist nicht unproblematisch, insbesondere im Zusammenhang mit der Transkription gesprochener Sprache, wie bereits im ersten Kapitel der vorliegenden Arbeit deutlich wurde.<sup>763</sup> Dennoch kann im vorliegenden Fall der Nachrichtensprache fallende Intonation in Verbindung mit einer Pause als sehr sicheres Indiz für das Ende einer syntaktischen Einheit interpretiert werden, da die Sprecher zu einer deutlichen Kennzeichnung des Satzes verpflichtet sind. Eine Textnormalisierung im Sinne der geschriebenen Sprache scheint nicht nur aus Gründen der Praktikabilität unerlässlich: Denn die Ausführungen zur Zuordnung der Nachrichtensprache zur geschriebenen oder gesprochenen Sprache legten eine konzeptionelle Einordnung im Rahmen der geschriebenen Sprache nahe. Damit fließen neben der Intonation auch syntaktische und inhaltliche Kriterien in den Segmentierungsvorgang, da bei der Nachrichtensprache im Vergleich zu spontanen Äußerungen eine inhaltliche Einheit und syntaktische Wohlgeformtheit präsumiert werden kann, womit eine Abgrenzung der Sätze erleichtert wird. Somit kann hier als Satz der Text zwischen den Punkten gelten.

---

<sup>762</sup> Vgl. dazu Kromrey (1990): S. 126ff.

<sup>763</sup> Zur Geschichte der Satzdefinitionen vgl. Müller (1985).

Da außer zur Setzung der Interpunktion andere prosodische Phänomene keine Analyserelevanz haben, konnte auch auf diese Kennzeichnungen verzichtet werden. Darüber hinaus spricht ausschließlich eine Person, so dass Simultanzeichen oder eine spezielle Zeilenführung außer Acht gelassen werden konnten.

Subjektiv bedingte Verzerrungen sind nicht ausgeschlossen, da im Rahmen der vorliegenden Arbeit ein Abgleich durch mehrere Personen, die eine Anmoderation unabhängig voneinander transkribieren, nicht möglich war.

So wurden einzig folgende Zeichen verwendet:

- [sic!] um bei Fehlern der Moderatoren Tippfehler meinerseits auszuschließen
- = bei Verschleifungen aufgrund von Versprechern, z.B. Fest=äh=spielleitung

### **3.2 Das Kategorienschema: Syntaktische und lexische Kriterien**

Im Folgenden wird die Erarbeitung des Kategorienschemas dokumentiert, das die Grundlage für den Analysevorgang bildet. Das heißt, es werden syntaktische und lexische Kriterien zur Charakterisierung des mündlichen und schriftlichen Sprachgebrauchs vorgestellt, erläutert und unter inhaltsanalytischen Gesichtspunkten beschrieben; die Kriterien werden operationalisiert, um sie für die folgende Analyse codierfähig zu machen. Dabei zeigt sich die im Vorfeld erläuterte Tendenz, an der Schriftsprache orientierte Kategorien auszuwählen und diese ex negativo für die Sprechsprache fruchtbar zu machen, d.h. es werden keine rein sprechsprachlichen Kategorien gefunden. Der Grund dafür liegt in der Datengrundlage, die nicht spontansprachlich ist, sondern sich vielmehr an den Wohlgeformtheitsvorstellungen der geschriebenen Sprache orientiert und deshalb mit schriftsprachlichen Kategorien kompatibler ist. Denn bei der Fernsehkommunikation ist keine Kontexteinbindung möglich, es existiert kein gemeinsames Zeigfeld und keine Interaktion, also keine Rahmenbedingungen, die bei der Analyse rein gesprochener Sprache ausschlaggebend sind und in einem funktional-pragmatischen Ansatz berücksichtigt werden. In der vorliegenden Analyse können jedoch rein sprechsprachliche Kategorien nicht angewendet werden; vielmehr impliziert der große Anteil schriftsprachlicher Kommunikationsbedingungen auch schriftsprachliche Kategorien. Zudem wurde in den vorangegangenen Ausführungen mehrfach deutlich, dass Aussagen über mündliche Besonderheiten häufig einer soliden empirischen Grundlage entbehren und damit nur beschränkt aussagekräftig sind.

Auch wenn über einen Großteil der Merkmale fachlicher Konsens besteht, wurde in diesem Rahmen jede Kategorie anhand mündlicher und schriftlicher Textdokumente auf ihre Tauglichkeit überprüft. Das Ziel ist ein praktikables Kategorienschema, das viele Kriterien abdeckt, dabei jedoch nicht zu detailfreudig vorgeht, da das Ziel dieser Arbeit keine Feinanalyse einer kleinen Auswahl spezieller Ausnahmeseite ist. Eine geringe Frequenz einzelner Erscheinungen kann auf das Gesamtkorpus gerechnet wenig Aussagen über die Eigenschaften von Variablen ergeben. Da in diesem Abgleich allein die

Praktikabilität des erarbeiteten Schemas getestet werden sollte, werden die Ergebnisse lediglich indirekt durch Präsentation des nachfolgenden Kategorienschemas deutlich.

Ein inhaltsanalytisches Kategorienschema bleibt immer *selektiv*, da sich nicht alle Textbestandteile der Stichprobe darin einordnen lassen, sondern nur diejenigen, die relevant bezüglich der Hypothesenbildung sind.<sup>764</sup> Es ist wichtig, dass die einzelnen Kategorien *operational definiert*, d.h. anhand typischer Beispiele präzisiert werden.<sup>765</sup> Aus diesem Grunde werden im Folgenden konkrete Textbeispiele aus dem Analysekorpus zur Illustrierung verwendet.

## Syntax

### *Satzlänge*

Um einen ersten Eindruck über die Verständlichkeit eines Textes zu erhalten, erweist es sich als aufschlussreich, die Satzlänge, also die Wortanzahl pro Satz, zu berechnen, zumal dies rein technisch relativ problemlos ist – unter Berücksichtigung der Schwierigkeiten bei der Transkription –, da die durchschnittliche Wortanzahl pro Satz statistisch erheb- und auswertbar, d.h. leicht operationalisierbar ist. Zwar sind in der bisherigen Forschung keine exakt übereinstimmenden Ergebnisse zu finden, da diese Zahl textsortenabhängig variiert, dennoch herrscht common sense darüber, dass die Sätze in der gesprochenen Sprache kürzer sind als in der geschriebenen.<sup>766</sup> Datengrundlage bilden hier in der Regel monologische Reden, also keine kurzen Dialogeinheiten, die oft von Einwortsätzen geprägt sind. An dieser Stelle stellt sich die Frage, inwieweit diese Ergebnisse repräsentativ für die gesprochene Sprache sind, denn: „Prototypisch für den Gebrauch der Sprache in mündlichen Sprachspielen ist dialogisches, nicht monologisches Sprechen.“<sup>767</sup> Im Rahmen der Analyse sekundärer Oralität ist bei der Kategorienbildung jedoch gerade die Orientierung an der geschriebenen Sprache sinnvoll, wie zu Beginn des Kapitels dargelegt, so dass Ergebnisse auf der Grundlage dialogischer Texte für den vorliegenden Analysegegenstand nicht brauchbar, da zu wenig aussagekräftig sind. Aus diesem Grunde werden folgende Ergebnisse zugrunde gelegt:

Wackernagel-Jolles kommt in ihrer Studie zu dem Ergebnis, dass Einfachsätze oder Sätze mit einer Nebensatzkonstruktion in mündlicher Kommunikation eine durchschnittliche Wörteranzahl von 1 bis 24 haben; Sätze in diesem Umfang gelten als leicht verständlich, komplexeren Sätzen mit einer höheren Anzahl von Wörtern wird eine sehr

---

<sup>764</sup> Vgl. Kromrey (1990): S. 178.

<sup>765</sup> Ebd. S. 179.

<sup>766</sup> Ausnahme bildet hier der Chat, der mit einer durchschnittlichen Satzlänge von fünf bis sechs Wörtern unterhalb der errechneten Werte zur gesprochenen Sprache liegt. Vgl. Kapitel 1.4 der vorliegenden Arbeit. Auf der anderen, der gesprochenen Seite gibt es natürlich ebenso Ausnahmen, also gesprochene Sätze, die weitaus länger sein können als in einem geschriebenen Text: So ermittelt Höhne-Leska (1975) den höchsten Mittelwert mit 22,1 Wörtern. Dies korreliert laut Schwitalla mit dem Bildungsgrad des Sprechers, was Höhne-Leskas Ergebnisse bestätigen (der niedrigste Mittelwert stammt von einer alten Bäuerin, der höchste von einem älteren Wissenschaftler). Vgl. Schwitalla (1997): S. 67.

<sup>767</sup> Weinrich (1993): S. 819.

viel geringere Verständlichkeit eingeräumt.<sup>768</sup> Leska hingegen errechnet für den Einfachsatz in der gesprochenen Sprache einen Durchschnittswert von fünf bis zehn Wörtern, die häufigste Satzlänge im Gefüge liegt ihr zufolge bei 14 Wörtern.<sup>769</sup> Dieser Wert entspricht unter oben genannter Annahme, dass gesprochene Sätze kürzer seien als schriftliche, den Ergebnissen von König, der für geschriebene Texte die Spitzenwerte 17 (F.A.Z.) und 19 (wissenschaftliche Texte) annimmt.<sup>770</sup>

Da in der Gegenwartssprache, insbesondere im Schriftdeutschen, eher eine Tendenz zur Verkürzung der Sätze vorherrscht,<sup>771</sup> wird für die folgende Analyse als Indikator für mündlichen Sprachgebrauch in Anlehnung an Leska eine maximale Wortanzahl von 14 angenommen; was darüber hinausgeht, wird als schriftlich eingestuft. Die Annahme dieses Wertes wird durch eine in den 1970er Jahren durchgeführte kommunikationswissenschaftliche Studie zu Wahlsendungen im Radio unterstützt, die als empirisches Maß für mittlere Verstehbarkeit gehörter Texte eine Anzahl von 14,5 Wörtern annimmt.<sup>772</sup>

In der vorliegenden Studie gilt als Wort die graphische Einheit zwischen zwei Leerzeichen, d.h. konkret gezählt wird der Text zwischen den Punkten; damit gelten Kontraktionen, wie beispielsweise die Verschmelzung *hat's*, als ein Wort im definierten Sinn.<sup>773</sup>

### ***Satzdimensionalität***

Eng verbunden mit der Satzlänge ist die *Satzdimensionalität*, die Aufschluss über die Verteilung von Haupt- und Nebensätzen, hier über die para- und hypotaktischen Strukturen eines Satzes gibt.<sup>774</sup> Sie fungiert als ein wichtiger Indikator für die Komplexität von Nachrichten, da sie einen entscheidenden Einfluss auf die Verständlichkeit von Texten hat: „Es ist hinlänglich bekannt, daß hypotaktische Konstruktionen schwerer zu verarbeiten sind als parataktische.“<sup>775</sup> In der mündlichen Kommunikation überwiegt klar

---

<sup>768</sup> Vgl. Wackernagel-Jolles (1971): S. 174.

<sup>769</sup> Vgl. Leska (1965): S. 444 und Höhne-Leska (1975): S. 43f. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt auch Weiss (1975): S. 30. An dieser Stelle sei kritisch angemerkt, dass Höhne-Leska bei der Transkription der Texte auf jegliche Interpunktion verzichtet, „um den Eindruck des Gesprochenen nicht zu stören“, wodurch jedoch eine Illustrierung der statistischen Ergebnisse anhand der Textbeispiele verwehrt wird, da sich ja die durchschnittliche Satzlänge aus der Anzahl der Wörter pro Satz ergibt. Vgl. Höhne-Leska (1975): S. 145.

<sup>770</sup> Vgl. König (1993): S. 117.

<sup>771</sup> Vgl. Rath (1985): S. 1653.

<sup>772</sup> Vgl. Fleck (1974): S. 65.

<sup>773</sup> Hier kann auch anders verfahren werden: Ruoff (1973) beispielsweise zählt auch enge Verschmelzungen in jedem Fall als zwei Wörter. In der vorliegenden Arbeit wird jedoch die computergestützte Wortzählung zur Hilfe genommen, die sich im Vergleich zum Rechenschieber, wie Ruoff ihn seinerzeit benutzen musste, als weitaus zuverlässiger erwies; diese automatische Wörterzählung legt oben genannte Einheit zwischen zwei Leerstellen zugrunde. Diese Unterschiede sind jedoch insgesamt gesehen unerheblich: „Es spielt auch gar keine Rolle, ob wir ‚und-so-weiter‘ als 1 oder 3 Wörter zählen; entscheidend wichtig ist nur, daß die Auszählung an allen Texten ganz und gar gleichartig vorgenommen werden.“ Ruoff (1973): S. 180.

<sup>774</sup> Die Unterscheidung in Parataxe und Hypotaxe ist nicht immer eindeutig zu treffen, so dass den beiden Ausprägungen ein Kontinuumcharakter zugesprochen wird. Vgl. z.B. Auer (1998). In der vorliegenden Untersuchung ist jedoch methodenbedingt eine binäre Unterscheidung zwingend. Darüber hinaus sind die uneindeutigen Fälle – wie beispielsweise abhängige Hauptsätze – häufig Phänomene spontaner gesprochener Sprache.

<sup>775</sup> Eisenberg (1994): S. 20. Vgl. auch Straßner (1982): S. 187.

der Gebrauch des syntaktisch einfachen Satzes, im Schnitt bestehen rund dreiviertel der gesprochenen Sätze aus dieser eindimensionalen Struktur.<sup>776</sup> Dabei muss jedoch deutlich werden, was genau unter einem Einfaßsatz verstanden wird, ob ausschließlich einzelne oder auch parataktisch durch Konjunktion verbundene Einfaßsätze in diese Kategorie fallen. In der vorliegenden Studie werden zunächst die einzelnen Einfaßsätze separat gezählt, um später in die Klasse der einfachen Reihen und Gefüge aufgenommen zu werden, wie im folgenden deutlich wird. Im komplexen Satz dominiert in der gesprochenen Sprache die koordinative, also parataktische Verbindung, unter den Gefügesätzen die zweiteilige Variante: Hauptsatz + ein Nebensatz.<sup>777</sup> Der Gebrauch hypotaktischer Strukturen erfolgt in der gesprochenen Sprache häufig mit *da*, *weil*, *wenn* oder in Verbindung mit *dass*. Daneben sind jedoch auch asyndetische Nebensätze ein typisches sprechsprachliches Phänomen, sie haben keine Verbschlussstellung und keine einleitende Subjunktion; in der geschriebenen Sprache werden Nebensätze mit Verbletzstellung bevorzugt, was von den meisten Sprechern in komplexeren Nebensatzkonstruktionen nicht durchgehalten werden kann.<sup>778</sup> Dies zeigt folgendes Beispiel:

- (1) Und ich hab' mir geschworen, heute klappt es.

RTL aktuell 1984

Subordinative Verbindungen, die über die Struktur HS + x hinausgehen und zusätzlich Nebensätze verschiedenen Grades beinhalten, bedeuten eine enorme Strapazierung für die Gedächtnisleistung des Zuschauers; sie werden als schriftlich eingestuft. Somit ergeben sich folgende Kategorien: Auf der Seite des mündlichen Sprachgebrauchs werden Einfaßsätze (HS), zweigliedrige Reihen (HS + HS) und zweigliedrige Gefüge (HS + NS) subsumiert, auf der schriftlichen Seite Gefüge, die über diese zweigliedrige Struktur hinausgehen (HS + x + x + n), wobei der Grad der Nebensätze nicht separat aufgeführt wird.

### ***Satzgliedposition***

Darüber hinaus wird die Besetzung entscheidender *Satzgliedpositionen* betrachtet, um damit beispielsweise das Phänomen der asyndetischen Nebensatzstellung aufzufangen und zu berücksichtigen: In der gesprochenen Sprache dominiert die Zweitstellung des finiten Verbs, je spontaner das Gespräch, desto höher liegt dieser Anteil.<sup>779</sup> Dabei stellt die Endstellung des Verbs den Vergleichswert dar, d.h. das Verhältnis dieser beiden Daten gibt Aufschluss über den Mündlichkeitsgrad des Textes: Bezogen auf Weiss' Untersuchungsergebnisse ergibt sich für eine formelle Gesprächssituation ein Verhältnis von 2:1 (Zweitstellung zu Endstellung), für eine sehr spontane und alltägliche Situation der Wert 4,7:1.<sup>780</sup> Für die vorliegende Analyse wird der untere Wert als Grenze zur Schriftlichkeit

---

<sup>776</sup> Vgl. Weiss (1975): S. 26ff. Der individuelle Durchschnitt kann themenspezifisch variieren; insgesamt besteht eine Korrelation zu sozialen Komponenten wie Bildung etc.

<sup>777</sup> Vgl. Leska (1965): S. 444 und Chafe (1982): S. 39.

<sup>778</sup> Vgl. Schwitalla (1997): S. 97f.

<sup>779</sup> Vgl. Weiss (1975): S. 75f. Vgl. zur *Verberststellung* die Kategorie *Ellipse* in dem vorliegenden Kapitel.

<sup>780</sup> Ebd. S. 76.



angenommen, d.h. liegt das Ergebnis unter dem Verhältnis 2:1, so gilt dies als tendenziell schriftlich, liegt es über diesem Verhältnis, wird dies als mündlich eingestuft.

### ***Verbal-/Nominalstil***

Laut Schwitalla kann zwar die syntaktische Komplexität in Form der Parataxe- und Hypotaxe-Verteilung als Unterscheidungskriterium für gesprochene und geschriebene Sprache gelten; allerdings werde dies in der Komplexität von Nominalphrasen deutlicher: „Mehrere untergeordnete Genitiv- und Präpositionalattribute und besonders mehrfach untergeordnete Partizipialattribute sind ein typisches Kennzeichen der heutigen Schriftsprache.“<sup>781</sup> Chafe errechnet 11,5-mal mehr Nominalisierungen in geschriebenen als in gesprochenen Texten, Untersuchungen anhand deutscher Beispiele bestätigen diese Tendenz.<sup>782</sup> Deshalb wird von Hörtexten gefordert, sie sollten stärker dem *Verbal-* statt dem *Nominalstil* folgen, da dieser häufig durch komplizierte Präpositional-, Genitiv- oder Partizipialkonstruktionen entsteht, die eine große Informationsdichte erzeugen und als Schriftsprache verständlich sein mögen, den hörenden Rezipienten jedoch überfordern können, denn verbale Konstruktionen aus dem mündlichen Sprachgebrauch vertrauter sind.<sup>783</sup> Nominalisierungen gehören zu den typischen Erscheinungen der Nachrichtensprache, da sie aufgrund der lexikalischen Dichte eine komprimierte Darstellung des Geschehens ermöglichen.<sup>784</sup> Auch rein syntaktisch stellen sie einen Beitrag zur sprachlichen Ökonomie dar, denn mit Hilfe von Nominalisierungen können Nebensätze vermieden werden. Daneben vermutet Straßner, die Journalisten huldigten mit der Verwendung von Substantiven „der Ideologie, die ihnen ein veralteter und falscher grammatischer Begriff vorgibt, daß *Hauptwörter* wirklich das Hauptmaß an Inhalt und Sinn vermitteln können.“<sup>785</sup> Als Beispiel dient folgende Formulierung:

- (2) Entgegen den optimistischen Berichten von einer fortschreitenden Normalisierung und einer Verbesserung der Lebensbedingungen im Lande sieht die Realität des Alltags für viele Polen noch immer mehr als trüb aus.  
Tagesthemen 1983

Löst man die Konstituentenstruktur dieser Nominalgruppe auf, so zeigt sich eine hochkomplexe Struktur, da die Attribute zu dem Substantiv *Realität* mehrfach gestuft sind: Die erste Nominalphrase *Entgegen den optimistischen Berichten* in Form eines Präpositionalattributs beinhaltet ein attributives Adjektiv; dem folgt eine weitere Nominalphrase *von einer fortschreitenden Normalisierung und einer Verbesserung im Lande*, die ihrerseits aus einem zweiteiligen Präpositionalattribut besteht (*von einer Normalisierung und einer Verbesserung*), das durch ein attributives Partizip (*fortschreitenden*) erweitert wird; dem folgt ein weiteres untergeordnetes Genitivattribut (*der Lebensbedingungen*) und ein Präpositionalattribut (*im Lande*). Dies führt zu einer mehrstufigen Struktur.

---

<sup>781</sup> Schwitalla (1997): S. 99.

<sup>782</sup> Vgl. Chafe (1982): S. 39f. Für das Deutsche vgl. Heinze (1979): S. 214.

<sup>783</sup> Vgl. Straßner (1980a): S. 223f.

<sup>784</sup> Vgl. z.B. Straßner (1991): S. 177.

<sup>785</sup> Ebd. S. 177f.

Der folgende Vorschlag einer Umformulierung zumindest der Nominalphrase in einen *das*-Nebensatz entspricht eher den Strukturen des mündlichen Sprachgebrauchs, denn „beim Sprechen bevorzugt wird Gliedsätze, beim Schreiben komplexe Nominalphrasen und attributive Nebensätze.“<sup>786</sup>

- (3) Entgegen den optimistischen Berichten, dass sich die Lebensbedingungen im Lande fortschreitend normalisieren und verbessern, sieht die Realität [...].

Dass die Benutzung des Verbalstils in der Nachrichtensprache nicht unmöglich ist, zeigt folgende Formulierung mit Hilfe zweier Nebensätze:

- (4) Nachdem der Vorstand verkündet hat, dreitausend Stellen abzubauen [...].  
Tagesthemen 1994

Denn an dieser Stelle wäre durchaus auch eine Nominalisierung mit Hilfe von Präpositional- und Genitivattributen möglich gewesen:

- (5) Nach der Verkündung des Abbaus von dreitausend Stellen [...].

Somit indiziert das Verhältnis vom Verbal- zum Nominalstil den Mündlichkeits- bzw. Schriftlichkeitsgrad eines Textes, je höher das Verhältnis zu Gunsten verbaler Formulierungen liegt, desto mündlicher der Text. Aus diesem Grunde wird in der vorliegenden Untersuchung neben den absoluten Werten auch das Verhältnis zueinander berechnet, da auf diese Weise Veränderungen am augenfälligsten werden.

### ***Tempus***

Die häufigste Tempusform der gesprochenen Sprache ist das Präsens, da auch für zukünftige Ereignisse, für die im Prinzip auch das Futur zur Verfügung steht, das Präsens eingesetzt wird, wobei der Gebrauch mit der Verwendungssituation korreliert: Je informeller die Sprechsituation ist, desto häufiger wird Präsens benutzt.<sup>787</sup> Auch Vergangenes wird in Erzählungen im Präsens ausgedrückt, man denke hier an den stilistischen Kunstgriff des historischen Präsens, das eine stärkere Verlebendigung und Vergegenwärtigung bewirkt.<sup>788</sup> Das zeigt sich beispielsweise in folgender Anmoderation:

- (6) Was die Haushaltsdebatte heute so spannend gemacht hat, das war: Der Kanzler tritt an.  
Tagesthemen 1999

Um Vergangenes auszudrücken, stehen – neben Präsens und Plusquamperfekt – das Perfekt und Präteritum zur Verfügung, deren Verhältnis nicht unproblematisch ist und häufig und ausführlich diskutiert wird. Dabei gehen die Meinungen, inwieweit diese beiden Vergangenheitsformen auch gegenseitig ersetzbar sind, auseinander: Auf der einen Seite wird behauptet, dass die beiden Formen nie ausgetauscht werden könnten, da das Perfekt Präsens-Merkmale besitze, die dem Präteritum fehlten.<sup>789</sup> „Das Perfekt unterstreicht also nicht die Trennungslinie zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart, sondern schließt

---

<sup>786</sup> Schwitalla (1997): S. 97.

<sup>787</sup> Vgl. Dittmann (1976): S. 238f.

<sup>788</sup> Vgl. z.B. Koch/Oesterreicher (1994): S. 590.

<sup>789</sup> Vgl. Engel (1996): S. 496.

das Vergangene für das Besprechen in der gegenwärtigen Situation ein. Die Vergangenheit, auf die man sich mit dem Perfekt beziehen kann, ist folglich eine Vergangenheit, die zur Gegenwart gehört und in ihr nachwirkt.<sup>790</sup> Darüber hinaus vermerkt Weinrich in seiner *Textgrammatik*, dass Perfekt und Präteritum opponierenden Tempus-Registern angehören, also unterschiedliche Sprecherhaltungen zum Ausdruck bringen: Während das Perfekt dem Register *Besprechen* zugeordnet wird und dem Hörer eine gespannte Rezeptionshaltung nahe legt, vermittelt das Präteritum im Register *Erzählen* dem Hörer eine entspannte Rezeptionshaltung.<sup>791</sup> Auf die Nachrichtensprache übertragen, könnte hiermit die Hypothese aufgestellt werden, dass im Rahmen der genannten Boulevardisierungstendenzen, die durch die Betonung des Sensationellen einer Information eine stärkere Zuschauereinbindung anstreben, eine Zunahme des Perfektgebrauchs anzunehmen ist.

Auf der anderen Seite wird die Meinung vertreten, dass Perfekt und Präteritum häufig ohne Bedeutungsänderung ausgetauscht werden könnten: „Meist wird angenommen, daß der Zeitbezug von Pf [Perfekt] und Prät [Präteritum] weitgehend identisch sei, das Pf sich aber dadurch auszeichne, daß es einen Vorgang als abgeschlossen signalisiere.“<sup>792</sup> Dieser Unterschied führt in bestimmten Beispielen dazu, dass die beiden Formen nicht vollkommen bedeutungsgleich verwendet werden können, was an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden soll.<sup>793</sup> Wichtig ist hier die Verteilung bezüglich mündlicher und schriftlicher Äußerungen: In schriftlichen Formulierungen herrscht die Präteritumsform vor: Laut DUDEN wird in der Schriftsprache Vergangenes zu 38% im Präteritum und nur zu 5,5% im Perfekt ausgedrückt, laut Schwitalla liegt dieser letzte Wert sogar nur bei 0,28%<sup>794</sup> Dagegen überwiegt im mündlichen Gespräch das Perfekt, die Verwendung dieser Form in konstruierten Texten beeinflusst die Verständlichkeit daher positiv.<sup>795</sup> Zwar können aus dem Verhältnis von Perfekt- und Präteritumsgebrauch keine weitreichenden Schlüsse gezogen werden, da die geringere Häufigkeit des Präteritums gegenüber dem Perfekt ein Merkmal oberdeutscher Mundart ist und in Gegenden, in denen das Präteritum noch erhalten ist, dieses ungefähr genauso häufig wie das Perfekt verwendet wird.<sup>796</sup> Dennoch ist die Verschiebung der Ergebnisse augenfällig. Aus diesem Grunde wird in der vorliegenden Untersuchung neben den absoluten Häufigkeiten der Präteritum- und Perfektformen auch deren Verhältnis zueinander betrachtet.

### *Ellipse*

Schon lange wird die syntaktische Ellipse, also „die Ersparung von Redeteilen“<sup>797</sup>, in der Sprachwissenschaft nicht mehr als Mangel angesehen, als defizitäre Struktur, die gegen die

---

<sup>790</sup> Weinrich (1993): S. 224.

<sup>791</sup> Ebd. S. 198.

<sup>792</sup> Eisenberg (1994): S. 125.

<sup>793</sup> Vgl. dazu z.B. Eisenberg (1994): S. 125f.

<sup>794</sup> Vgl. Duden (1998a): S. 145 und Schwitalla (1997): S. 101.

<sup>795</sup> Vgl. z.B. Weber (1980): S. 45, Weinrich (1993): S. 224, 227, Eisenberg (1994): S. 125.

<sup>796</sup> Vgl. z.B. Lindgren (1975) und Schwitalla (1997): S. 101.

<sup>797</sup> Duden (1998a): S. 636. Vgl. auch Bühler (1934).

Regeln der Grammatik verstößt. Zwar genügt sie aus rein formaler Perspektive nicht den klassischen Vollständigkeitskriterien – per definitionem bezeichnet die Ellipse unvollständige oder reduzierte Sätze –, aber sinnvoll eingesetzt, kann auch die Kurzform eines Satzes ohne Minderung der Verständlichkeit das jeweilige Kommunikationsziel erreichen, so dass sie unter dieser Prämisse als vollständig angesehen werden kann.<sup>798</sup> Damit wird die Ellipse aus funktionaler Perspektive als autonome Konstruktion behandelt und nicht als Reduktion eines entsprechend vollständigen Satzes, der gerade in der gesprochenen Sprache mitunter überhaupt nicht abgeleitet werden kann. Und mehr noch: Diese Art der Sprachökonomie kann das Verständnis seitens des Empfängers sogar noch steigern, da überflüssige Satzelemente, die beim Hören „mitgedacht“ werden, weggelassen werden.<sup>799</sup> „Was allen Ellipsen-Bildungen gemeinsam ist, ist ein erhöhter Grad der Anbindung an mitverstandene Hintergrundinformation, Ergänzbares wird eingespart.“<sup>800</sup> Dabei ist die Ellipse meist rhematisch orientiert: „Wenn klar ist, worüber gesprochen wird, dann sprechen wir nur das aus, was eine neue Information liefert.“<sup>801</sup> Diese Anpassung an die kommunikativen Gegebenheiten und Bedürfnisse stellt somit keine Nachlässigkeit, sondern vielmehr „eine aktive Leistung des Sprechers“<sup>802</sup> dar. Gerade deshalb ist sie eine beliebte rhetorische Figur der Massenmedien, da aufgrund des eng gesteckten Zeitrahmens jede Einsparungsmöglichkeit gerne genutzt wird. Ein Beispiel dafür ist die „nachrichtentypische“ Ellipse *Aus Washington Klaus Kleber*, in der sogar das Verb ausgelassen wird, das ansonsten im Satz eine zentrale Funktion erfüllt.

Obwohl als rhetorisch-stilistisches Mittel literarisch einsetzbar, gilt die Ellipse dennoch als ein Kriterium für Mündlichkeit: Engel gibt das Verhältnis von elliptischen Satzformen zu vollständigen Verbalsätzen mit 1:1,27 für das gesprochene Korpus und mit 1:76,5 für das geschriebene Korpus an.<sup>803</sup> Die Werte variieren im Hinblick auf zahlreiche Variablen, z.B. Bildung des Sprechers, Sprechsituation etc. Wichtig ist hier die Tendenz der vermehrten Benutzung in der gesprochenen Sprache. Eine weitere wichtige Variable ist die Definition von Ellipsen, die in der vorliegenden Untersuchung aus forschungsökonomischen Gründen nicht zu detailliert ausfallen darf, da hier nicht die Veränderung bestimmter Ellipsentypen interessiert, sondern ein allgemeiner Trend beschrieben werden soll. Darüber hinaus ist im vorliegenden Fall eine weitere Untergliederung innerhalb dieser Kategorie nicht von Nöten, da aufgrund der schriftlichen Vorformulierungen in der Regel keine spontanen oder durch den Gesprächspartner verursachte Satzabbrüche zu erwarten sind, die im Vergleich zu einer „geplanten“ Ersparung separat markiert werden müssten.<sup>804</sup> Aus diesem Grunde wird Bühlers Definition zugrunde gelegt, nach der solche Sätze als Ellipse bezeichnet werden, „in denen wirklich eine echte syntaktische Vollendung innerlich erfordert, aber äußerlich nicht geleistet wird, weil sie kontextlich überflüssig erscheint.“<sup>805</sup>

---

<sup>798</sup> Bühler (1978): S. 166f. Vgl. auch Rath (1979), Schlobinski (1997): S. 15f., Busler/Schlobinski (1997).

<sup>799</sup> Vgl. Förster (1990): S. 154.

<sup>800</sup> Bierwisch (1994): S. 268.

<sup>801</sup> Schwitalla (1997): S. 69.

<sup>802</sup> Scherer (1984): S. 155.

<sup>803</sup> Vgl. Engel (1974): S. 205.

<sup>804</sup> So z.B. Weiss (1975): S. 31ff.

<sup>805</sup> Bühler (1965): S. 166f.

Werden kohärenzstiftende Elemente wie Konjunktionen, Pronomina oder Adverbien ausgelassen, kann es zu einer *Verberstellung* im Satz kommen, „die in geschriebenen Texten verpönt“<sup>806</sup> wäre. Dadurch entsteht eine engere Anbindung an den vorangegangenen Satz, da das Vorfeld unbesetzt bleibt und damit das Verb die Spitzenstellung einnimmt. Diese syntaktische Struktur nimmt zu, je informeller das Gespräch ist.<sup>807</sup> Aus der Umgangssprache sind viele stereotype Ausdrücke vertraut, die gerade in Dialogen Gebrauch finden und Zustimmung oder Ablehnung ausdrücken, wie *ist schon klar*, *wird gemacht* oder *kommt gar nicht in Frage*. Ein Beispiel dazu aus den Anmoderationen, in dem das Pronomen ausgelassen wird:

- (7) Tut sie eh wegen des Außenministertreffens der G8-Staaten.  
Tagesthemen 1999

Ausnahme bildet hier der Imperativ, der zwar auch eine Verberstellung aufweist, jedoch ohne Auslassung von Redeteilen, so dass diese Struktur nicht mitgezählt wird.

### **Satzklammer**

Ein markantes Konstruktionsmerkmal vieler Sätze der deutschen Sprache sind die Satz- oder Verbalklammern, deren Bestandteile Vor- und Nachverb aufgrund der zweiteiligen Verbform jeweils zwischen Vor- und Mittelfeld bzw. Mittel- und Nachfeld angesiedelt sind:<sup>808</sup>

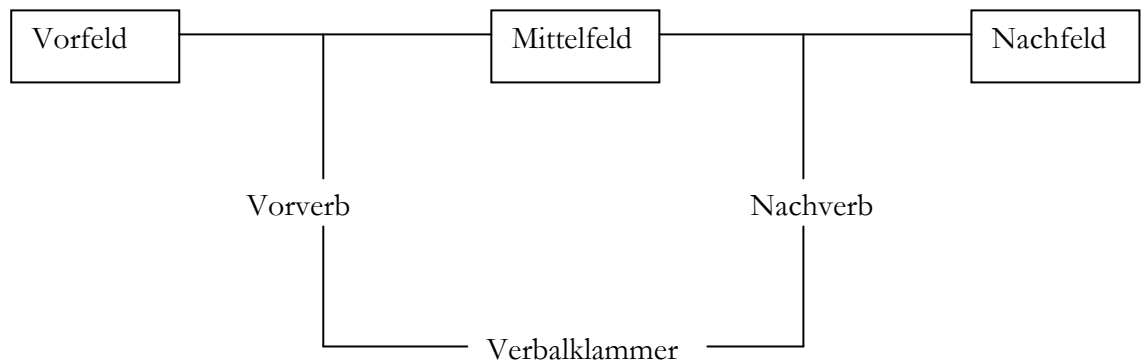


Abb. 16: Verbalklammer nach Weinrich (1993)

Es lassen sich sechs Arten der Satzklammer unterscheiden:<sup>809</sup>

<sup>806</sup> Schwitalla (1997): S. 72. Vgl. auch Weinrich (1993): S. 78f.

<sup>807</sup> Vgl. Weiss (1975): S. 93f.

<sup>808</sup> Vgl. Weinrich (1993): S. 60.

<sup>809</sup> Vgl. Muckenhaupt (2000): S. 80. Hier sind andere Untergliederungen möglich, die jedoch aufgrund der Komplexität, die an dieser Stelle unter forschungsökonomischen Gesichtspunkten nicht sinnvoll ist, nicht referiert werden sollen. Vgl. z.B. Weinrich (1993): S. 33ff.

- Analytische Verbform: Noch *haben* die Gewerkschaften des öffentlichen Dienstes ihre Hoffnung auf eine Tarifeinigung nicht ganz *aufgegeben*.
- Modalverb + Infinitiv: Die fünf größten deutschen Privatbanken *wollen* ihren Kunden für das Geldabheben an Automaten wechselseitig keine Gebühren mehr *berechnen*.
- Trennbares Verb oder Verbalverknüpfung: Am Donnerstag *stimmt* der Bundestag über das Ergebnis des Vermittlungsausschusses *ab*.
- Kopula + Prädikativ: Doppel-Olympiasiegerin Katja Seitzinger *ist* um zwei Trophäen *reicher*.
- Feste Verbindung: Heute nun *legten* die Arbeitgeber ein Angebot *auf den Tisch*.
- Funktionsverbgefüge: Nach langwierigen Verhandlungen *stellt* der neu gegründete deutsch-tschechische Zukunftsfond 11,65 Millionen Mark für eine erste Zahlung an überlebende KZ-Insassen in Tschechien *zur Verfügung*.

Ein Problem für die Verständlichkeit gehörter Texte bilden *überdehnte Satzklammern*, die aufgrund mehrteiliger Ergänzungen im Mittelfeld entstehen und die zweiteilige Verbform zusätzlich spreizen. Damit kann das Speichervermögen des Rezipienten überfordert werden, der bis zum Satzende den gesamten Satzinhalt memorieren und begreifen muss. Denn nachdem er den ersten Teil der Klammer gehört hat, setzt bereits ein provisorisches Verständnis ein, da der Hörer aufgrund seiner Kenntnis der Sprache eine bestimmte Bedeutung mit diesem Sprachzeichen verbindet, er konstruiert den Fortgang des Satzes innerlich mit und entwirft ihn auf ein Ende hin. Dieser Hörer-Entwurf entspricht jedoch nicht unbedingt dem tatsächlich Folgenden, so dass assoziativer Raum für andere mögliche Ergänzungen gelassen werden muss. Damit tritt eine gewisse Spannung und Erwartung ein, wie denn der Satz tatsächlich zu Ende geführt wird. „Daraus folgt als gedächtnispsychologisch begründete Sprachnorm, daß die Klammer nur so weit gedehnt werden darf, wie es die Kapazität des Kontextgedächtnisses zulässt.“<sup>810</sup> In vielen Fällen wird zwar die Erwartung des Hörers aufgrund des Kontextes erfüllt, aber nicht mit Sicherheit, so dass im Prinzip die Bedeutung des Gesamtverbs so lange offen gehalten werden muss, bis das Nachverb tatsächlich vernommen wurde. Das verdeutlicht folgendes Beispiel einer Anmoderation:

- (8) Aber es ist offenbar möglich, denn die italienische Regierung hat für die Dauer der Ferienmonate das Tempolimit auf Autobahnen von 140 auf 110 Stundenkilometer und auf Landstraßen von 110 auf 90 herabgesetzt.  
Tagesthemen 1988

Zwar legt der Kontext die genannte oder eine ähnliche Formulierung aus diesem semantischen Feld nahe; leichter verständlicher wäre jedoch folgende Konstruktion mit Hilfe eines Nachtrages:

- (9) [...] denn die italienische Regierung hat für die Dauer der Ferienmonate das Tempolimit herabgesetzt, (und zwar) auf Autobahnen von 140 auf 110 Stundenkilometer und auf Landstraßen von 110 auf 90.

Die Spannung zwischen Vorverb und Nachverb kann unterschiedlich ausfallen, da beispielsweise bei Bewegungsverben das Nachverb lediglich die genaue Richtung festlegt

---

<sup>810</sup> Weinrich (1993): S. 356f.

(*gehe – weg*), so dass die Spannung relativ gering sein kann. In der Regel jedoch besitzt das Vorverb einen weniger spezifischen Bedeutungsinhalt, z.B. im Fall der Kopula-, Hilfs- und Modalverben, so dass das Nachverb, das die Gesamtbedeutung deutlich werden lässt, mit Spannung erwartet wird.

Es wird deutlich, dass eine überdehnte Satzklammer je nach „Überdehnungsgrad“ eher dem schriftsprachlichen Gebrauch zuzurechnen ist, und nicht nur aufgrund der Rezeptionsbedingungen, denn auch die Produktion erweist sich im mündlichen Austausch als schwierig, so dass komplexe Ergänzungsstrukturen hier häufig mit Hilfe einer Ausklammerung oder eines Nachtrages vermieden werden, wie im Folgenden ausgeführt wird. In der vorliegenden Studie gilt eine Satzklammer als überdehnt, wenn Vor- und Nachverb von mehr als drei Ergänzungen unterbrochen werden. In Beispiel (8) wird diese Zahl deutlich überschritten, da hier das Objekt von insgesamt sechs Attributen ergänzt wird:

Aber es ist offenbar möglich, denn die italienische Regierung hat  
für die Dauer  
der Ferienmonate  
das Tempolimit  
auf Autobahnen  
von 140 auf 110 Stundenkilometer  
und auf Landstraßen  
von 110 auf 90  
herabgesetzt.

Aufgrund der Komplexität und der damit verbundenen Verständnisschwierigkeiten sollten derartige Konstruktionen gemieden werden, da sie zu stark schriftsprachlich orientiert sind. Die empirische Untersuchung wird zeigen, inwieweit die Moderatoren dies zu berücksichtigen suchen.

### ***Herausstellung***

Um überdehnte Satzklammern zu vermeiden, können *Ausklammerungen* benutzt werden, wobei die natürliche SPO-Stellung invertiert und Ergänzungen bei einem mehrteiligen Prädikat hinter das finite Verb ins Nachfeld gesetzt werden:

„Grammatisch notwendig ist das nie. Doch können stilistische Gründe eine Ausklammerung nahelegen. Generell spielt die Länge des Elements eine Rolle; so werden umfangreiche Satzglieder und längere Nebensätze häufig ausgeklammert. [...] Einzelne Satzglieder können ausgeklammert werden, wenn man sie als unwichtig nachtragen oder aber – umgekehrt – durch Nachtrag besonders herausheben will.“<sup>811</sup>

Dies illustriert folgendes Beispiel:

- (10) Und bis heute konnten sich die Standesbeamten mit den stolzen Eltern nicht so richtig einigen über den Geburtsort des stolzen Sprösslings [...].  
RTL aktuell 1989

Hier werden das Präpositional- und Genitivattribut aus der Verbalklammer herausgenommen und ins Nachfeld gestellt. Auch wenn über die Korrelation zwischen Ausklammerung und mündlichem bzw. schriftlichem Sprachgebrauch keine Einigung herrscht, wird diese Konstruktion in der vorliegenden Arbeit der mündlichen Rede zugerechnet, da

---

<sup>811</sup> Duden (1998a): S. 720.

in den Ausführungen zur Satzklammer deutlich wurde, dass bei umfassenden Ergänzungen innerhalb dieser Klammer Produktionsschwierigkeiten auf Sprecher- bzw. Rezeptionsschwierigkeiten auf Hörerseite auftreten können, wenn die schriftliche Form, die die Möglichkeit der Korrektur bzw. des wiederholten Lesens ermöglicht, fehlt.<sup>812</sup> Somit bildet die Ausklammerung das „mündliche Gegenstück“ zur Satzklammer.

Ebenso kann die Grundstellung eines Satzes invertiert werden, um Teile daraus ins Vorfeld zu stellen. Dies kann geschehen, wenn der Sprecher etwas als bekannt voraussetzt oder sinnvoll an den vorhergehenden Satz aus Gründen der Thema-Rhema-Struktur anschließen will. Hier spricht man von *Gegenstellung* oder *Inversion*.<sup>813</sup> Wird ein Satz jedoch invertiert und werden Teile daraus ins Vorfeld gestellt, um diese Teile besonders zu exponieren und zu betonen, spricht man von *Ausdrucksstellung*.<sup>814</sup> Diese Typen von Herausstellungen werden aus dem mündlichen Sprachgebrauch kopiert, indem für den Sprecher wichtige Inhalte entweder vorwegnehmend an den Anfang oder herauszögernd an das Ende eines Redebeitrags gesetzt werden. Diese Topikalisierung kann eine Thema-Rhema- in eine Rhema-Thema-Struktur verwandeln.<sup>815</sup> Tendenziell ist der rechte Randplatz des Satzes rhematisch, das Vorfeld thematisch, „aber wie beim Vorfeld, bei dem auch rhematische Elemente begegnen, sind umgekehrt beim Nachfeld auch thematische Elemente möglich.“<sup>816</sup> Diese Struktur begegnet häufiger in der gesprochenen Sprache: „Der Sprecher sagt das ihm wichtig Erscheinende – und das ist für den Hörer meist das Neue – zuerst, und erst allmählich führt er ergänzend sein Gespräch dorthin, wo der Hörer nun rückwirkend auch den Anfang, der eigentlich das Ende sein sollte, versteht.“<sup>817</sup> So lautet z.B. der erste Satz einer Anmoderation:

- (11) Keine gemeinsame Antwort auf die Forderungen der hungerstreikenden RAF-Häftlinge haben die Justizminister der Länder und des Bundes heute finden können.  
Tagesthemen 1989

Hier wird die SPO-Stellung invertiert, indem das Objekt das Vorfeld besetzt, wodurch eine Rhema-Thema-Struktur entsteht. Da dieser Satz der erste dieser Anmoderation ist, dient diese Topikalisierung dazu, die eigentliche Information – dass keine Lösung gefunden wurde – für den Zuschauer deutlich an den Anfang zu stellen. Damit wird jeglicher Spannungsaufbau vermieden, da das Ergebnis der Beratung vorweggenommen wird, wodurch der mögliche Eindruck einer auf Sensation ausgerichteten Anmoderation vermieden wird.

Es wird deutlich, dass die Besetzung der strukturell möglichen Positionen nicht schematisch abläuft. Die Herausstellung aus Gründen der Anschlussfähigkeit kann das Verständnis erleichtern, da zusammengehörige Satzglieder nicht unterbrochen und im Gedächtnis behalten werden müssen. So werden im Vorfeld Elemente erwartet, die direkt

---

<sup>812</sup> Vgl. Polenz (1966): S. 11ff., Schwitalla (1997): S. 82 und Weiss (1975): S. 92.

<sup>813</sup> Vgl. Duden (1998a): S. 719.

<sup>814</sup> Ebd.

<sup>815</sup> Vgl. Firbas (1992): S. 125

<sup>816</sup> Eroms (2000): S. 381f.

<sup>817</sup> Steger (1979): S. 167.



an den vorangegangenen Kontext anknüpfen, wie z.B. in der folgenden Anmoderation, in der mit Hilfe der Vorfeldbesetzung *Worüber* direkt an den Vorsatz angeschlossen wird:

- (12) Wirkung, meint Rot, habe es wohl auch gehabt, dass er mit seinem Gemüse zu reden pflege. Worüber, will er nicht verraten, und der Kohl schweigt.  
Tagesthemen 1989

Die tatsächliche Intention des Sprechers – Voraussetzen von Bekanntheit oder Exponierung – ist jedoch bekanntlich nicht zugänglich und verbleibt auf der Ebene der Interpretation, wenn wie im vorliegenden Fall keine direkten Nachfragen möglich sind. Zudem könnten auch noch andere Motive dazu führen, wenn statt der klassischen SPO-Stellung eine invertierte Form gewählt wird. Als Indikator für die Bestimmung der Thema- oder Rhemabewertung fungieren die Intonationskonturen der Sätze, insbesondere die Akzentregelungen, die jedoch nicht immer eindeutig bestimmbar sind. So kann bei den folgenden Anmoderationen nicht eindeutig entschieden werden, welche Formulierung dem mündlichen Sprachgebrauch näher liegt, insbesondere wenn keine explizite Intonierung erkennbar wird:

- (13) Für das kommende Jahr schlug Gorbatschow ein vorgezogenes europäisches Gipfeltreffen vor.  
Tagesthemen 1994
- (14) Gorbatschow schlug für das kommende Jahr ein vorgezogenes europäisches Gipfeltreffen vor.

Aus diesem Grunde werden diese Typen der *Vorfeldbesetzung* nicht in die Zählung mit einfließen, da die Korrelation zum mündlichen bzw. schriftlichen Sprachgebrauch nur schwer erkennbar wird. Statt dessen sollen andere Herausstellungstypen an den Satzrändern, also im Vor- und Nachfeld, betrachtet werden, die gerade in der Syntax des mündlichen Sprachgebrauchs zur Betonung bestimmter Aspekte benutzt werden, wie z.B. *Links-* bzw. *Rechtsversetzungen*, *Freies Thema*, *Apposition*, *Extraposition*, *Nachtrag*.<sup>818</sup> Schon 1959 beschreibt Klaus Baumgärtner in seinen Beobachtungen der Umgangssprache in Leipzig solche Phänomene als *Herausstellung* und *Nachtrag*,<sup>819</sup> ihm folgen zahlreiche neue Bezeichnungen und Definitionsversuche, die an dieser Stelle nicht diskutiert werden sollen.<sup>820</sup> Vielmehr gilt es, für die folgende Analyse eine nicht zu eng gefasste Arbeitsdefinition zu finden, da eine Aufspaltung in viele spezielle Einzelphänomene eine zu schmale Datenbasis produziert, die für eine Auswertung wenig hilfreich ist. Darüber hinaus sind eindeutige Zuordnungen häufig sehr problematisch, da die Übergänge zwischen ähnlichen Phänomenen – wie der *Linksversetzung* und dem *Freien Thema* – fließend sind, insbesondere in den Fällen, in denen die Intonationskontur als Abgrenzungskriterium gilt; hier rücken subjektive Festlegungen in den Vordergrund.<sup>821</sup> Deshalb sollen unter die Oberbegriffe *Links-* und *Rechtsversetzung* auch leichte Varianten der Herausstellung subsumiert werden. So gilt als klassische Linksversetzung das Beispiel:

- (15) Und der Bundesfinanzminister, der weiß das genau sogar.  
RTL aktuell 1984

---

<sup>818</sup> Vgl. ausführlich dazu: Altmann (1981).

<sup>819</sup> Vgl. Baumgärtner (1959).

<sup>820</sup> Vgl. dazu Altmann (1981): S. 37ff. und Scheutz (1997).

<sup>821</sup> Vgl. Scheutz (1997): S. 34f.

Ein satzgliedwertiger Ausdruck steht im Vorfeld mit Referenz zum darauffolgenden Satz, der z.B. ein Demonstrativpronomen enthält, d.h. das für die Aussage wichtigste Satzglied zuerst genannt, um nachträglich durch eine pronominale oder adverbiale Wiederaufnahme in den Satz eingegliedert zu werden. Es besteht eine Kongruenz in Kasus, Numerus und Genus; beim Sprechen entsteht keine Pause. Durch eine Linksversetzung entsteht ein thematischer Akzent: „Die Hauptfunktion solcher Voranstellungen ist eine Planungserleichterung für den Sprecher und eine Verstehenserleichterung für den Hörer, weil zuerst eine kognitive Einheit genannt wird (Thema), zu der anschließend etwas ausgesagt wird.“<sup>822</sup>

Analog zur Linksversetzung funktioniert die sprachliche Strategie der *Rechtsversetzung* oder *Nachfeldbesetzung*, jedoch steht hierbei der satzgliedwertige Ausdruck isoliert am Ende des Satzes im Nachfeld und referiert auf ein vorangegangenes Pronomen o.Ä. Neben der Möglichkeit, bestimmte Satzglieder damit hervorzuheben und zu betonen, tritt diese Konstruktion gerade in Gesprächssituationen aufgrund einer unzureichenden Satzplanung vermehrt auf, d.h. es wird nachträglich etwas inhaltlich Ergänzendes hinzugefügt, obwohl der Satz als syntaktische Konstruktionseinheit im Prinzip bereits abgeschlossen ist.<sup>823</sup> Die Nachfeldbesetzung ist somit „ein weiteres Zeugnis für das schubweise Voranbringen der Rede,“<sup>824</sup> wenn der Redner seine Aussage nachträglich präzisiert oder weitere Informationen nachliefert. Damit stellt diese Konstruktion ein für die gesprochene Sprache besonders leistungsfähiges Konstruktionsmerkmal dar, „denn durch den reihenden Nachtragstil ist es möglich, ohne Reflexion auf syntaktische Normen ein Maximum an Information mit wenigen einfachen Strukturmustern verstehbar zu übermitteln.“<sup>825</sup> In der direkten Interaktion entsteht diese Nachfeldstruktur häufig, wenn die erwartete Handlung ausbleibt und der Sprecher noch einmal das Wort ergreift.<sup>826</sup> Die Grenzen werden beim Sprechen in der Regel durch eine Pause markiert, bei der Transkription durch ein Komma. In diese eng gefasste Definition werden auch appositive und appositionsähnliche Strukturen gefasst, die entweder am Anfang oder am Ende eines Satzes stehen, wie in folgenden Beispielen:

- (16) Seit 30 Jahren gibt's diese Küsserei dort schon, um die Wurst, in diesem Dorf.  
RTL aktuell 1984
- (17) Die Beamten wollen nämlich mehr davon, vier Prozent, um's genau zu sagen.  
RTL aktuell 1984

Die aufgeführten Herausstellungstypen – Ausklammerung, Vorfeldbesetzung, Links- und Rechtsversetzung – werden nach der Einzeldarstellung in der Kategorie *Herausstellungstypen insgesamt* zusammengefasst – hier ohne Vorfeldbesetzung, wie oben ausgeführt –, um einen Gesamttrend zu markieren.<sup>827</sup>

<sup>822</sup> Schwitalla (2001): S. 899. Vgl. dazu auch Fluck (1989): S. 254. Der ehemaligen *Tagesthemen*-Moderatorin Gabi Bauer wird ein auffälliger Gebrauch der Linksversetzung nachgesagt. Vgl. FAZ vom 5.4.2001, S. 50.

<sup>823</sup> Vgl. Weinrich (1993): S. 83.

<sup>824</sup> Schwitalla (1997): S. 81.

<sup>825</sup> Weiß (1975): S. 82. Vgl. auch Weinrich (1993): S. 83ff.

<sup>826</sup> Vgl. Schwitalla (1997): S. 80f.

<sup>827</sup> Altmann zählt die Ausklammerung nicht zu den *Herausstellungen*, sondern zu dem Bereich der *Felderfüllung*. Vgl. Altmann (1981): S. 67. Ich schließe mich mit meiner Kategorie *Herausstellungstypen insgesamt* im Sinne des o.g. Gesamttrends anderen Ansätzen an, vgl. z.B. Duden (1998a): S. 720.

## ***Parenthesen***

Im Gegensatz zu den aufgeführten Herausstellungstypen wirkt sich die Benutzung von *Parenthesen* oder *Schaltsätzen* verständniserschwerend aus: Obwohl sie auch im mündlichen Sprachgebrauch häufig vorkommen, wenn ein Sprecher spontan einen neuen oder erklärenden Gedanken in den laufenden Satz einfügt, wird damit die Gedächtnisleistung des Zuhörers strapaziert, wie in folgendem Beispiel:

- (18) Just in dem Moment, als der Gipfel gestern scheiterte – und dies vor allem an Fragen der Agrarpolitik –, hat die Arbeitsgemeinschaft für Verbraucher in Bonn neue Zahlen vorgelegt.  
Tagesthemen 1983

Hier wird mit Hilfe der Parenthese eine Erklärung für das Scheitern des Gipfels in den Satz eingeflochten, um direkt danach die eigentliche Information dieses Satzes zu liefern. Aber nicht nur für den Hörer stellt sich diese Informationsdichte als problematisch dar, auch für den Sprecher bedeutet es eine kognitive Leistung, den Satz zu unterbrechen und grammatisch korrekt fortzuführen. In spontan gesprochenen Äußerungen gelingt dies häufig nicht: „In den meisten Fällen bringt der Schaltsatz daher auch einen Abbruch der ihm vorangegangenen Satzkonstruktion mit sich und damit auch einen Sprung in der gesamten Aussageinheit.“<sup>828</sup> Damit gelten für die folgende Kategorisierung Parenthesen als schriftliches Phänomen, denn sie werden ausschließlich dazu eingesetzt, möglichst viele Informationen auf engem Raum unterzubringen; und sie entstehen nicht in spontanen Situationen.

Entgegen der Auffassung, dass Parenthesen eingeschobene Hauptsätze sind,<sup>829</sup> soll für diese Analyse folgende Arbeitsdefinition gelten:

„Ein Schaltsatz liegt dann vor, wenn in einen Aussagesatz ein Satz – meist unverbunden – eingefügt wird, der einen Metakommentar über das Gesagte enthält. [...] Es handelt sich dabei nicht um eine koordinative Verknüpfung, da die beiden Sätze nicht gleichberechtigt nebeneinanderliegen; vielmehr stellt der Schaltsatz einen parenthetischen Einschub in den Ausgangssatz dar. Schaltsätze können in Haupt- und Nebensätze eingefügt werden, sie können Haupt- und Nebensatzwortstellung haben und auch in verkürzter Form auftreten.“<sup>830</sup>

Parenthesen können durch Kommata, Klammern oder Gedankenstriche gekennzeichnet werden und gelten als satzbezogenes Pendant zur Apposition. Da sie textkomprimierend wirken, könnten sie ein beliebtes Mittel für das Verfassen von Anmoderationen sein; da sie aber gleichzeitig eine Verständnishürde darstellen, wird erst die empirische Analyse zeigen, inwieweit die Parenthese eingesetzt wird.

## ***Direkte – indirekte Rede***

In den Bereich des *Involvements* gehört auch die Eigenart mündlichen Erzählens, Zitate in *direkter Rede* zu benutzen, während in der schriftlichen Version die *indirekte Rede* vorherrscht.<sup>831</sup> Bei der direkten Redewiedergabe übernimmt der Sprecher die Originalform

---

<sup>828</sup> Weiss (1975): S. 58.

<sup>829</sup> Vgl. z.B. Eisenberg (1994): S. 255.

<sup>830</sup> Hentschel/Weydt (1994): S. 367f.

<sup>831</sup> Vgl. z.B. Koch/Österreicher (1994): S. 590. Auch hier ergeben Beobachtungen, dass gerade im mündlichen Sprachgebrauch häufig keine strikte Trennung möglich ist, weshalb bei spontaner Rede ein

der Äußerung, genauer gesagt, seine Erinnerung davon. Dabei können dialogische Elemente wie Modalpartikeln erhalten bleiben. In der schriftlichen Form wird die direkte Rede durch einen Doppelpunkt und Anführungszeichen, in der mündlichen Wiedergabe durch eine kleine Sprechpause gekennzeichnet. Dies illustriert folgendes Beispiel:

- (19) Wörtlicher Kommentar von Waigel dazu: „Seit wann dürfen Skinheads denn ins Kabinett?“ Antwort Seehofer: „Das ist mein Beitrag zur Kabinettsumbildung.“  
RTL aktuell 1997

Das Originalzitiere hat für den Sprecher den Vorteil, dass auf komplizierte Änderungen oder Angleichungen verzichtet werden kann, diese Form der Wiedergabe also „bequemer“ ist.<sup>832</sup> Denn wie im folgenden Beispiel zieht die indirekte Rede eine syntaktische Anpassung mit Hilfe eines *dass*-Nebensatzes und die Benutzung des Konjunktivs nach sich:

- (20) Der Bundeskanzler hat heute mit Blick auf die Demonstrationen betont, dass alle Deutschen Frieden wollten, und nicht nur die, die ihre Gesinnung auf der Straße zeigten.  
Tagesthemen 1984

Darüber hinaus sind für die indirekte Rede häufig noch weitere Anpassungen nötig, wie die Transposition der Gesprächsrollen (z.B. von *ich* zu *er*) oder eine temporale Transposition (z.B. von *gestern* zu *am Vortage*).

Der Konjunktiv dient der sprachlichen Distanzierung der Äußerung vom Sprecher, der sich damit der Verantwortung für das Gesagte entziehen kann. Dagegen werden bei der direkten Wiedergabe der „originale“ und der „aktuelle“ Sprecher deutlicher voneinander abgegrenzt, das Zitieren im Original schafft automatisch diese Distanz zwischen dem Sprecher und dem Gesagten, das ganz offensichtlich einer anderen Person entstammt und lediglich wiederholt, eben zitiert wird. Dadurch wird der Sprecher leichter davon entbunden, für den Inhalt der Äußerung verantwortlich zu sein.

Da die direkte Rede also weniger planungsintensiv ist und zudem im Vergleich zur indirekten Wiedergabe lebendiger wirkt, wird diese Form in der gesprochenen Sprache häufiger benutzt. Da die Nachrichtensprache vorkonzipiert ist, also genügend Raum für Planung bietet, und nicht lebendig, sondern eher nüchtern wirken soll, steht hier ein stärkerer Gebrauch der indirekten Rede zu vermuten. Denn es wirkt für einen Nachrichtensprecher unangemessen, wenn er beispielsweise in der *ich*-Person eine Aussage des Bundeskanzlers wiedergibt.

## Lexik

### *Stilschicht: salopp-umgangssprachlich – gehoben*

Der lexikalische Bereich der gesprochenen bzw. geschriebenen Sprache ist weniger intensiv betrachtet und erforscht worden als der syntaktische.<sup>833</sup> Gerade im Bereich der

---

Kontinuum zwischen direkter und indirekter Rede angenommen wird. Vgl. dazu Günthner (2000b). Da sich die vorliegende Studie mit vorformulierter Sprache beschäftigt, ist diese Feinanalyse nicht notwendig.

<sup>832</sup> Vgl. Weinrich (1993): S. 901.

<sup>833</sup> Vgl. Hartmann (1994).

Häufigkeitwörterbücher steht die Forschung noch am Anfang. Dennoch soll anhand der folgenden Kategorien untersucht werden, inwieweit sich die Nachrichtensprache auf lexikalischer Ebene verändert hat.

Hier bringt zunächst eine Betrachtung der *Stilebene* Aufschluss über den Mündlichkeits- bzw. Schriftlichkeitsgrad eines Nachrichtentextes, denn im mündlichen Lexikon existieren im Vergleich zu schriftlichen Alternativen eine Reihe von umgangssprachlichen Ausdrücken, die überwiegend in informeller, privater Kommunikation benutzt werden und in der Regel nicht den Weg der Verschriftung finden. Hierzu zählen beispielsweise regionale, saloppe, vulgäre und dialektale Ausdrücke. Eine Kategorisierung mit Hilfe dieser Einteilungen geschieht mit dem Wissen, dass diese vereinheitlichten Niveauangaben aufgrund des Abstraktionsprozesses nur bedingt aussagekräftig sind. Denn eine strikte Trennung der drei bekannten Varietäten – Standardsprache, Dialekt, Umgangssprache – erweist sich als äußerst problematisch, da insbesondere der Bereich der nichtstandardsprachlichen Varietäten mit der Ausprägung der regionalen Umgangssprachen ungenau ist: „Es gibt kaum einen unklarerer Begriff in der sprachwissenschaftlichen Germanistik als den der Umgangssprache.“<sup>834</sup> Die vage Begriffsbestimmung resultiert zunächst aus der „paper-basket-Funktion“ dieser Kategorie, da unter ihr alles subsumiert wird, was nicht eindeutig der Standardsprache oder dem Dialekt zuzurechnen ist.<sup>835</sup> Deshalb beschreiben viele Definitionsversuche, was die Umgangssprache *nicht* ist: „Umgangssprache ist m.a.W. jene komplexe Erscheinungsform der gesprochenen Sprache, die nicht identisch ist mit Fach- und Sondersprachen, gesprochener Schriftsprache und Dialekten [...]“<sup>836</sup>, so dass die Umgangssprache „zwar oft beschrieben, aber nie befriedigend definiert worden“<sup>837</sup> ist. Der Dialekt und die Standardsprache hingegen erfreuen sich bezüglich ihrer Definition einer größeren Homogenität: Dialekt wird allgemein verstanden als

„untergeordnete, lokal bis regional gebundene, privat bis halböffentlich und damit beschränkt gebrauchte, der Schriftsprache mehr oder minder fernstehende, meist wenig geschätzte, entwicklungsgeschichtlich auf natürlichem Weg aus einem Protosystem hervorgegangene Sprachform.“<sup>838</sup>

Für die Standardsprache soll folgende Definition exemplarisch genannt sein (hier wird der Terminus *Literatursprache* für Standardsprache benutzt; außerdem existieren Termini wie *Hoch-* oder *Normsprache*):

„Unter Literatursprache wird eine bewußt gestaltete, ‘geformte’ Existenzform der Sprache verstanden, die im Prozeß einer mehr oder weniger bewußten Auswahl aus dem Gesamtinventar sprachlicher Mittel entstanden ist und im Zusammenhang damit eine bestimmte Regelung aufweist. Die deutsche Literatursprache als gesellschaftlich bedeutsamste Existenzform der Gegenwart existiert (1) in mündlicher und schriftlicher Form, besitzt (2) überregionale Geltung, weist (3) als universelles polyfunktionales Kommunikationsmittel eine

---

<sup>834</sup> Hartmann (1990): S. 49. Vgl. auch z.B. Hartmann (1995): Fußnote Nr. 1. S. 140 und Menge (1982). Schon Anfang der 1960er Jahre versucht Gerhard Cordes in seinem Aufsatz „Zur Terminologie des Begriffs Umgangssprache“ einen Überblick über das Begriffs- und Definitionswirrwarr zu verschaffen und präsentiert diverse Begriffsbestimmungen, wie Gemeinsprache, Schichtensprache, Alltagssprache, Ortssprache etc. Vgl. Cordes (1963).

<sup>835</sup> Vgl. Hartmann (1990): S. 49.

<sup>836</sup> Veith (1978): S. 202.

<sup>837</sup> Martin (1996): S. 129.

<sup>838</sup> Wiesinger (1980): S. 187.

starke funktional-stilistische Differenzierung auf und besitzt (4) ein System mit einer spezifischen Struktur, das in entsprechenden Regelwerken kodifiziert ist.<sup>839</sup>

Vor diesem Hintergrund versucht Peter Wiesinger statt einer Abgrenzung die Umgangssprache eher als die *Vermittlung* zwischen Dialekt und Standardsprache zu beschreiben:

„Die Umgangssprache besitzt daher auf Grund der verbleibenden sekundären dialektalen Merkmale zwar noch eine deutliche regionale Bindung, verliert aber durch ihre standardsprachlichen Anteile den intimen Charakter des Dialekts.“<sup>840</sup>

Es scheint somit sinnvoller, die einzelnen Sprachebenen nicht isoliert zu betrachten, sondern die Grenzen zwischen ihnen zu öffnen, um sie als *Kontinuum* aufzufassen.<sup>841</sup> Denn eine strikte Abgrenzung ergibt insbesondere Probleme bei dem Versuch, spezielle Sprachausprägungen konkret einzuordnen: So favorisiert Victoria C. Martin das Kontinuum-Modell, wenn sie sich um eine Verortung des Wiener Deutsch bemüht, das Merkmale aus allen drei Varietäten aufweist.<sup>842</sup> Um das Verschwinden einer strikten Trennungslinie zwischen Dialekt und Standard auch begrifflich zu verdeutlichen, wird statt *Umgangssprache* der Terminus *Substandard* eingeführt.<sup>843</sup> Zusammenfassend werden dieser Sprachvariante zwischen Standardsprache und Dialekt die Merkmale der informellen Sprechsituation in regionaler Begrenztheit zugesprochen, die durch weitere situative und soziale Faktoren bestimmt wird, wie z.B. Alter, Geschlecht oder Status.<sup>844</sup>

Trotz dieser überzeugenden Einwände soll in der vorliegenden Analyse eine imaginäre Trennlinie zwischen den Ausprägungen angenommen werden, denn in sprachwissenschaftlichen Studien gilt die Nachrichtensprache häufig als *die* Domäne der korrekten gesprochenen Standardsprache,<sup>845</sup> und es gilt im Folgenden zu überprüfen, ob diese Einschätzung zutrifft, d.h. ob die verwendeten Ausdrücke tatsächlich ausschließlich *standardsprachlich* oder auch *salopp* und *umgangssprachlich* markiert sind.<sup>846</sup> Denn beispielsweise findet sich in einer *Tagesthemen*-Moderation aus dem Jahr 1989 das Verb *klappen* statt *funktionieren* oder im Jahr 1999 das Adverb *eb* statt *sonieso*. In diese Kategorie fallen auch Ausdrücke, die regional begrenzt benutzt werden und mit *landschaftlich*, *dialektal* oder der entsprechenden Region gekennzeichnet sind, da diese in der Regel nicht in schriftlichen Texten zu finden sind. So benutzt Peter Kloeppe 1994 beispielsweise den Begriff *kiebig* für *zänkisch*, *schlecht gelaunt* oder Sabine Christiansen im selben Jahr *Häusle* für *Haus*.

Da es im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht möglich ist, eine repräsentative Erhebung zur Überprüfung der Markierungen durchzuführen, werden als „Notlösung“ folgende Schritte durchgeführt: Zunächst filtert die eigene Sprachbeurteilung die Ausdrücke im Hinblick auf eine mögliche umgangssprachliche Färbung aus dem Gesamtkorpus heraus. Da diese Einerstichprobe wenig aussagekräftig ist, dienen zur weiteren

---

<sup>839</sup> Fleischer (1983): S. 415f.

<sup>840</sup> Wiesinger (1980): S. 189.

<sup>841</sup> Vgl. z.B. Moser (1982): S. 75–90.

<sup>842</sup> Vgl. dazu Martin (1996): S. 129–157.

<sup>843</sup> Vgl. z.B. Bellmann (1983) und Hartmann (1995). Schon 1978 arbeitet Burger mit dem Begriff „subsystemische Varianten“. Vgl. Burger (1978): S. 13.

<sup>844</sup> Vgl. z.B. Hartmann (1990) und Menge (1982).

<sup>845</sup> Vgl. Hartmann (1995): S. 143.

<sup>846</sup> Vgl. Förster (1990): S. 152f.

Überprüfung des *Deutsche Universalwörterbuch* aus der Reihe DUDEN, des *Deutsche Wörterbuch* herausgegeben von Gerhard Wahrig sowie des *Pöns-Wörterbuch der deutschen Umgangssprache* herausgegeben von Heinz Küpper.<sup>847</sup> Bei diesem Abgleich stellte sich heraus, dass die eigene Sprachbeurteilung größtenteils mit denen in den genannten Nachschlagewerken übereinstimmte.

Unter diesem stilistischen Aspekt werden zudem die verwendeten *Phraseologismen* betrachtet und eingeordnet. Aus der Alltagssprache bekannte und bildreiche Phraseologismen werden in der Nachrichtensprache bewusst eingesetzt, um komplexe politische Themen transparenter zu machen und so dem Zuschauer näher zu bringen.<sup>848</sup> In der vorliegenden Studie sind ausschließlich die umgangssprachlich markierten Phraseologismen von Bedeutung, die mit Hilfe von Schemanns *Idiomatik* bestimmt werden.<sup>849</sup> So wird beispielsweise in folgender Formulierung der Phraseologismus *die Friedenspfeife kreisen lassen* statt *sich versöhnen* oder *einigen* benutzt:

- (21) Gerhard Schröder hat die Friedenspfeife kreisen lassen, und es ist dann auch erstaunlich viel bei rausgekommen.  
Tagesthemen 1999

Im Gegenzug, also als Zeichen schriftlichen Sprachgebrauchs, werden auch die in den genannten Nachschlagewerken als *gehoben* oder *veraltet* gekennzeichneten Ausdrücke gezählt. Diese entsprechen nicht unbedingt dem Lexikon des Durchschnittszuschauers, so dass verstärkt Verständnisschwierigkeiten auftreten können. Denn der Hörtext verstellt die Möglichkeit, die Rezeption zu unterbrechen, in einem Wörterbuch nachzuschlagen und mit dem neuen Wissen die Lektüre fortzusetzen, wie es eine schriftliche Version erlaubt. So wird beispielsweise der Begriff *unbotmäßig*, den der *Tagesthemen*-Moderator Rüdiger Hoffmann 1984 benutzt, nicht allgemein geläufig sein, er könnte für den Zuschauer eine sprachliche Hürde darstellen.

Die Auflistung der markierten Wörter und Ausdrücke wird zeigen, ob allein der private Anbieter saloppe Formulierungen einsetzt, um möglichst viele Zuschauer zu erreichen, oder ob auch auf öffentlich-rechtlicher Seite der mündliche Charakter der Anmoderationen in dieser Weise betont wird – auch wenn sich diese stark davon distanzieren, wie in Kapitel 2.3 ausgeführt. Mit der Wahl gehobener Ausdrücke kann zwar deutlich gemacht werden, dass dem Zuschauer sprachlich auch etwas zuzumuten ist; auf der anderen Weise kann sich dies jedoch auch als elitär erweisen und damit der Verständlichkeitsmaxime nicht entsprechen.

### ***Varianz – Redundanz***

Weiterhin gibt der Grad an lexikalischer *Varianz* bzw. *Redundanz* Aufschluss über das Maß an Schriftlichkeit bzw. Mündlichkeit: Der redundante, wiederholende Stil folgt eher den

---

<sup>847</sup> Vgl. Duden (2001), Wahrig (2000) und Küpper (1993).

<sup>848</sup> Dieses „Verfahren“ kann allerdings auch eine Verharmlosung oder Simplifizierung von Sachverhalten beinhalten, wodurch dem Zuschauer eine verstellte Sicht auf die Wirklichkeit gezeigt wird. Vgl. Burger (1996): S. 4.

<sup>849</sup> Vgl. Schemann (1993).

Strukturen der Mündlichkeit, da der Sprecher seine Wortwahl einem enger gefassten Lexikon entnimmt, im Gegensatz zur lexikalischen Varianz, die „ausgefeilten“ Schriftstücken vorbehalten ist.<sup>850</sup> So ist die Verwendung von Synonymen anstelle von Wiederholungen in Nachrichtentexten nicht „rezipientenfreundlich“, denn dies erfordert einen größeren Wortschatz und eine höhere Gedächtnisleistung: Aus psycholinguistischer Sicht wird angenommen, dass beim Lesen oder Hören eines Textes für ca. eine halbe Sekunde sämtliche Lesarten eines Wortes zur Verfügung stehen.<sup>851</sup> Der „transitorische Charakter“ mündlicher Äußerungen sollte demnach in der Wortwahl berücksichtigt werden.<sup>852</sup> „Sehr viel Abwechslung im Ausdruck ergibt also offenbar einen zwar angenehmen und schönen, aber unter dem Gesichtspunkt der Informationsvermittlung wenig effektiven Stil.“<sup>853</sup> Denn Studien haben ergeben, dass ein redundant gestalteter Nachrichtentext eine Erleichterung für die Erinnerungsleistung und damit leichter verständlich ist.<sup>854</sup> Denn durch Wortwiederholungen als einfachste Form der Rekurrenz wird dem Rezipienten die Thematik eines Textes am schnellsten evident.<sup>855</sup> Zur Überprüfung dieser Annahme bietet sich die Errechnung der type-token-Relation an, indem die Zahl der variiert benutzten Wörter (types) durch die absolute Anzahl der Wörter (tokens) geteilt wird.<sup>856</sup> Da ein geschriebener Text weniger stereotyp wirken soll und die paradigmatischen Möglichkeiten von Sprache besser genutzt werden, liegt dieser Wert in der geschriebenen Sprache höher als in der gesprochenen. Dieses Verfahren wird in der vorliegenden Untersuchung nicht genutzt, da es aufschlussreicher ist, das Verhältnis zwischen den variiert benutzten zu den sich tatsächlich wiederholenden Ausdrücken zu bestimmen. Denn dieses Verfahren erlaubt genaue Aussagen über eine Entwicklung in Richtung Varianz bzw. Redundanz, die wiederum mit Urteilen über eine Orientierung an mündlichem bzw. schriftlichem Sprachgebrauch korreliert.

Häufig auftretende Beispiele sind die unterschiedlichen, oft metonymischen Bezeichnungen der Regierung als *Kanzleramt*, *Bonn*, *Kabinett*, *Koalition* usw. Folgendes Beispiel erweist sich als besonders komplex, da die *Sieben-Länder-Umweltkommission* durch *Ostsee-Anrainer-Staaten* variiert wird und der Hörer somit neben der Variation mit – für die Fachsprache typisch – mehrgliedrigen Komposita konfrontiert wird:

- (22) Doch einiges ist ja mittlerweile in Bewegung geraten, zehnjährigen Geburtstag beispielsweise feierte heute in der finnischen Hauptstadt eine Sieben-Länder-Umwelt-kommission. Zehn Jahre lang kämpften die Ostsee-Anrainer-Staaten nun schon darum, die Ostsee vor dem biologischen Tod zu bewahren.  
Tagesthemen 1984

So fordert auch Walther von la Roche in seinem *Journalisten-Handbuch*: „Nicht Abwechslung, sondern Wiederholung schafft Verständlichkeit.“<sup>857</sup> Diese Maxime zeigt sich

<sup>850</sup> Vgl. Chafe/Danielewicz (1987): S. 88.

<sup>851</sup> Vgl. Wilkens (1997): S. 14.

<sup>852</sup> Vgl. Quasthoff (1996): S. 16.

<sup>853</sup> Früh (1980): S. 194.

<sup>854</sup> Vgl. Straßner (1982): S. 349ff.

<sup>855</sup> Vgl. Weinrich (1993): S. 369.

<sup>856</sup> Vgl. hierzu Chafe/Danielewicz (1987): S. 88. Vgl. auch Herkner (1974) und Söll (1985).

<sup>857</sup> La Roche (1977): S. 60f.



beispielsweise in der folgenden Anmoderation, in der viermal der Name *Barak* benutzt und nicht durch *der israelische Regierungschef* o.Ä. ersetzt wird:

- (23) Der Wahlsieg des neuen israelischen Regierungschefs Ehud Barak wurde von der Bundesregierung in Bonn mit Erleichterung aufgenommen. Allerdings erwartet jetzt niemand einen Nahostfrieden quasi über Nacht. Barak gilt in Bonn als ein Politiker, der zu Deutschland und Europa ein engeres Verhältnis haben wird als Netanjahu, der sich ausschließlich nach Washington richtete. Der amerikanische Präsident Bill Clinton hat Barak aufgefordert, die Friedensverhandlungen mit den Palästinensern schnell voranzutreiben. Allerdings muss Barak jetzt erst einmal eine Regierung bilden.  
Tagesthemen 1999

Das folgende Beispiel einer Anmoderation beinhaltet stolze achtmal den Begriff *DDR*, der nicht einmal durch eine der vielen möglichen Varianten ersetzt wird:

- (24) Flucht oder äh Ausreise aus der DDR. An diesem Wochenende könnte sein, dass der zwanzigtausendste Übersiedler aus der DDR in diesem begrüßt werden kann, wenn, ja wenn der Strom der Ausreisewilligen bis übermorgen so anhält, wie in den letzten Tagen. Allerdings, ähm die DDR scheint das Ende des Ausreisestromes anzukündigen, denn in den letzten Tagen, da häufen sich in den Zeitungen, im Rundfunk und im Fernsehen der DDR Berichte über verzweifelte DDR-Bürger, die in der Bundesrepublik nicht so richtig zurechtkommen. Ihnen ist die Rückkehr in die DDR verstellt. Offenbar soll mit solchen Berichten äh weiteren Ausreisewilligen DDR-Bewohnern die Lust zu einer Ausreise genommen werden. Die Bundesregierung hat die Vermutung, dass etwa so ungefähr Mitte Mai die Ausreisewelle aus der DDR in die Bundesrepublik abebben könnte.  
RTL aktuell 1984

Der lesende Rezipient wird diese Wiederholungen als unelegant, ja plump empfinden, während der Hörer kognitiv stark entlastet wird und deshalb über diese stilistische Facette hinweg sehen mag. Somit indiziert das Verhältnis von variiert und wiederholt benutzten Wörtern den Mündlichkeits- bzw. Schriftlichkeitsgrad der untersuchten Sendungen.

### ***Strukturwörter***

Der Gebrauch von *Strukturwörtern* in Form von *Modalpartikeln* und *Diskursmarkern* gilt als eindeutiges Merkmal für Mündlichkeit,<sup>858</sup> da diese in der Schriftsprache sehr viel seltener verwendet werden: Denn Modalpartikeln, auch Abtönungspartikeln genannt, wie z.B. *aber, denn, eben, eigentlich, einfach, halt, ja* usw. haben keine lexikalische Bedeutung und tragen nichts zu der propositionalen Bedeutung eines Satzes bei; sie passen lediglich den Inhalt eines Satzes in den Kontext der Rede ein, „indem sie auf den Erwartungen und Einstellungen des Sprechers und der Adressaten operieren.“<sup>859</sup> Mit Hilfe dieser Partikeln „gibt der Sprecher seinem Hörer insbesondere zu verstehen, wie die Geltung einer Feststellung ‚modalisiert‘, das heißt, flexibel in den Kontext oder in die Situation eingebunden werden kann.“<sup>860</sup> Auf diese Weise dienen Modalpartikeln „der Hervorhebung, der Verstärkung und

---

<sup>858</sup> Zum bevorzugten Gebrauch von Modalpartikeln in der gesprochenen Sprache vgl. die quantitative Untersuchung bei Thurmair (1989).

<sup>859</sup> Zifonun u.a. (1997): S. 59. Vgl. auch Hartmann (1994): S. 193 und (1977).

<sup>860</sup> Weinrich (1993): S. 841.

Abschwächung von Sprechakten (z.B. Aufforderungen), der Regelung der Beziehung zwischen Interagierenden u.a.<sup>861</sup> Damit spielt die Situation und direkte Interaktion eine entscheidende Rolle für die Verwendung von Strukturwörtern, sie sind partnergebunden und insofern auch Kontaktsignal, weshalb sie ausschließlich kontext- und situationsabhängig zu interpretieren sind. Ihre Verwendung nimmt zu, je informeller, persönlicher die Gesprächssituation ist.<sup>862</sup> Da der Schreibprozess dieser Kontextgebundenheit entbehrt und zudem wesentlich kontrollierter funktioniert, wird hier eine explizite Darstellung der Aussagemodalitäten nötig, so dass Partikeln selten zu finden sind. Aufgrund ihrer interaktiven Eigenschaften sind sie im Rahmen sekundärer Oralität besonders dienlich, einen Rezipientenbezug bzw. einen spontanen, unvorbereiteten Redeeindruck zu simulieren. Darüber hinaus ist Ergebnis einer experimentellen Befragung zu Dialogtexten, dass diejenigen mit vielen Modalpartikeln als *natürlich*, *flüssig* und *warm*, diejenigen mit wenig Partikeln als *hölzern* und *kontaktschwach* empfunden werden.<sup>863</sup> Damit erweisen sich Modalpartikeln als effektives Mittel, einen Nachrichtentext „aufzulockern“. Dies verdeutlicht folgendes Beispiel:

- (25) Irgendwie hängt die Sichtweise ja doch immer vom Blickwinkel ab. Und der Blickwinkel ändert sich halt je nachdem, auf welcher Seite man steht.  
Tagesthemen 1999

Partikeln gehören neben Präpositionen, Konjunktionen und Artikeln in die Gruppe der so genannten *Funktionswörter* oder *abgeschlossenen Kategorien*, die im Vergleich zu den *lexikalischen* oder *offenen Kategorien* Substantiv, Verb, Adjektiv und Adverb „nichts bezeichnen“, während letztere „etwas Bestimmtes bezeichnen, und sei es ein Abstraktum wie ein Zustand oder eine Eigenschaft.“<sup>864</sup> Aus diesem Grunde werden sie auch *Vollwörter*, *Bedeutungswörter* oder *Autosemantika* genannt, denn es wird angenommen, dass diese die Bedeutung direkt und unmittelbar ausdrücken.<sup>865</sup> Die Bezeichnung *offene* Kategorie gründet auf der Annahme, dass sich die dazugehörigen Wortarten verändern und erweitern, während die Funktionswörter eher unveränderlich bleiben.

Diese lexikologische Zweiteilung erscheint insgesamt problematisch, da im Zuge dieser Kontrastierung den Funktionswörtern jeglicher inhaltlicher Aspekt abgesprochen wird, was in dieser Radikalität nicht aufrecht zu halten ist, da beispielsweise der Austausch einer Präposition die gesamte Bedeutung ändert – es ist ein entscheidender Unterschied, ob man *in* oder *unter* dem Zug liegt. Zwar wird den Funktionswörtern in diesem Zusammenhang weniger radikal immerhin eine *indirekte* Ausdrückbarkeit von Bedeutungen zugesprochen, eine so genannte *Beziehungsbedeutung*, die in Abhängigkeit anderer Wörter geschieht.<sup>866</sup> Damit jedoch stellt sich das Problem einer geeigneten Ordnung, die eine klare Trennung zwischen den beiden Arten vollzieht, denn es stellt sich die Frage, welche Kriterien dafür zugrunde gelegt werden sollen. Denn verbleibt man auf der Bedeutungsebene und versucht Wörter nach ihrer Begriffs- bzw. Beziehungsbedeutung zu ordnen, so

<sup>861</sup> Schwitalla (1997): S. 172.

<sup>862</sup> Vgl. Hentschel (1986):

<sup>863</sup> Vgl. Weydt (1993): S. 11.

<sup>864</sup> Eisenberg (1994): S. 34.

<sup>865</sup> Vgl. z.B. Lutzeier (1985): S. 21.

<sup>866</sup> Vgl. dazu Lutzeier (1985): S. 21.

zeigt sich, dass selbst bei Eigennamen nicht nur das rein Dinghafte als Bedeutung vorhanden ist, da stets auch der Kontext und bestimmte Konnotationen, also die Beziehung zu anderen Elementen für die Bedeutung ausschlaggebend ist.<sup>867</sup> Damit erscheint der Versuch einer Trennung zwischen Funktions- und Vollwörtern unsinnig, denn „jedes Wort hat einen direkten und einen indirekten Anteil an Bedeutung. [...] Jedes Wort kann syntagmatische Beziehungen zu anderen Wörtern eingehen, was sich wiederum als indirekter Anteil an seiner Bedeutung äußern muß.“<sup>868</sup> Damit erweisen sich auch Modalpartikeln als äußerst gehaltvoll und wichtig, insbesondere in der Dialogorganisation, denn sie sind „die wichtigsten Vermittler von Einstellungen, Erwartungen und den verschiedensten Konnotationen. Die Beherrschung ihrer Gebrauchsbedingungen komplettiert die Sprachkompetenz durch eine Nuancenkompetenz.“<sup>869</sup> Eine Abqualifizierung als Füll- oder Flickwörter, die einer schriftorientierten Sichtweise entstammt, wird ihnen nicht gerecht.<sup>870</sup>

Die Bestimmung der Modalpartikeln bedarf einer exakten Abgrenzung von homonymen Konjunktionen, Adverbien oder anderen Partikeln wie Grad- oder Steigerungspartikel, denn es gibt keine Ausdrücke, die nur Modalpartikeln sind. Aus diesem Grunde soll folgender Katalog helfen, die entsprechenden Ausdrücke als Modalpartikeln zu erkennen und zu bestimmen:<sup>871</sup>

- a) sie sind unflektierbar
- b) sie sind unbetont
- c) sie haben keinen Satzwert (im Unterschied zu Interjektionen und Modalwörtern)
- d) sie haben keinen Satzgliedwert (im Unterschied zu Adverbien)
- e) sie haben keinen Fügewert (im Unterschied zu Präpositionen und Konjunktionen)
- f) ihre Position im Satz ist beschränkt flexibel, dabei sind sie (meist) nicht erststellenfähig (Ausnahme ist beispielsweise *allerdings*)
- g) sie können nicht in gleicher Bedeutung eine Antwort auf eine Frage bilden
- h) sie beziehen sich auf den ganzen Satz
- i) sie dienen dazu, die Stellung des Sprechers zum Gesagten zu kennzeichnen, d.h. sie indizieren oder modifizieren die Sprechhandlung und strukturieren damit ein Gespräch.

In die Gruppe der Strukturwörter werden außerdem Diskursmarker wie z.B. *hm, ne, also, ja, äh* gerechnet, die den Beginn eines neuen Themas oder den Schluss eines Redebeitrages signalisieren können.<sup>872</sup> Von vorkonzipierten Nachrichtentexten hingegen wird erwartet,

<sup>867</sup> Vgl. dazu ausführlich ebd. S. 22ff.

<sup>868</sup> Ebd. S. 24, 25.

<sup>869</sup> Weinrich (1993): S. 843f.

<sup>870</sup> Vgl. Söll (1985): S. 184.

<sup>871</sup> Vgl. z.B. Weydt (1969), Iwasaki (1977), Krivonosov (1977), Thurmair (1989), Ormelius-Sandblom (1997), Helbig/Helbig (1999).

<sup>872</sup> Vgl. Hartmann (1994): S. 195.

dass diese Signale mit „vollsprachlichen“ Mitteln ausgedrückt werden. Im Falle der Anmoderationen werden sie auch zur Überbrückung eines „Hängers“ benutzt, wie im folgenden Beispiel deutlich wird:

- (26) Sie haben das – äh – ja heute mitbekommen, heute ist also ein neuer Bundespräsident gewählt worden, und der neue Bundespräsident ist gleichzeitig auch der alte.  
RTL aktuell 1989

Die Frequenz dieser Gliederungssignale scheint laut Schwitalla auch individuell determiniert zu sein, da sich auch routinierte Sprecher dieser gerne bedienen, während Alltags-sprecher phasenweise ganz ohne diese Signale auskämen.<sup>873</sup> Zwar handelt es sich bei Fernsehmoderatoren um routinierte Sprecher, diese sprechen jedoch nicht frei, so dass in diesem Sinne keine Prognosen möglich sind und erst die empirische Analyse Klarheit schaffen wird.

### ***Ich-Referenz***

Ebenfalls im mündlichen Bereich stärker vertreten sind Bezüge auf die eigene Person in Formulierungen mit *ich*, *mein* usw., aber auch im Plural mit *wir*, *uns* etc., die laut Chafe eine stärkere *Involviertheit* des Sprechers ausdrücken, im Gegensatz zum *Detachment*, das eher die losgelöste und distanziertere Stellung des Schreibers zu seinen Rezipienten, also den schriftlichen Bereich charakterisiert.<sup>874</sup> Bezogen auf die Nachrichtensprache steht zu vermuten, dass der Moderator in seiner neutralen, ja distanzierten Rolle eher selten auf die eigene Person rekurriert, da dessen Meinung lediglich in den dafür vorgesehenen Kommentaren artikuliert werden sollte. Folgendes Beispiel zeigt jedoch, dass diese Vermutung nicht zuzutreffen scheint:

- (27) Ich hab letzte Woche auch so'n ... so'n Strafzettel am Auto gehabt.  
RTL aktuell 1984

Aus diesem Grunde werden diese Involviertheitssignale als Zeichen für zunehmenden oder abnehmenden mündlichen bzw. schriftlichen Sprachgebrauchs ausgezählt.

### ***Verschmelzungen, Reduktionen, Elisionen***

Verschmelzungen sind Wortformen, die sich in der Regel aus einer Präposition und einem Teil eines bestimmten bzw. unbestimmten Artikels zusammensetzen. Diese Artikelformen verschmelzen ausschließlich im Akkusativ und Dativ, wobei noch erkennbar bleibt, welchen Kasus und welches Genus die amalgamierte Artikelform hatte; Verschmelzungen mit dem Genitiv gibt es nicht.<sup>875</sup> Sie finden sich sowohl in der geschriebenen als auch gesprochenen Sprache; „beide Ausprägungen des Deutschen unterscheiden sich jedoch hinsichtlich des Inventars an Verschmelzungstypen sowie in der Häufigkeit von

---

<sup>873</sup> Vgl. Schwitalla (1997): S. 55. Eine genauere Untersuchung steht hier allerdings aus.

<sup>874</sup> Vgl. Chafe (1982): S. 45ff.

<sup>875</sup> Vgl. Eisenberg (1994): S. 267.

verwendeten Verschmelzungsformen.<sup>876</sup> Verschmelzungen vom Typ *am, im, vom, zum* werden zur Standardsprache und damit auch zur Schriftsprache gerechnet, auch wenn eine eindeutige Zuordnung schwer fällt; hier dient die Liste standardsprachlicher Verschmelzungen im DUDEN als Abgleich.<sup>877</sup> Diese Verschmelzungen leisten eine semantische Differenzierung, wenn statt *bei dem Metzger* die Version *beim Metzger* gewählt wird: Während im ersten Fall ein ganz bestimmter Metzger gemeint ist, erlaubt die Verwendung der Verschmelzung im zweiten Fall den Ausdruck einer gewissen Allgemeingültigkeit.<sup>878</sup> Aus diesem Grunde finden sich viele dieser auch in schriftlichen Texten geläufigen Verschmelzungen z.B. in Redewendungen oder festen Verbindungen wie *am Leben bleiben, zum besten geben*. Auch bei der Datumsangabe ist die Verschmelzung obligatorisch: *am 25. Dezember*. Diese Fälle können nicht als Signale für mündlichen Sprachgebrauch gewertet werden. Dagegen sind Verschmelzungen wie *auf'm* in dem folgenden Beispiel für den mündlichen Austausch vorbehalten:

(28) [...] und dann gab's so 'ne Art Loch auf'm Bildschirm.  
RTL aktuell 1984

Zwar zeigt auch die Verwendung rein sprechsprachlicher Verschmelzungen in funktionaler Hinsicht semantische und pragmatische Differenzierungen, ist also nicht rein phonologisch-phonetisch determiniert, was jedoch an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden soll, da es für den weiteren Verlauf der Arbeit nicht wichtig ist, denn es wird rein quantitativ ohne weitergehende semantische Untergliederungen gezählt.<sup>879</sup>

Beispiel (28) beinhaltet mit *gab's = gab es* eine weitere Verschmelzungsform, und zwar vom Typ Prädikat + Subjekt. Auch hier wird die Eigenart mündlicher Artikulation deutlich, Wörter miteinander zu verbinden und zu verschleifen, wie auch im folgenden Beispiel deutlich wird:

(29) In Weimar geht's um die Wurst.  
Tagesthemen 1999

Neben der Verschmelzung trägt der umgangssprachliche Phraseologismus *es geht um die Wurst*, der zusätzlich durch den Regionalismus *Wurst* variiert wird, dazu bei, diesen Satz sehr salopp wirken zu lassen. Diese mündlich-umgangssprachlichen Verschmelzungen finden sich nur in konzeptionell mündlichen Schriftstücken, wie im dritten Kapitel der vorliegenden Arbeit am Beispiel des Chats oder der SMS deutlich wurde, so dass auch dieser Verschmelzungstyp ein Zeichen mündlichen Sprachgebrauchs ist. Außerdem werden Verschmelzungen des Artikels mit dem vorangehenden Verb in diese Klasse aufgenommen, wie z.B. *hat's (= hat das), bringt's (= bringt das), is'n (= ist ein)*, die ebenfalls in konzeptionell schriftlichen Texten ungebräuchlich sind.<sup>880</sup> Zuletzt fallen auch *Reduktionen*, wie in Beispiel (28) *'ne* für *eine*, in diese Kategorie, sowie *Elisionen* wie *geh'n* und *hör'n*. Im Gegensatz zu den oben genannten Verschmelzungen sind diese Wortformen rein satzphonetisch determiniert, da aus Gründen der „artikulatorischen Ökonomie“ eines oder

<sup>876</sup> Hartmann (1980): S. 160.

<sup>877</sup> Vgl. Duden (1998a): S. 220.

<sup>878</sup> Vgl. Hartmann (1994): S. 197ff.

<sup>879</sup> Vgl. ausführlich dazu Hartmann (1980).

<sup>880</sup> Vgl. Duden (1998a): S. 221ff.

mehrere benachbarte Segmente ausgelassen werden.<sup>881</sup> Die Nachrichtensprecher sind in der Regel dazu angehalten, orthoepisch korrekt zu artikulieren; dennoch wird in den Beispielen (28) und (29) deutlich, dass das mündliche Medium auch Spuren in der Konzeption hinterlässt, da gerade über diese Formen sprachliche Nähe erreicht werden kann.

In allen Fällen werden bei der Transkription die ausgelassenen Buchstaben mit Hilfe eines Apostrophs gekennzeichnet, im Gegensatz zu denjenigen Formen, die auch in der Schriftsprache gebräuchlich und hier ohne Apostrophierung geläufig sind.

### ***Mehrgliedrige Komposita***

Auch der Gebrauch mehrgliedriger Komposita kann Aufschluss über eine schriftsprachliche Tendenz geben. Ein Kompositum setzt sich in der Regel aus mindestens zwei Gliedern zusammen, der lexematischen Grundform und Bestimmungsform, die ein neues komplexes Lexem bilden. Dabei wird die Bedeutung der Grundform durch die Bedeutung der Bestimmungsform eingegrenzt und präzisiert.<sup>882</sup> Sind diese Glieder parataktisch miteinander verbunden, so handelt es sich um ein *Kopulativkompositum*, sind sie hypotaktisch verbunden um ein *Determinativkompositum*.<sup>883</sup> Komposita, die aus mehr als zwei Gliedern zusammengesetzt sind, also bei denen das Wortbildungsverfahren mehrfach angewendet wird, erfordern auf Rezipientenseite eine große Verstehensleistung, da die einzelnen Bausteine schnell zu einer sinnhaften Bedeutung zusammengesetzt werden müssen. Aus diesem Grunde finden sich im mündlichen Gespräch sehr selten komplexe Wortbildungsstrukturen.<sup>884</sup> Im Gegenzug zeigt sich das mündliche Sprachverhalten sehr kreativ, wenn hier beispielsweise ganz eigene, auch regional begrenzte Präfixbildungen zu finden sind, die im Schriftlichen nicht benutzt werden, wie z.B. *Mordsgeschrei* oder *Scheißstyp*.<sup>885</sup> Da keins dieser rein mündlich gebräuchlichen Komposita in dem zu untersuchenden Korpus zu finden ist, konnte hinsichtlich dieses Aspektes keine Kategorie aufgestellt werden.

Zur Bestimmung der Gliedzahl wird das Kompositum formal bis auf die kleinste lexikalisch selbständige Morphemeinheit zerlegt, inklusive eines bereits zusammengesetzten Grundwortes, wobei Fugemorpheme nicht als ein Glied gezählt werden.<sup>886</sup> Damit wird z.B. der Begriff *Recht-schreib-reform* in drei Glieder segmentiert.

Häufig sind mehrgliedrige Komposita auch Bestandteil einer *Fachsprache*, da sie hier im Vergleich zur Gemeinsprache signifikant häufiger verwendet werden.<sup>887</sup> Denn das Wortbildungsverfahren des Kompositums erweist sich als ein einfaches Mittel zum Aufbau von Nomenklaturen, da sich die notwendige terminologische Prägung mit der höchstmöglichen

---

<sup>881</sup> Vgl. Gnutzmann (1975): S. 24.

<sup>882</sup> Vgl. Weinrich (1993): S. 924.

<sup>883</sup> Vgl. ausführlich dazu: Fleischer/Barz (1992) und Erben (1993).

<sup>884</sup> Vgl. Weinrich (1993): S. 927.

<sup>885</sup> Vgl. z.B. Ehlert (1994) und Gersbach-Graf (1984).

<sup>886</sup> Vgl. Zhu (1987): S. 24f.

<sup>887</sup> Ebd. S. 27f. Vgl. auch Fluck (1996): S. 49 und Pelka (1982): S. 94.

Durchsichtigkeit der Form verbinden lässt.<sup>888</sup> Nachrichtentexte, die nicht nur mehrgliedrige, sondern zudem fachsprachliche Komposita enthalten, können das Verstehen umso mehr erschweren, da die entsprechenden Begriffe auf Rezipientenseite nicht unbedingt als bekannt vorausgesetzt werden können: „Ein Wort, das im Lexikon des Rezipienten nicht vorhanden ist, erschwert die semantische Organisation des Textes und führt zu zeitraubenden Such- und Schlußfolgerungsoperationen.“<sup>889</sup> Zwar ist fachsprachliches Vokabular nicht per se unverständlich, denn durch entsprechende Fachtermini kann ein Gegenstand oder Sachverhalt präzise und treffend bezeichnet werden – allerdings nur dann, wenn betreffender Terminus bekannt ist, da dieser sonst „eher als kommunikative Sperre denn als Vermittlungsvokabular“<sup>890</sup> fungiert. An dieser Stelle soll kein Exkurs über eine Abgrenzung und Bestimmung der Fachsprache stattfinden, denn eine konkrete inhaltliche Füllung dieses Begriffs beginnt bei der Spezifizierung des Begriffs *Fach* und endet bei der entscheidenden Frage, welche Begriffe als wirklich fachsprachlich gelten und welche vielleicht schon in den Grundwortschatz eingegangen sind, da diese Grenze eher fließend ist.<sup>891</sup> *Inflation* wird meist als bekannt vorausgesetzt, während *Bruttosozialprodukt* mit „der Summe aller wirtschaftlichen Tätigkeiten“ in der Regel zwar kurz erläutert wird, aber dadurch nicht unbedingt vollständig verständlich ist. Aus diesen Gründen konzentriert sich diese Kategorie auf die Bestimmung drei- und mehrgliedriger Komposita, die Bestandteil einer Fachsprache sein *können*, aber nicht separat ausgezählt werden. Auch die Untergliederung in Kopulativ- bzw. Determinativkompositum wird hier nicht vorgenommen, da die Besetzung dieser Einzelkategorien zu gering ausfiele.

### ***Direkte Ansprache***

Ein klassisches Dialogelement und damit ein Indiz für Mündlichkeit ist die *direkte Ansprache* des Gesprächspartners, der im Falle der Massenkommunikation – wie bereits deutlich wurde – in seiner Rolle als Rezipient vor dem Fernseher kein „echtes“ Gegenüber darstellt, sondern lediglich fiktiv als Kommunikationsteilnehmer fungiert; seine Reaktionen haben keinen Einfluss auf den Fortlauf des Geschehens. Wird der Zuschauer dennoch vom Moderator direkt angesprochen, handelt es sich um eine Strategie, die aus einer echten face-to-face-Situation kopiert wird, um eine – wenn auch simulierte – Einbindung des Zuschauers zu evozieren und damit den Anschein der Spontaneität zu unterstreichen. Gerade in diesem Bereich geben sich die deutschen Nachrichten laut einer Untersuchung im Vergleich zu amerikanischen Anbietern wesentlich distanzierter und reservierter; allerdings muss eingeräumt werden, dass dieser Eindruck auf einer geringen Datenbasis basiert und aufgrund der Generalisierung sehr pauschalisiert erscheint.<sup>892</sup> Neben der klassischen „Nachrichten-Anrede“ *meine Damen und Herren*, die häufig Bestandteil der Begrüßung ist, illustriert folgendes Beispiel diese Kategorie:

---

<sup>888</sup> Vgl. Weinrich (1993): S. 926.

<sup>889</sup> Ballstaedt (1980): S. 230.

<sup>890</sup> Küster (1982): S. 115.

<sup>891</sup> Vgl. Burger (1990): S. 261.

<sup>892</sup> Vgl. Oomen (1985).

- (30) Ach ja, achten Sie mal auf die Wortwahl.  
Tagesthemen 1999

Hier wird der Zuschauer direkt zu einer bestimmten Handlung aufgefordert, obwohl dies irrelevant für den Fortlauf der Nachrichtensendung ist: Auch wenn niemand auf die folgende Wortwahl achtet, wird der Moderator weiterreden. Außerdem hat der Zuschauer mit keinerlei Sanktionen zu rechnen, falls er der Aufforderung nicht nachkommt. Dennoch wird er auf diese Weise – wenn auch fiktiv – in das Geschehen eingebunden. Somit stellt die direkte Ansprache ein Mittel dar, sprachliche Nähe herzustellen.

### ***Fehlleistungen: Falsche Aussprache, Versprecher, Fehler***

Zuletzt soll die Anzahl der Fehlleistungen als Indize für mündlichen Sprachgebrauch gelten. Zwar sind auch schriftliche Texte in den seltensten Fällen fehlerfrei, dennoch erlaubt hier die Korrektur und Überarbeitung zumindest eine Reduktion, während ein einmal ausgesprochenes falsches Wort zunächst als Fehler im Raum steht – auch wenn es direkt korrigiert wird. Konkret umfasst diese Kategorie folgende Punkte: Obwohl die Nachrichtensprecher zu einer Hochlautung angewiesen sind, finden sich Ausdrücke mit dialektaler oder regionaler Färbung. Daneben unterlaufen den Modertoren trotz schriftlicher Überarbeitungsphase Fehler beispielsweise im Tempusgebrauch oder Satzbau. Hier wird nicht deutlich, ob dies bereits im schriftlichen Text falsch ist oder erst bei der Verlautlichung verfälscht wird. Zuletzt werden hier auch die Versprecher subsumiert, die allein auf das mündliche Medium zurückzuführen sind – häufig sehr zum Amusement des Publikums, wenn die angestrebte Perfektion der Nachrichtenvermittlung aufgrund menschlicher Schwächen fehlläuft.

Im Folgenden werden die syntaktischen und lexischen Merkmale zur Unterscheidung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit in einem Kategorienschema zusammengefasst, das als Arbeitsgrundlage für die empirische Analyse dient, deren Ergebnisse im anschließenden Kapitel dargestellt werden.



Kategorienschema

	<b>Kategorie:</b>	<b>Indikatoren:</b>	
<b>Syntax</b>		<i>mündlich</i>	<i>schriftlich</i>
	Satzlänge	1–14 Wörter	über 14 Wörter
	Satzdimensionalität	HS; HS + 1 HS o. NS	HS + x + x + n
	Satzgliedposition	Zweitstellung über 2:1	Zweitstellung unter 2:1
	Stil	verbal	nominal
	Tempus	Präsens, Perfekt	Präteritum
	Ellipsen	+	–
	Satzklammern	bis 3 Ergänzungen	überdehnt = mehr als 3 Ergänzungen
	Herausstellungstypen: Ausklammerung, Links- und Rechtsversetzung	+	–
	Parenthesen	–	+
	Zitat	direkte Rede	indirekte Rede

	<b>Kategorie:</b>	<b>Indikatoren:</b>	
<b>Lexik</b>		<i>mündlich</i>	<i>schriftlich</i>
	Stil	salopp, umgangssprachlich, dialektal	gehoben
	Stil	redundant	variiert
	Strukturwörter	+	–
	Ich-Referenz	+	–
	Verschmelzungen, Reduktionen, Elisionen	+	–
	drei- und mehrgliedrige Komposita	–	+
	direkte Ansprache	+	–
	Fehlleistungen: falsche Aus- sprache, Versprecher, Fehler	+	–

Abb. 17: Kategorienschema

### 3.3 Die empirische Untersuchung: Ergebnisse der Datenanalyse

Im Rahmen der empirischen Untersuchung steht nun die Korpusanalyse im Mittelpunkt, die mit Hilfe des aufgestellten Kategorienschemas durchgeführt wird. Damit beziehen sich alle folgenden Begriffe und Termini auf die im Vorangegangenen entwickelten Definitionen. Die Ergebnisse der Korpusanalyse werden in einem Linien-Diagramm verbunden und mit einer tabellarischen Darstellung graphisch veranschaulicht. Da sich der Untersuchungszeitraum in vier Zeiteinheiten untergliedert (1983/84, 1989, 1994, 1999), beruhen die Auswertungen auf zeitdiskreten und nicht auf zeitkontinuierlichen Daten; die Linien zwischen den Messzeitpunkten dienen somit ausschließlich der besseren Lesbarkeit und deuten nicht auf einen (allerdings denkbaren) linearen Trend der Entwicklung zwischen den Zeitpunkten hin. Einige Daten werden – wenn möglich und sinnvoll – zusätzlich auf ihre relative Häufigkeit hin berechnet und in Prozentzahlen aufgeführt, um damit anteilige Verhältnisse zu verdeutlichen. Außerdem werden einige Ergebnisse direkt gegenübergestellt, indem das Verhältnis zueinander berechnet wird. Die gemessenen Werte der einzelnen Tabellen und Diagramme werden zunächst erläutert und miteinander in Beziehung gesetzt, um sie dann hinsichtlich des Konvergenzverhaltens und der Orientierung an mündlichen bzw. schriftlichen Sprachstrukturen zu charakterisieren und interpretieren. Dabei erleichtert die Darstellung der Ergebnisse im Diagramm eine Bewertung und Interpretation bezüglich der Konvergenz, da die Entwicklung anhand des Kurvenverlaufs abzulesen ist: Linien konvergieren nach einem Punkt, wenn sich ihre Verlängerungen in ihm schneiden. Die Reihenfolge der dargestellten Ergebnisse entspricht dem Lauf des Kategorienschemas, das in Kapitel 3.2 ausführlich vorgestellt wurde.

## Syntax

Um die durchschnittliche Satzlänge eines Textes zu bestimmen, bedarf es zunächst der Bestimmung der Satzverteilung im Korpus, die Diagramm 1 darstellt.

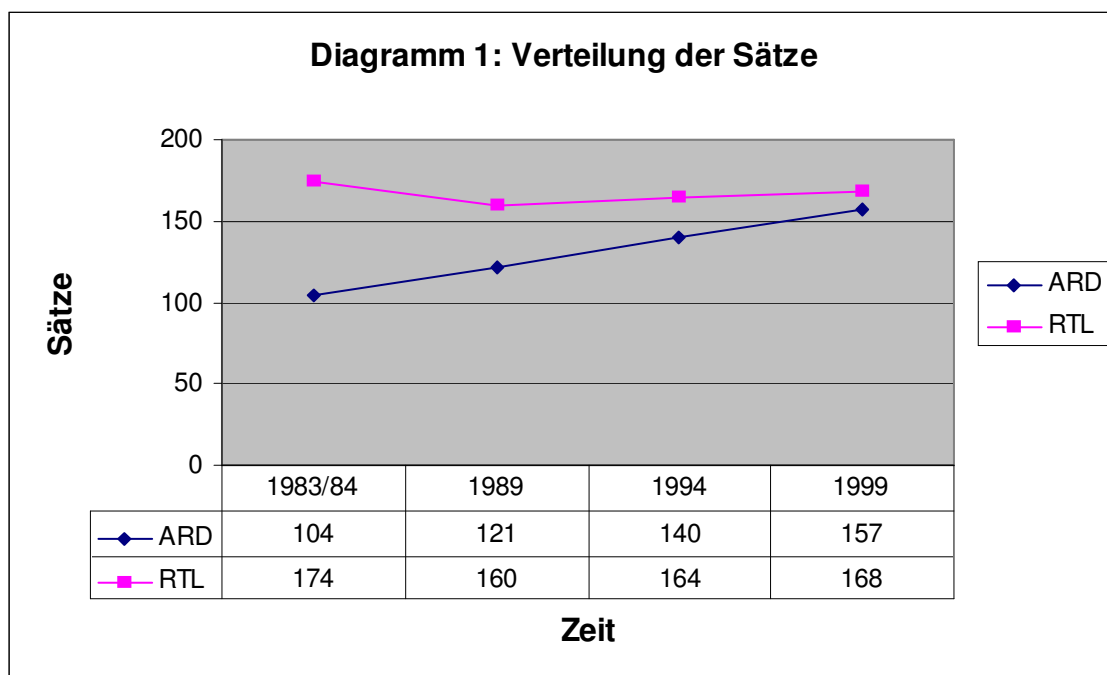
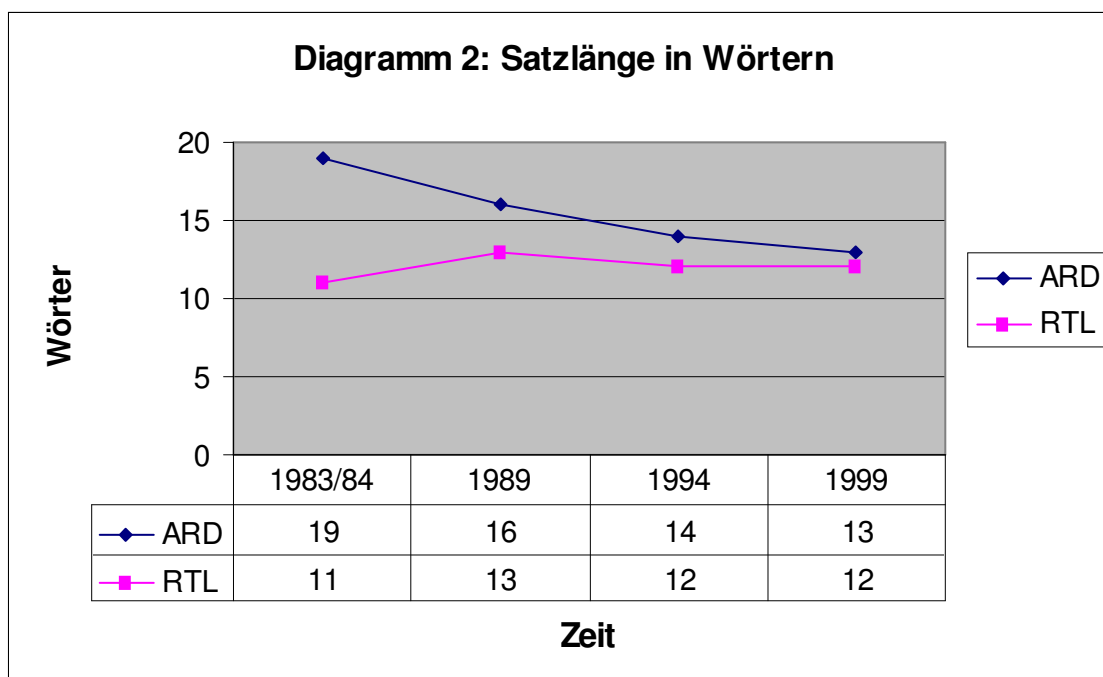


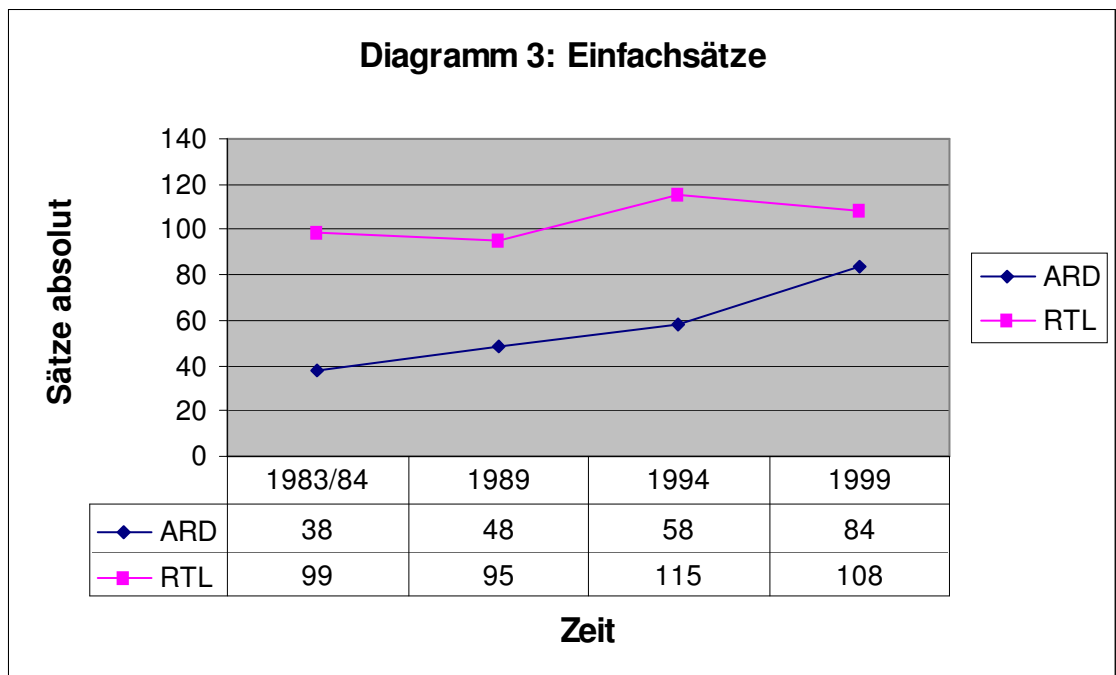
Diagramm 1 zeigt für die *Tagesthemen*, dass die Verteilung der Sätze im Laufe des Untersuchungszeitraums deutlich zunimmt, und zwar kontinuierlich von 104 (1983/84) auf 157 (1999); dies bedeutet eine Steigerung um rund 50%. Im Vergleich dazu verändert sich die Anzahl der Sätze des privaten Anbieters nur geringfügig, hier liegt der Wert der letzten Untersuchungseinheit 1999 nur um rund 3% unter dem Ausgangswert. Vergleicht man die beiden Anbieter untereinander, so zeigt sich, dass zu Beginn der Messung die Satzverteilung bei *RTL aktuell* um 67% höher liegt als bei der Konkurrenz, zuletzt jedoch nur noch um 7%.

Damit ist die Frage nach einer möglichen konvergenten Entwicklung zwischen den beiden Anbietern positiv zu beantworten: *Tagesthemen* und *RTL aktuell* nähern sich hinsichtlich der Satzverteilung einander an, wobei diese Entwicklung stärker von öffentlich-rechtlicher Seite aus geschieht, denn hier findet eine sukzessive Steigerung statt, während sich der private Anbieter nur geringfügig verändert.



Die Entwicklung der durchschnittlichen Satzlänge entspricht den Werten aus Diagramm 2: Die Sätze der *Tagesthemen*-Anmoderationen werden deutlich kürzer, der Ausgangswert von 19 Wörtern wird im Laufe des Untersuchungszeitraums kontinuierlich gesenkt, und zwar insgesamt um sechs Wörter, also um rund 32%. Dagegen ändert sich der Wert des privaten Konkurrenten nur geringfügig, nach einer Erhöhung um zwei auf 13 Wörter im Jahre 1989 sinkt der Wert in den letzten beiden Untersuchungs Jahren auf konstant zwölf. Damit zeigt ein direkter Vergleich der beiden Anbieter im ersten Untersuchungsjahr eine große Differenz zwischen den beiden Anbietern – die durchschnittliche Satzlänge der *Tagesthemen* liegt um rund 73% höher als bei *RTL aktuell* –, zuletzt differiert dieser Wert nur noch um ein Wort.

Es wird deutlich, dass sich die *Tagesthemen* in dieser Kategorie offenkundig dem mündlichen Sprachgebrauch annähern bzw. entsprechend dem angenommenen Wert von maximal 14 Wörtern pro Satz für den mündlichen Bereich bereits 1994 angenähert haben; die letzte Zeiteinheit 1999 zeigt eine weitere Verringerung auf durchschnittlich 13 Wörter. Dagegen ist der Ausgangswert von 19 Wörtern bei den *Tagesthemen* klar einem schriftbezogenen Gebrauch zuzurechnen. Im Vergleich liegen die Privaten kontinuierlich unter dem Grenzwert von 14, nach einer leichten Erhöhung im Jahre 1989 stagniert der Wert bei zwölf, folgt also deutlich den Merkmalen mündlichen Sprachgebrauchs. Bezüglich des Konvergenzverhaltens lässt sich also eine stärkere Annäherung von Seiten des öffentlich-rechtlichen Nachrichtenanbieters feststellen.



Die Berechnung der Einfachsätze im definierten Sinn zeigt, dass deren Benutzung in den Anmoderationen beider Anbieter zugenommen hat, jedoch auch hier in unterschiedlichem Ausmaß: Während bei *RTL aktuell* nach einem kleinen Rückgang 1989 im Untersuchungsjahr darauf der Wert um 21% steigt, sinkt der letzte Wert mit 108 zwar leicht, zeigt jedoch im Vergleich zum Ausgangsjahr eine leichte Erhöhung um 9%. Dagegen ist die Anzahl der Einfachsätze in den *Tagesthemen*-Anmoderationen kontinuierlich gestiegen und hat sich im Laufe der Untersuchungszeit mehr als verdoppelt.

Damit zeigt sich hinsichtlich des Konvergenzverhaltens erneut eine Annäherung an die Privaten seitens des öffentlich-rechtlichen Anbieters, auch wenn dessen Endwert im Vergleich um rund 22% unter dem der Konkurrenz liegt; allerdings liegt der Anfangswert von *RTL aktuell* um ca. 62% höher im Vergleich zur Konkurrenz. Insgesamt verdeutlicht die gesteigerte Verwendung von Einfachsätzen den Trend, die Nachrichtentexte für den Zuschauer verständlicher zu gestalten, da die Benutzung von Einfachsätzen mündlichen Sprachgebrauch widerspiegelt. Dabei machen die Privaten einen stärkeren Gebrauch von Einfachsätzen.

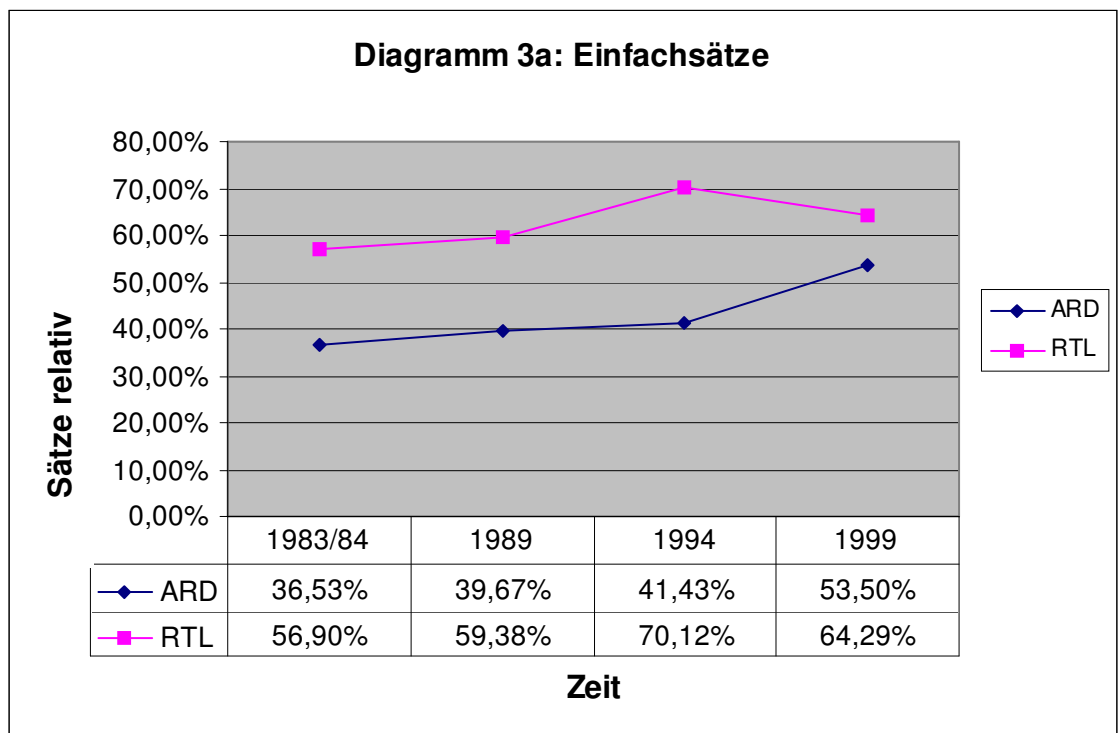


Diagramm 3a zeigt den relativen Anteil der Einfachsätze bezogen auf das Gesamtkorpus, und es kann somit die vorangegangenen Ergebnisse verdeutlichen. In Diagramm 3a zeigt sich für die *Tagesthemen*, dass die Einfachsätze zu Beginn des Untersuchungszeitraums durchschnittlich rund ein Drittel der benutzten Sätze ausmachen, am Ende bereits über die Hälfte. Bei *RTL aktuell* ist dies bereits zu Beginn der Fall, steigert sich dann noch im Verlauf der Jahre auf über 70% und pendelt sich dann am Ende auf knapp 65% ein, liegt also um rund zehn Prozentpunkte höher im Vergleich zur Konkurrenz.

Damit zeigt sich auch hier eine konvergente Entwicklung, die etwas stärker von öffentlich-rechtlicher Seite ausgeht. Hinsichtlich der mündlichen bzw. schriftlichen Sprachorientierung gelten die Ergebnisse der absoluten Werte im vorangegangenen Diagramm: Da beide Anbieter den Gebrauch von Einfachsätzen steigern, lässt sich hier eine stärkere Orientierung an mündlichem Sprachgebrauch sehen, wobei der private Anbieter insgesamt einen höheren Anteil an Einfachsätzen aufweist.

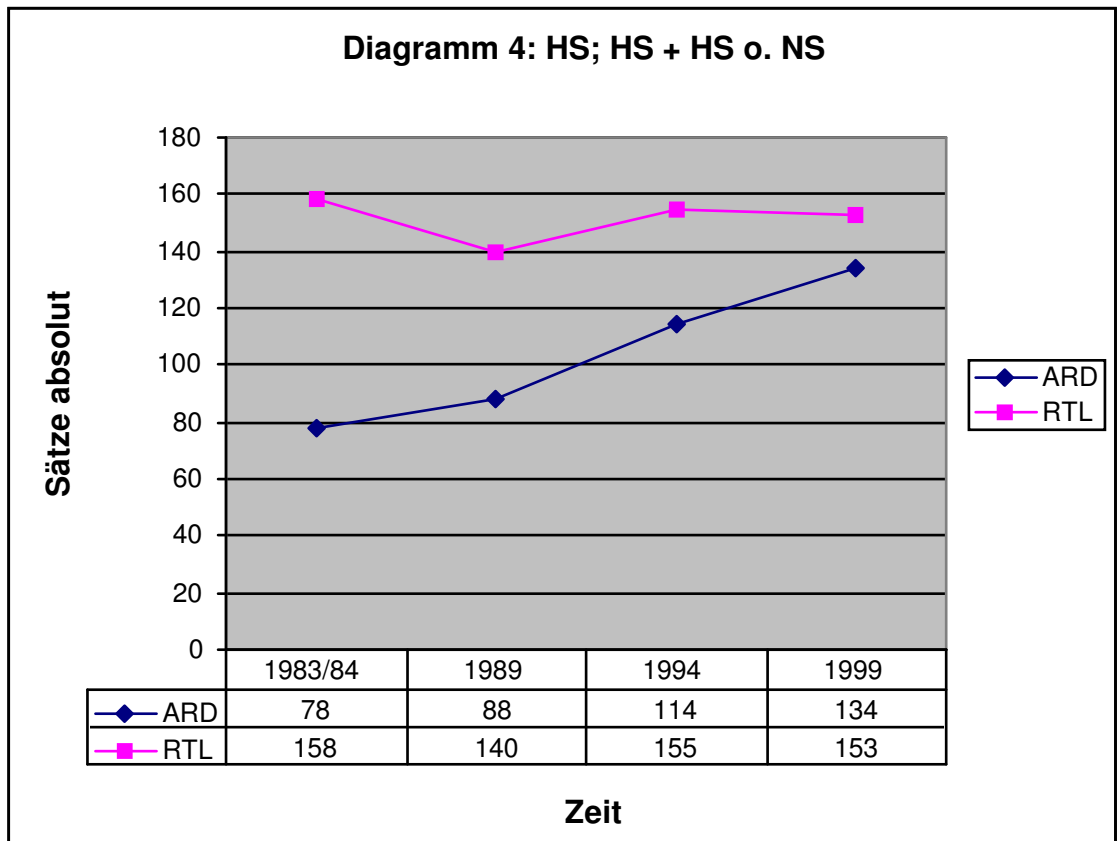


Diagramm 4 stellt die Summe aus den Ergebnissen der einfachen und zweigliedrigen Sätze dar, die hypotaktisch oder parataktisch verbunden sein können. Wie ausführlich erläutert, dominieren diese syntaktischen Strukturen in der gesprochenen Sprache. Hier zeigt sich für die *Tagesthemen*-Anmoderationen, dass der Gebrauch dieser syntaktisch einfachen und zweigliedrigen Sätze im Laufe des Untersuchungszeitraumes kontinuierlich und deutlich zugenommen hat, von 78 im Jahre 1983/84 auf 134 im Jahre 1999, was eine Steigerung um 72% bedeutet. Dagegen differieren bei dem Privatanbieter der Ausgangs- und Endwert kaum, insgesamt jedoch findet eine leichte Reduzierung des Gebrauchs einfacher und zweigliedriger Sätze statt, und zwar um 3%. Ein Vergleich der beiden Anbieter zeigt für die Anfangs- und Endwerte aus den Jahren 1983/84 und 1999, dass die Satzstruktur bei *RTL aktuell* zu Beginn der Messung im Vergleich zu den *Tagesthemen* fast doppelt so häufig aus diesen einfachen und zweigliedrigen Formen besteht, während der Endwert nur noch um 14% höher liegt als bei der Konkurrenz.

Die Ergebnisse in Diagramm 4 verweisen auf eine konvergierende Entwicklung zwischen den beiden Anbietern, wobei die Annäherung erneut stärker von den öffentlich-rechtlichen Nachrichten ausgeht. Die Anmoderationen werden in den *Tagesthemen* zunehmend dem mündlichen Sprachgebrauch entsprechend formuliert, indem die dort dominierenden syntaktisch einfachen und zweigliedrigen Sätze gewählt werden. Der private Konkurrent setzt von Beginn an auf dieses Formulierungsverfahren. Betrachten wir in Diagramm 4a den relativen Anteil der syntaktisch einfachen und zweigliedrigen Sätze im Verhältnis zu den syntaktisch komplexen.

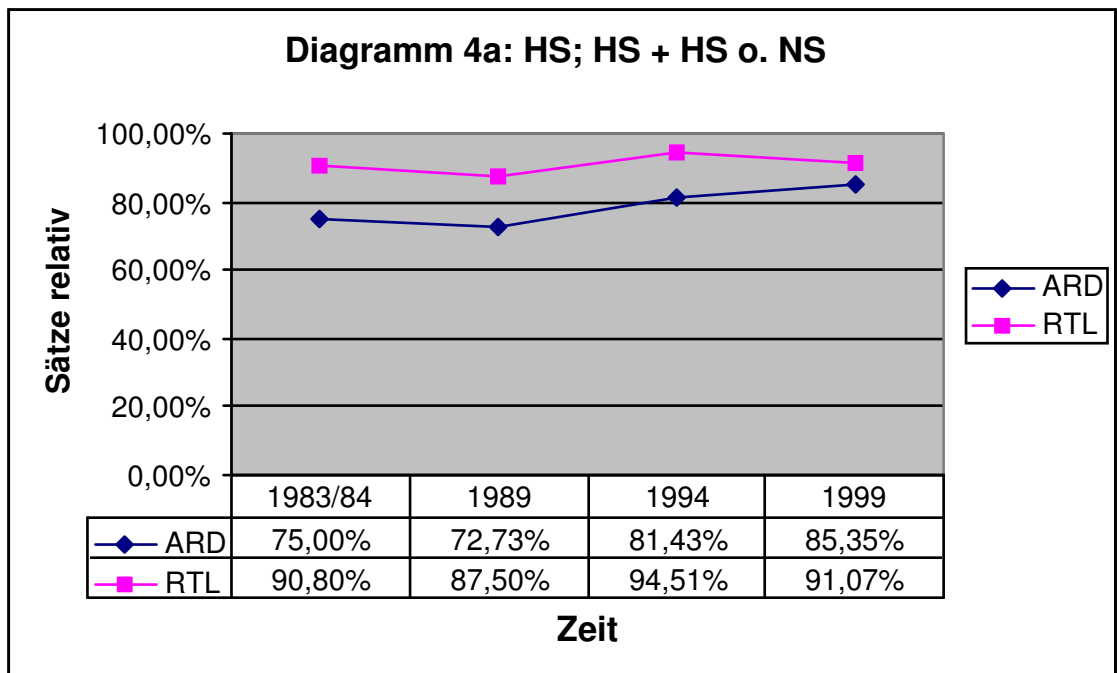


Diagramm 4a stellt den relativen Anteil der einfachen und zweigliedrigen Satzstruktur am Gesamtkorpus dar. Hier zeigt sich für den öffentlich-rechtlichen Anbieter, dass zu Beginn durchschnittlich drei Viertel der formulierten Sätze aus dieser einfachen Struktur bestehen. Dieser Anteil steigert sich im Laufe des Untersuchungszeitraums um ca. zehn Prozentpunkte. Bei dem privaten Konkurrenten liegt dieser Wert von Beginn an mit über 90% höher; dieser Wert variiert bis zum Endwert nur geringfügig. Differieren die Werte der beiden Anbieter im Vergleich am Anfang um ca. 15 Prozentpunkte, so sind es am Ende nur noch sechs Prozentpunkte. Damit bestätigt auch diese Darstellung der relativen Werte einen konvergierenden Prozess.

Darüber hinaus gelten bezüglich der Entwicklung in Richtung Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit die Ergebnisse der absoluten Werte aus Diagramm 4: Die Anmoderationen der *Tagesthemen* werden zunehmend mündlicher formuliert, da der Anteil der einfachen und zweigliedrigen im Vergleich zur komplexen Satzstruktur steigt. Bei *RTL aktuell* überwiegt der Anteil der einfachen und zweigliedrigen Variante von Anfang an stark, es wird also durchgängig sehr gesprachsprachlich formuliert.



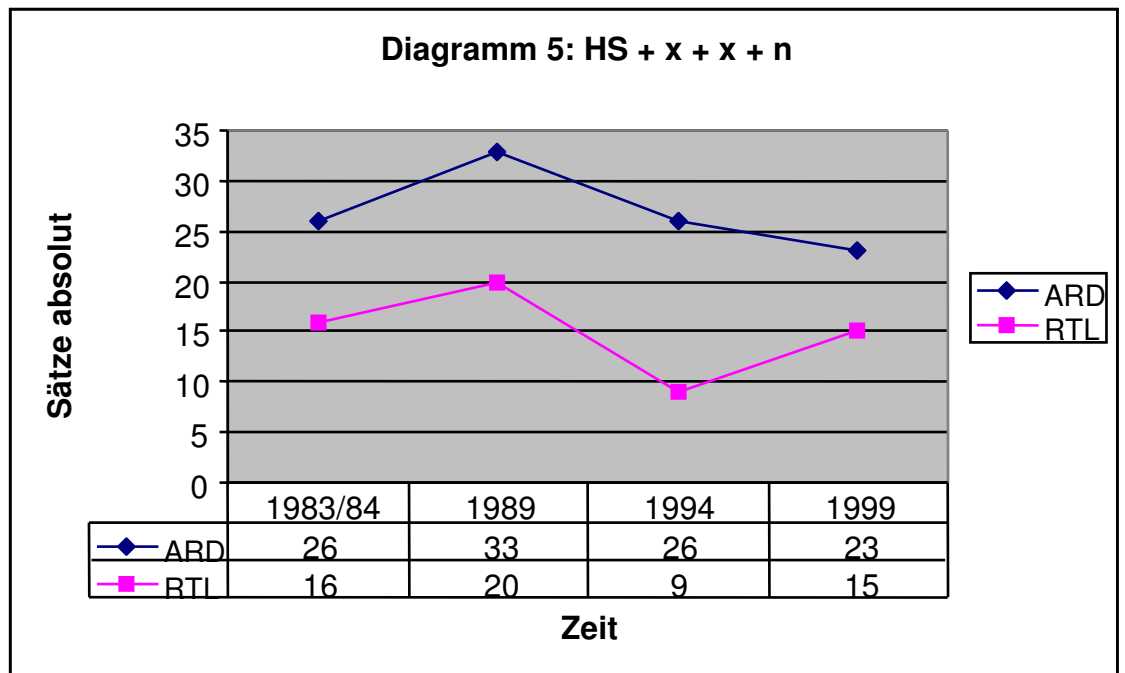


Diagramm 5 stellt den Gebrauch syntaktisch komplexer Sätze im definierten Sinne dar, d.h. Gefüge, die zwei und mehr Nebensätze enthalten. Das Ergebnis fällt im Vergleich zu den vorangegangenen weniger eindeutig aus, denn sowohl bei dem öffentlich-rechtlichen als auch bei dem privaten Anbieter differieren die Anfangs- und Endwerte kaum. Dazwischen zeigt sich bei den *Tagesthemen*, dass die Benutzung komplexer Satzstrukturen zunächst ansteigt, um dann wieder den Ausgangswert anzunehmen. Der private Konkurrent benutzt im Vergleich von Beginn an weniger komplexe Satzstrukturen, steigert den Gebrauch zunächst, was im darauf folgenden Untersuchungsjahr rapide abnimmt: Im Jahre 1994 sind nur durchschnittlich neun Sätze komplex formuliert, wohingegen der Konkurrent hier ungefähr dreimal so viele komplexe Satzgefüge benutzt. Danach steigern die Privaten den Gebrauch wieder, während der Wert bei den Öffentlich-Rechtlichen leicht abnimmt, so dass zuletzt in den *Tagesthemen*-Anmoderationen im Vergleich zur Konkurrenz rund 53% mehr komplexe Satzstrukturen benutzt werden.

Damit sind Aussagen bezüglich der Konvergenz schwierig: Zwar würden sich die Linien bei einer (imaginären) Verlängerung in einem Punkt schneiden, so dass eine konvergente Entwicklung angenommen werden könnte, allerdings legt der vorherige diskontinuierliche Verlauf dies nicht unbedingt nahe. Aus diesem Grunde scheint es hier aufschlussreicher, die relativen Größen in Diagramm 5a zu betrachten.

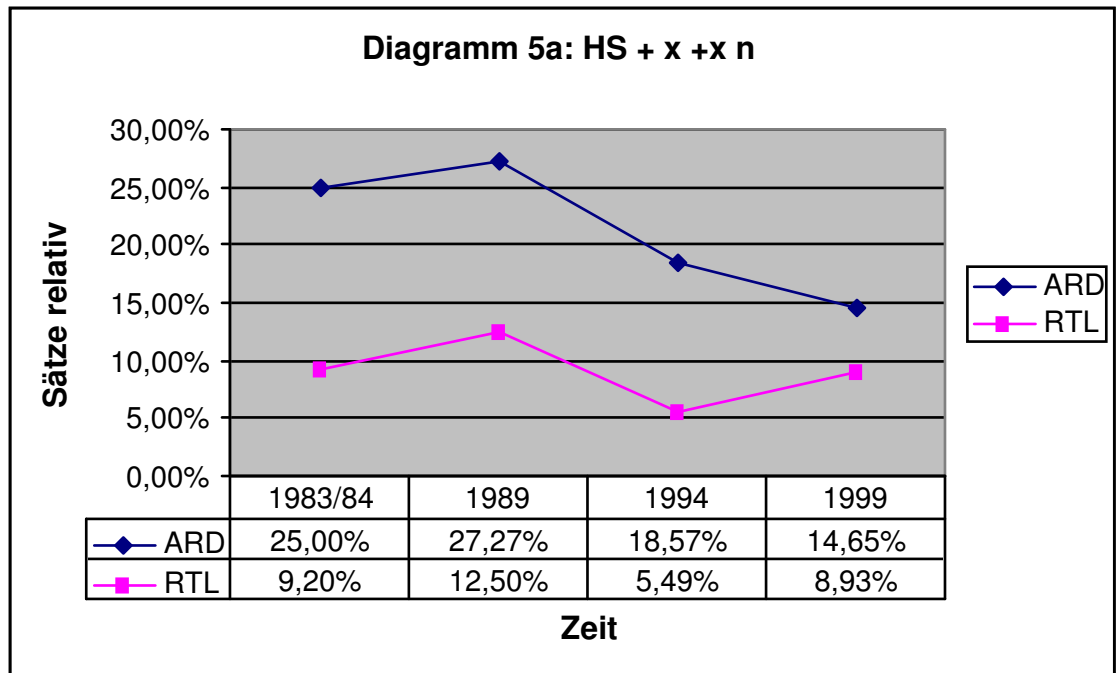
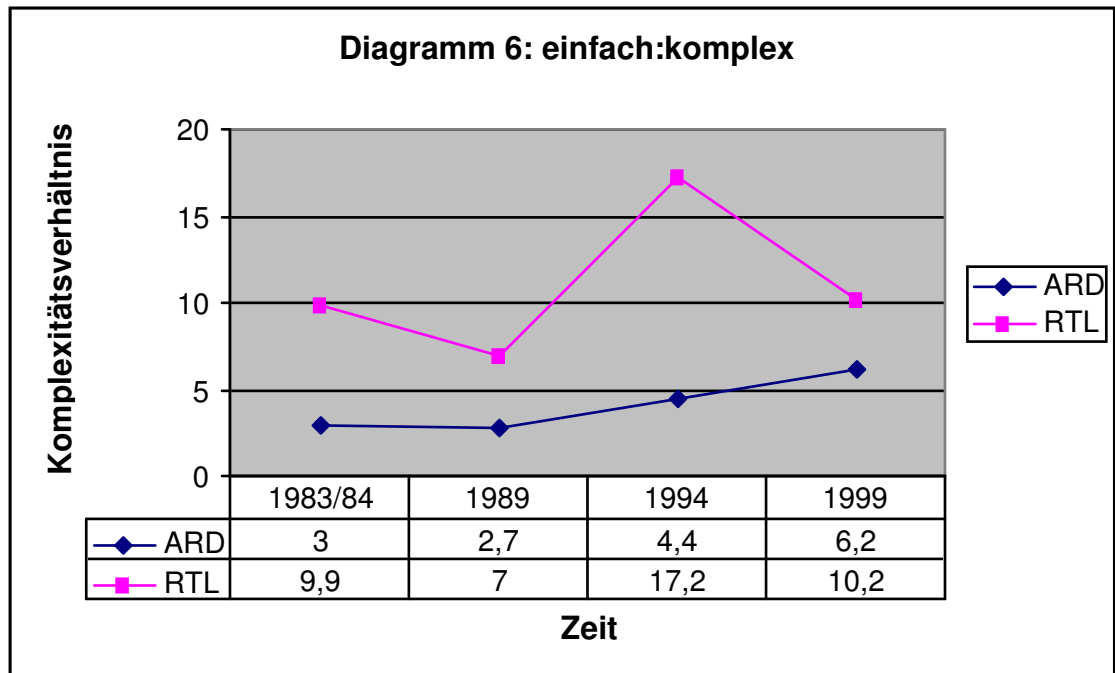


Diagramm 5a stellt den relativen Anteil syntaktisch komplexer Sätze im Vergleich zu den einfachen und zweigliedrigen Sätzen dar. Es zeigt sich, dass die *Tagesthemen* den Anteil komplexer Satzstrukturen relativ zum Gesamtkorpus gesehen zunächst leicht steigern, in der Folgezeit nimmt dieser – analog zur Steigerung der einfachen Satzstrukturen in Diagramm 4a – ab, und zwar insgesamt bis 1999 um ca. zehn Prozentpunkte. Die Werte von *RTL aktuell* liegen durchgängig unterhalb der des Konkurrenten; Anfangs- und Endwerte differieren kaum, dazwischen liegt eine Steigerung von ca. drei Prozentpunkten, die dann im folgenden Untersuchungsjahr durch eine Reduzierung um sieben Prozentpunkte zurückgenommen wird. Ein Vergleich der beiden Anbieter zeigt im Anfangsjahr eine Differenz von rund 16 Prozentpunkten; dagegen unterscheiden sich die beiden im Endwert nur noch um rund sechs Prozentpunkte, wobei die *Tagesthemen* stärker auf syntaktisch komplexe Sätze zurückgreift als der Konkurrent.

Bezüglich der Konvergenz kann hier eine Annäherung festgestellt werden, und zwar seitens des öffentlich-rechtlichen Anbieters, denn dieser reduziert den Gebrauch schriftlicher Sprachstrukturen, den der private Konkurrent durchgängig eher zu vermeiden sucht. Dies verdeutlicht auch Diagramm 6, das das Verhältnis von einfachen bzw. zweigliedrigen und komplexen Sätzen dokumentiert.



In Diagramm 6 wird das Verhältnis von syntaktisch einfachen bzw. zweigliedrigen zu syntaktisch komplexen Sätzen graphisch dargestellt, d.h. die Ergebnisse aus Diagramm 4 bzw. 4a und Diagramm 5 bzw. 5a werden zueinander in Beziehung gesetzt. Es zeigt sich, dass die *Tagesthemen* das Verhältnis zugunsten syntaktisch einfacher bzw. zweigliedriger Sätze zunächst leicht senken, dann aber zunehmend erhöhen, so dass im letzten Untersuchungsjahr das Verhältnis zu Gunsten syntaktisch einfacher Sätze mehr als doppelt so hoch liegt wie am Anfang. Dagegen liegt dieses Verhältnis bei dem privaten Anbieter von Anfang an deutlich höher, nimmt dann zwar zunächst ab, erreicht damit jedoch nur annähernd das Verhältnis des öffentlich-rechtlichen Konkurrenten aus dem letzten Untersuchungsjahr. Im Jahre 1994 stellt das Verhältnis 17,2:1 ein unvergleichbar hohes Ergebnis zugunsten syntaktischer einfacher bzw. zweigliedriger Sätze dar. Danach verringert sich dieses Verhältnis zwar wieder, übersteigt jedoch noch leicht den Ausgangswert. Insgesamt liegt das Verhältnis zu Gunsten der syntaktisch unkomplizierten Sätze bei den Privaten durchgängig höher, zu Beginn der Untersuchung mit dem mehr als dreifachen Wert an einfachen Satzstrukturen sehr deutlich; im letzten Untersuchungsjahr fällt diese Differenz geringer aus, da die *Tagesthemen* den Anteil zu Gunsten der einfachen Strukturen deutlich erhöht haben.

Damit nähern sich die beiden Anbieter einander an, und zwar seit 1994, wobei es schwierig ist festzustellen, vom wem die Annäherung stärker ausgeht: Betrachtet man nur den Anfangs- und Endwert, geht die Annäherung stärker von den *Tagesthemen* aus; isoliert man die letzten beiden Untersuchungszeiträume, so nähert sich *RTL* *aktuell* stärker an. Da in den vorangegangenen Diagrammen zur Satzdimensionalität insgesamt die Annäherung stärker von den *Tagesthemen* ausging, soll dies auch für dieses Diagramm gelten. Denn das Verhältnis von syntaktisch einfachen bzw. zweigliedrigen zu syntaktisch komplexen Sätzen zeigt bei dem öffentlich-rechtlichen Anbieter eine Zunahme der syntaktisch einfachen

Formen und damit eine stärkere Orientierung an mündlichem Sprachgebrauch, während hier bei der privaten Konkurrenz – ohne Einbezug der Zwischenwerte – kaum eine Änderung zu verzeichnen ist: Der Sprachgebrauch ist hinsichtlich der syntaktischen Struktur durchgängig mündlich geprägt.

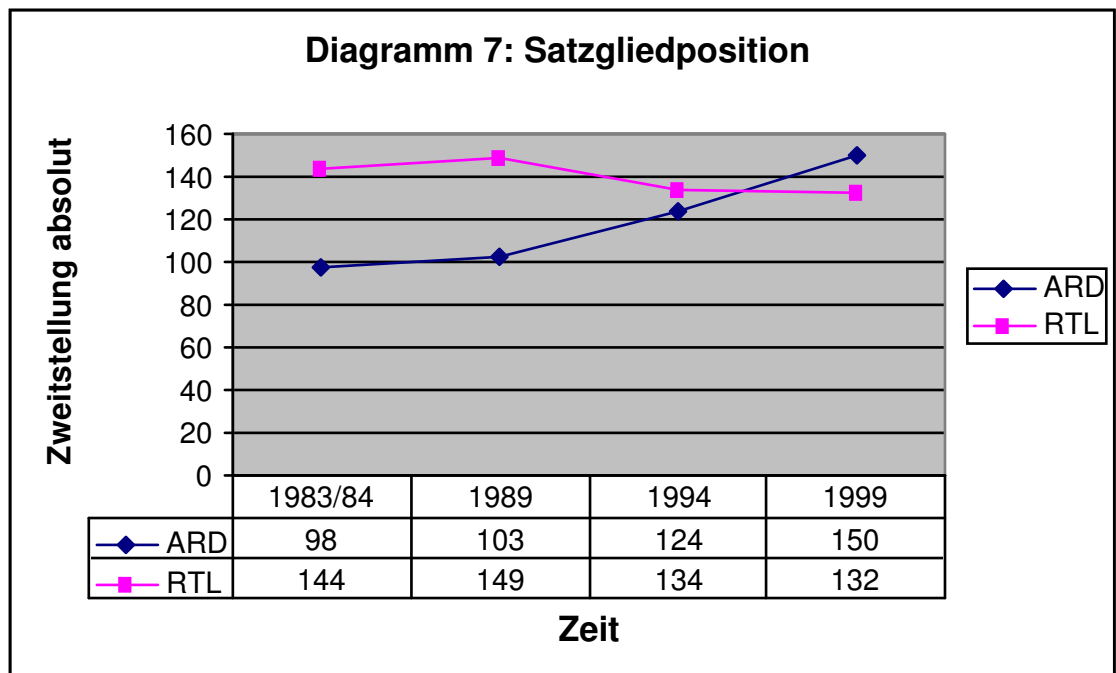
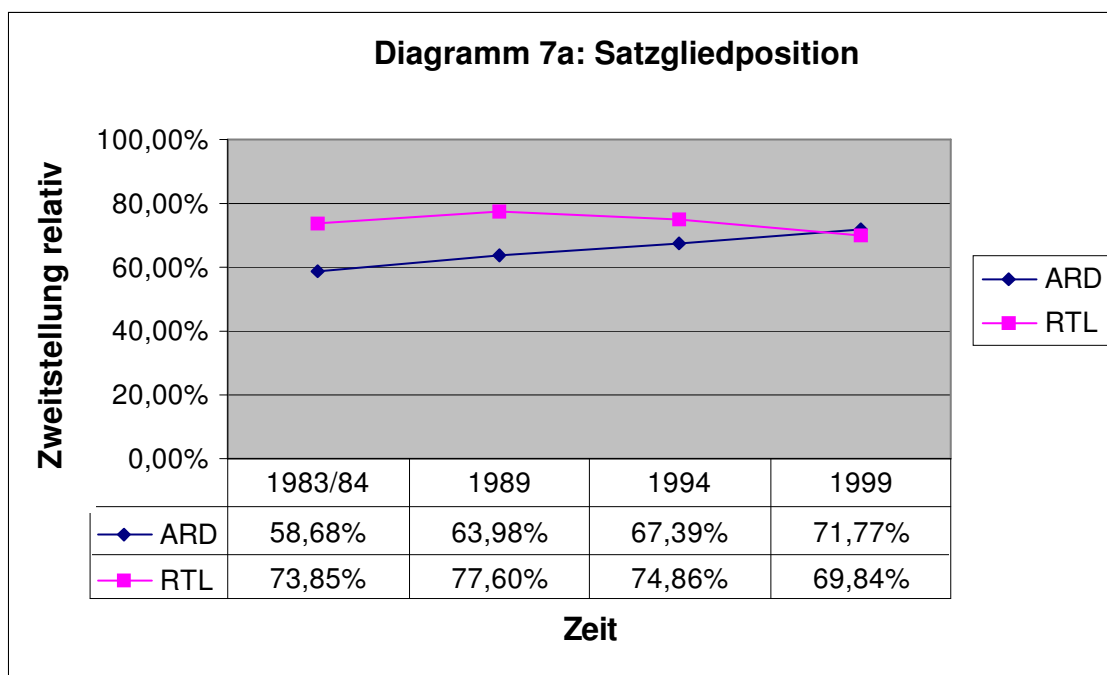


Diagramm 7 zeigt im Rahmen der Bestimmung der Satzgliedposition die Anzahl der Zweitstellungen. Es wird deutlich, dass die *Tagesthemen* diesen Wert kontinuierlich steigern: in den ersten beiden Untersuchungszeiträumen zunächst leicht, dann jedoch deutlich, so dass sich der Wert von 1989 bis 1994 um rund 20% steigert, und von 1994 bis 1999 noch einmal um 20%. Damit liegt der Endwert um 53% höher als der Ausgangswert. Dagegen reduziert der private Anbieter diesen Wert; zunächst findet allerdings eine leichte Erhöhung statt. Im dritten Untersuchungsjahr nimmt der Wert im Vergleich zu 1989 um 10% ab, dann noch einmal leicht, so dass der Endwert um 8% niedriger liegt als der Ausgangswert. Vergleicht man die beiden Nachrichtensendungen untereinander, so zeigt sich zu Beginn, dass *RTL aktuell* fast 50% mehr Zweitstellungen verwendet. Am Ende kehrt sich dieses Bild um, dann benutzen die *Tagesthemen* 14% häufiger Sätze mit dem finiten Verb in Zweitstellung.

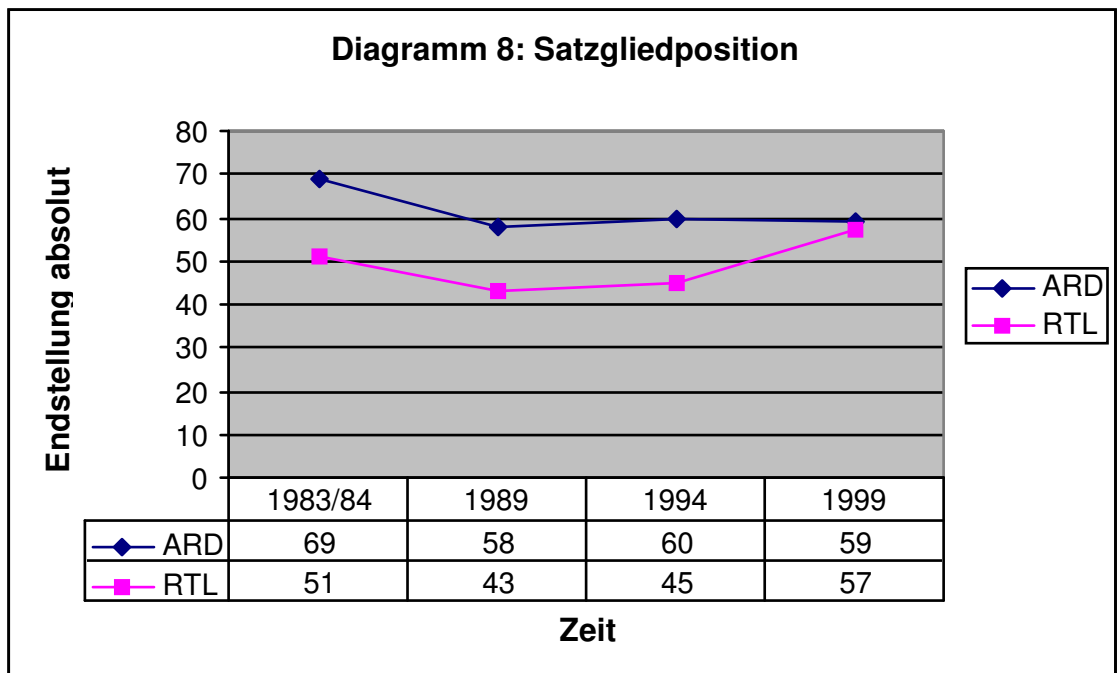
Damit lässt sich eine wechselseitige konvergente Entwicklung feststellen, die zwischen 1994 und 1999 zu einer Überschneidung führt. Danach divergiert der Prozess. Der öffentlich-rechtliche Anbieter orientiert sich zunehmend an mündlichen Strukturen, da der Gebrauch der Zweitstellung, die dort dominiert, erhöht wird. Dagegen reduziert der private Konkurrent diesen Wert, richtet sich also stärker nach der Schriftsprache. Betrachten wir in Diagramm 7a den relativen Anteil der Zweitstellung im Vergleich zur Endstellung.



In Diagramm 7a wird der relative Anteil der Zweitstellung im Vergleich zur Endstellung graphisch dargestellt. Es zeigt sich ein ähnlicher Verlauf wie bei den absoluten Werten, der Wert der *Tagesthemen* steigt kontinuierlich und liegt zuletzt um 13 Prozentpunkte oder, anders ausgedrückt, um 22% über dem Ausgangswert. *RTL aktuell* erhöht auch hier den Wert zunächst leicht, um zuletzt um vier Prozentpunkte unter dem Ausgangswert zu liegen. Allerdings nivellieren die Werte im Laufe des Untersuchungszeitraumes, so dass die Ergebnisse des letzten Untersuchungsjahres fast kongruent sind.

Darüber hinaus gelten die Aussagen hinsichtlich der Konvergenz und der Orientierung an mündlichen bzw. schriftlichen Sprachstrukturen aus Diagramm 7: Es findet eine wechselseitige konvergente Entwicklung statt, die zwischen 1994 und 1999 zu einer Überschneidung führt und danach leicht divergiert – allerdings in so einem geringen Maße, dass die Ergebnisse als fast kongruent zu bezeichnen sind. Dabei indiziert der zunehmende Gebrauch der Zweitstellung bei den *Tagesthemen* eine stärkere Orientierung an gesprochen sprachlichen Strukturen, die Reduzierung dieses Wertes bei der privaten Konkurrenz eine zunehmende Orientierung in Richtung Schriftsprache.

Betrachten wir in Diagramm 8 den Vergleichswert in Form der Endstellung, und zwar zunächst als absolute Werte.



In Diagramm 8 wird die Anzahl der benutzten Endstellungen dokumentiert, die in dieser Auszählung laut Definition die alternative Form zur Zweitstellung darstellen. Hier zeigt sich für die *Tagesthemen*, dass der Gebrauch der Endstellung insgesamt reduziert wird. Zwar findet 1994 noch einmal eine Erhöhung statt, allerdings sehr leicht. Zuletzt liegt der Wert um rund 15% unter dem Ausgangswert. Dagegen findet bei *RTL aktuell* insgesamt eine Erhöhung statt, allerdings über den Umweg einer Reduzierung im zweiten und dritten Untersuchungsjahr. Der Endwert liegt um rund 12% über dem Ausgangswert. Ein Vergleich zwischen den beiden Anbietern zeigt im ersten Untersuchungsjahr ein deutliches Übergewicht an Endstellungen bei den *Tagesthemen*, hier liegt der Wert um 35% höher. Dagegen ist der Endwert nahezu kongruent.

Damit findet auch hier eine wechselseitige konvergente Entwicklung statt, die zuletzt fast zu einer Überschneidung führt. Die Reduzierung bei den *Tagesthemen* bzw. die Erhöhung der Endstellung bei *RTL aktuell* indiziert auf öffentlich-rechtlicher Seite eine stärkere Orientierung an mündlichen, auf privater Seite an schriftlichen Sprachstrukturen. Betrachten wir auch hierzu die relativen Werte in Diagramm 8a.

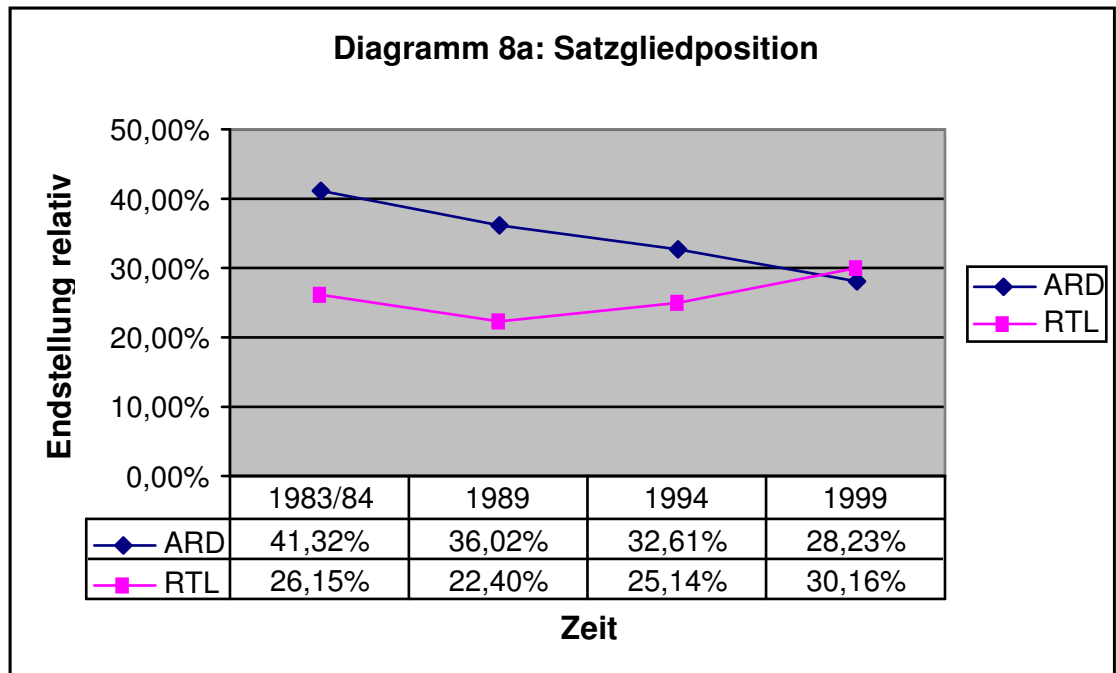


Diagramm 8a dokumentiert den relativen Gebrauch der Endstellung des finiten Verbs im Vergleich zur Zweitstellung. Analog zeigt sich für die *Tagesthemen*, dass hier der Gebrauch kontinuierlich abnimmt, insgesamt um 13 Prozentpunkte. Dagegen steigt dieser Wert nach einer leichten Reduzierung bei den privaten Nachrichten insgesamt um vier Prozentpunkte. Damit zeigt ein Vergleich zwischen den beiden Anbietern zunächst ein Übergewicht bei den *Tagesthemen*, zuletzt ist dieser Wert fast kongruent.

Hinsichtlich der Konvergenz und der mündlichen bzw. schriftlichen Ausrichtung gelten damit die vorangegangenen Ergebnisse: Die Entwicklung verläuft konvergent, da die *Tagesthemen* den Gebrauch der Endstellung reduzieren, während *RTL aktuell* diesen erhöht. Dieser Verlauf indiziert für den öffentlich-rechtlichen Anbieter eine stärkere Orientierung an mündlichen, für die private Konkurrenz an schriftlichen Sprachstrukturen. Betrachten wir zuletzt das Verhältnis der beiden Satzgliedpositionen zueinander, das in Diagramm 9 graphisch darstellt wird.



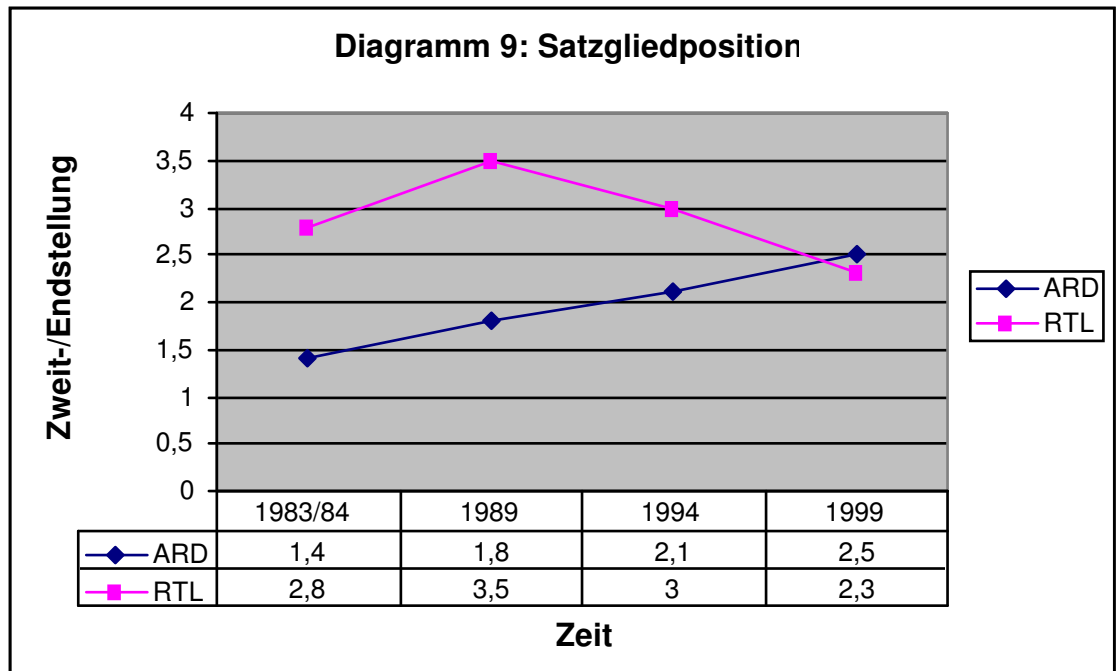


Diagramm 9 stellt das Verhältnis der Zweit- zur Endstellung des finiten Verbs dar. Es zeigt sich, dass in den *Tagesthemen*-Anmoderationen zunehmend die Zweit- der Endstellung vorgezogen wird, der Gebrauch steigert sich kontinuierlich um 0,3 bzw. 0,4, so dass der Endwert im Vergleich zum Ausgangswert um 79% höher liegt. Das Verhältnis von Zweit- zur Endstellung ist bei RTL *aktuell* im Vergleich zur Konkurrenz im ersten Jahr exakt doppelt so hoch, ähnlich auch noch im Untersuchungsjahr danach. Im folgenden Untersuchungsjahr wird dieser Wert reduziert, um dann im letzten Jahr unter den Ausgangswert zu sinken. Zu diesem Zeitpunkt differieren die beiden Anbieter kaum mehr.

Damit kann die Frage nach einer möglichen konvergenten Entwicklung eindeutig bejaht werden; die Annäherung findet wechselseitig ungefähr gleich stark statt. Zu Beginn der Messung, in den ersten beiden Untersuchungseinheiten, liegen die *Tagesthemen* unter dem Grenzwert 2:1, bewegen sich also gemäß der aufgestellten Definition im Bereich des schriftlichen Sprachgebrauchs. Danach folgen sie stärker mündlichen Strukturen. Der private Konkurrent bewegt sich durchgängig auf „mündlichem Terrain“, ja liegt im Jahre 1989 mit 3,5:1 für einen schriftlich vorformulierten Text sogar sehr hoch, wenn für eine alltägliche und spontane Situation wie besprochen der Wert 4,7:1 angenommen wird. Dieser Wert sinkt dann auch wieder, entfernt sich also von allzu mündlichen Strukturen und liegt im Jahre 1999 mit 2,3 sogar noch knapp unter dem Vergleichswert der Konkurrenz. Insgesamt bewegen sich beide im mündlichen Bereich.

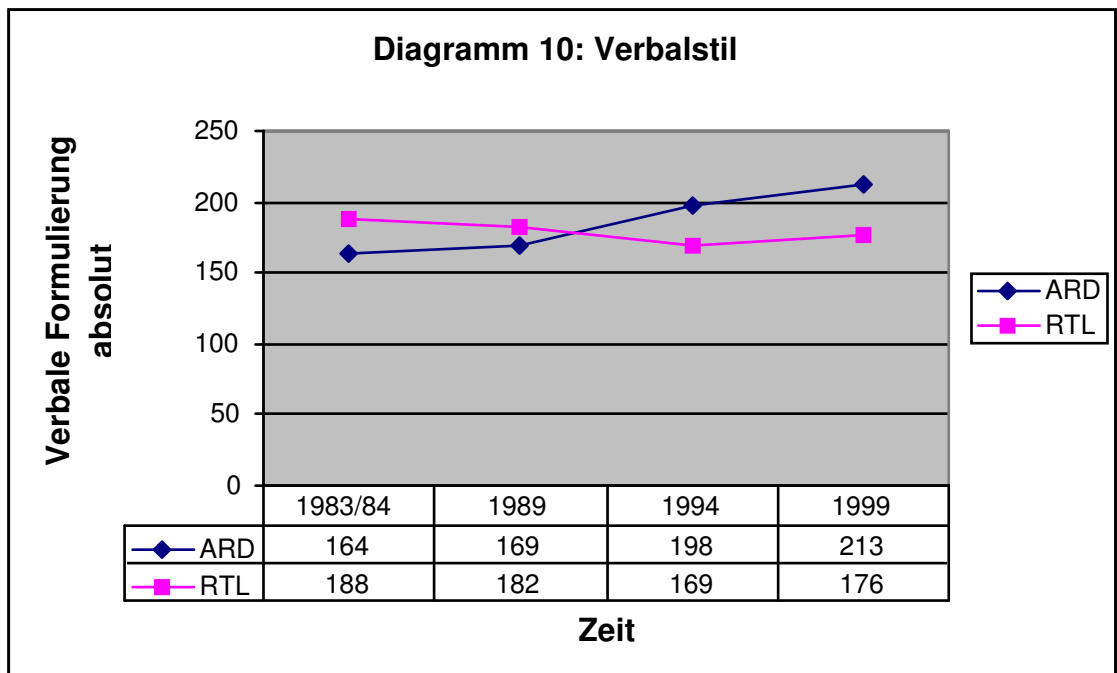
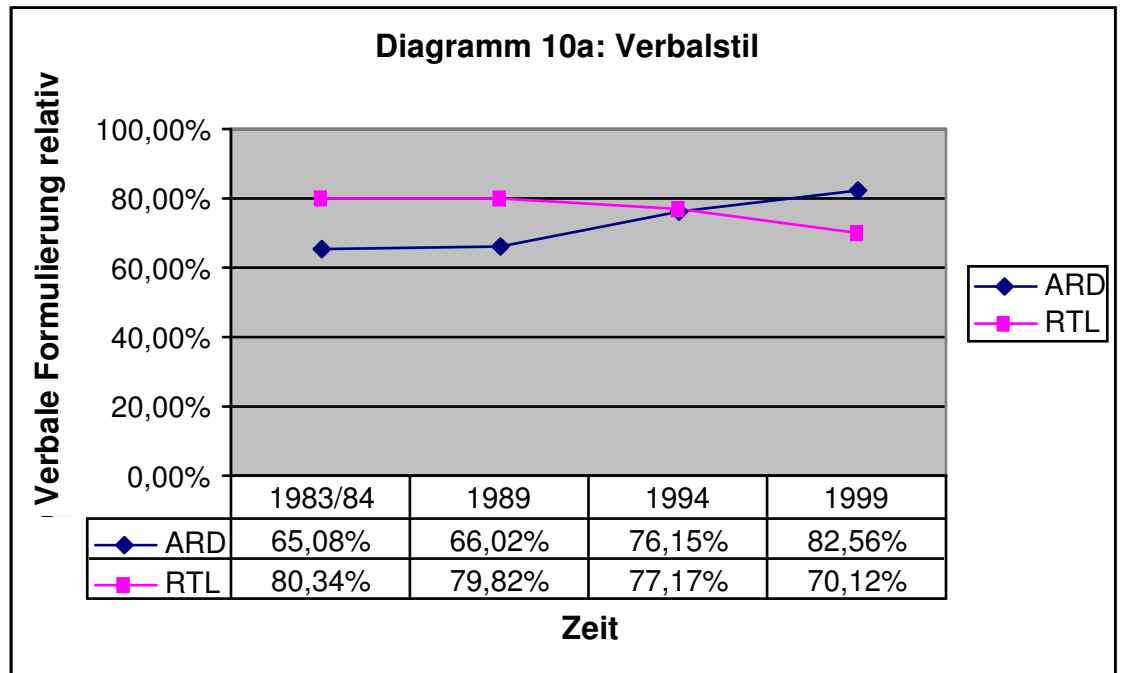


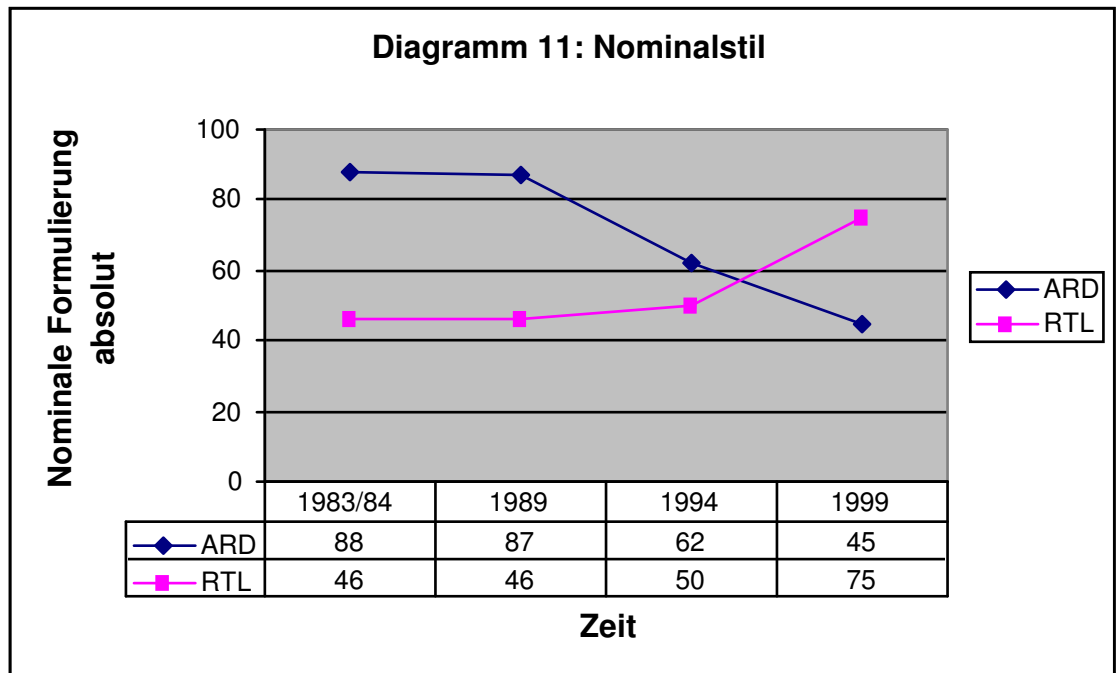
Diagramm 10 illustriert den Gebrauch verbaler Ausdrücke, der sich in den Anmoderationen der *Tagesthemen* kontinuierlich steigert, und zwar insgesamt um rund 30%. In den RTL-Anmoderationen zeigt sich ein gegenläufiger Trend, hier nimmt der Gebrauch bis 1994 kontinuierlich ab, erhöht sich zwar dann im letzten Untersuchungsjahr, liegt aber knapp unter dem Ausgangswert. Damit vergrößert sich nicht nur der Abstand zwischen den beiden Anbietern, das Verhältnis kehrt sich auch um: Benutzen die RTL-Nachrichten im ersten Untersuchungsjahr rund 15% häufiger verbale Formulierungen als der Konkurrent, so liegt dieser Wert 1999 bei dem öffentlich-rechtlichen Sender um 21% höher.

Die beiden Anbieter konvergieren wechselseitig, so dass zwischen 1989 und 1994 eine Überschneidung stattfindet: Bei *RTL aktuell* lässt sich 1994 exakt derselbe Wert verzeichnen, den die *Tagesthemen* 1989 aufweisen. Damit zeigt sich bezüglich der mündlichen und schriftlichen Sprachelemente ein gegenläufiger Trend: Der verstärkte Gebrauch verbaler Formulierungen lässt die Anmoderationen der *Tagesthemen* zunehmend mündlicher werden, während sich die privaten Nachrichten eher von diesem Trend abwenden und den Verbalstil weniger nutzen, insgesamt also eher schriftlicher werden. Betrachten wir in Diagramm 10a den relativen Anteil verbaler Ausdrücke im Vergleich zu den nominalen Wendungen.



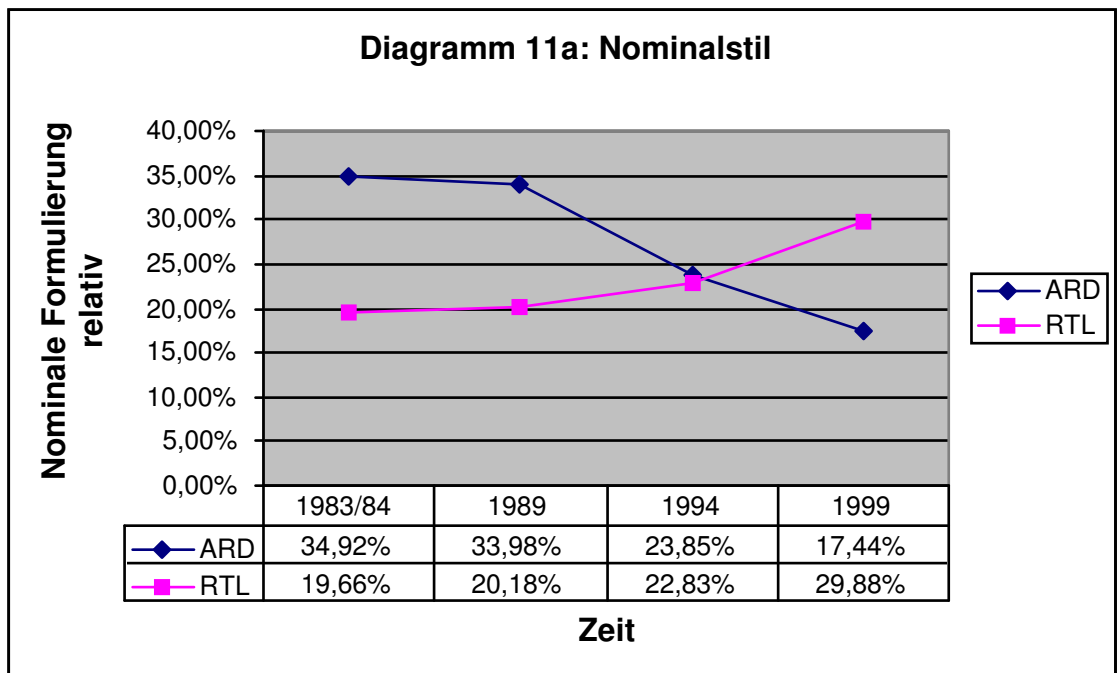
In Diagramm 10a wird der relative Anteil der verbalen Formulierungen im Vergleich zu den nominalen Wendungen dargestellt. Hier zeigt sich für die *Tagesthemen* ein ähnlicher Verlauf wie bei den absoluten Werten: Die kontinuierliche Erhöhung findet in den ersten beiden Untersuchungsjahren nur leicht, danach extremer statt, im Vergleich zum Ausgangswert hat sich der Endwert um 27% erhöht. Der Kurvenverlauf des privaten Anbieters differiert vom vorherigen Diagramm, denn in den ersten drei Untersuchungsjahren sinkt der Wert kontinuierlich, aber im Vergleich weniger, um zuletzt stärker abzunehmen und sich nicht wie in Diagramm 10 zu erhöhen. Insgesamt reduziert sich der Wert um rund zehn Prozentpunkte oder, anders ausgedrückt, um 13%. Damit fällt auch der Vergleich der beiden Anbieter untereinander anders aus, denn hier liegt der Wert des privaten Anbieters im ersten Untersuchungsjahr um 23% höher, im letzten Untersuchungsjahr verwenden die *Tagesthemen* jedoch nur 17% mehr verbale Ausdrücke als der Konkurrent.

Auch hier lässt sich deutlich ein konvergierender Prozess ablesen, der um 1994 herum zu einer Überschneidung führt, also etwas später als im vorangegangenen Diagramm. Außerdem geht hier die Annäherung stärker von den *Tagesthemen* aus, da die verbalen Ausdrücke zwischen 1989 und 1994 deutlicher zunehmen als sie bei der Konkurrenz abnehmen. Danach divergiert der Prozess. Hinsichtlich der Orientierung an mündlichem bzw. schriftlichem Sprachgebrauch gilt das vorangegangene Ergebnis: Die *Tagesthemen* werden aufgrund eines deutlicheren Verbalstils mündlicher, während *RTL* *aktuell* aufgrund der gegenteiligen Entwicklung schriftlicher wird.



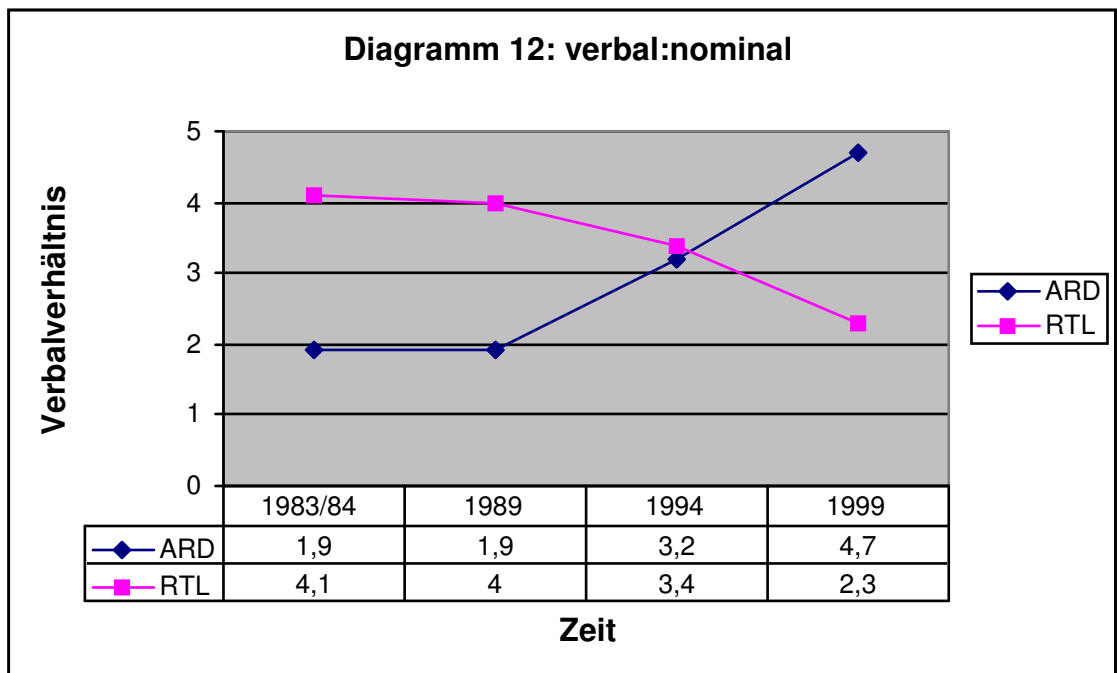
Die Messung der nominalen Wendungen entspricht den Ergebnissen aus Diagramm 10, indem hier das analoge Bild deutlich wird: Während sich der öffentlich-rechtliche Anbieter kontinuierlich von dem Nominalstil abwendet und den Wert im Laufe der Untersuchungszeit quasi halbiert, nimmt dieser Wert bei RTL zunächst langsam, doch dann sehr deutlich zu, und zwar um insgesamt rund 63%. Damit differieren im direkten Vergleich sowohl die Ausgangs- als auch Endwerte der beiden Anbieter stark, zu Beginn um 91%, zuletzt um 67%. Auffällig ist, dass zwischen den ersten beiden Untersuchungszeiträumen bei beiden Anbietern fast keine Bewegung stattgefunden hat. Das ist insofern irritierend, da sich sowohl die Anzahl der Sätze als auch die Verwendung verbaler Ausdrücke in die jeweilige Richtung verändern. Eine Erklärung dafür könnte in der Erhöhung bzw. Verringerung des Ellipsen-Gebrauchs zu finden sein.

Der Konvergenzverlauf ist deutlich zu erkennen, die Linien überschneiden sich zwischen 1994 und 1999. Dabei geht die Annäherung etwas stärker von den *Tagesthemen* aus, da hier die Werte bis 1994 extremer fallen. Damit bestätigt sich das vorherige Urteil: Der öffentlich-rechtliche Anbieter folgt verstärkt einem mündlichen Sprachgebrauch, indem der Gebrauch nominaler Wendungen geradezu halbiert wird, während der private Konkurrent dieses Stilmittel verstärkt nutzt, sich also Richtung Schriftlichkeit entwickelt. Betrachten wir auch hier den relativen Anteil der nominalen Wendungen in Diagramm 11a.



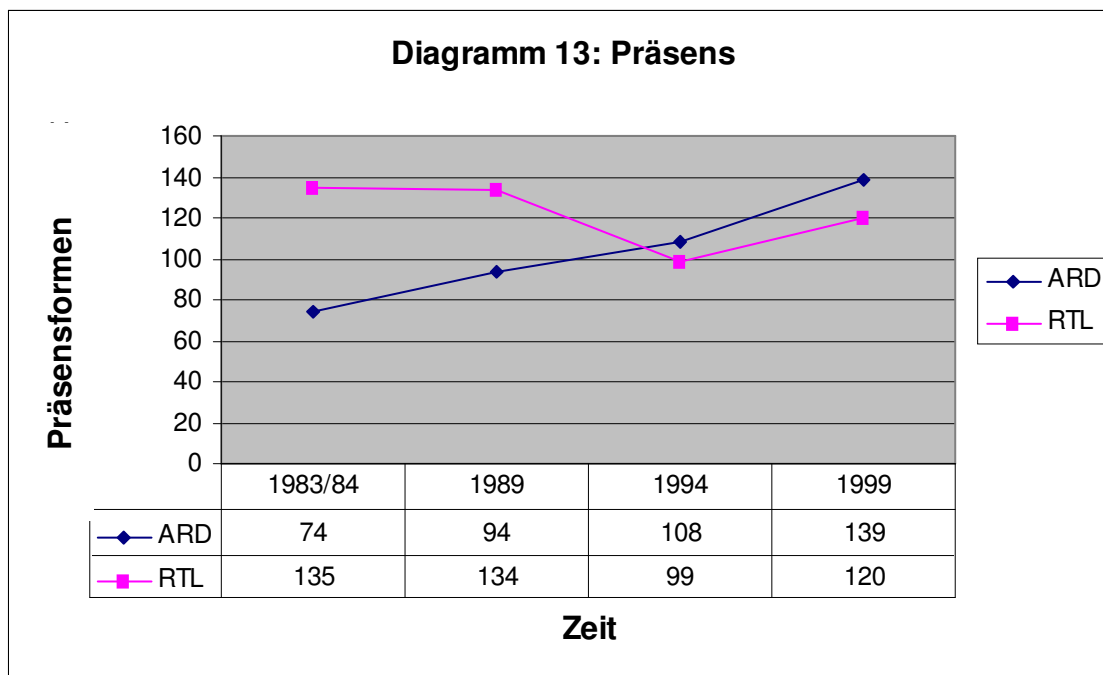
Die Darstellung des relativen Anteils der nominalen Wendungen im Vergleich zu den verbalen Ausdrücken zeigt ein vergleichbares Bild zu den absoluten Anteilen: Während in den *Tagesthemen* der Anteil der nominalen Ausdrücke kontinuierlich gesenkt wird, erhöht sich dieser Anteil bei *RTL aktuell* im Verlauf des Untersuchungszeitraums. Einziger Unterschied ist hier der Verlauf des privaten Anbieters in den ersten beiden Untersuchungsjahren: Aufgrund der genauen Prozentangabe mit zwei Stellen hinter dem Komma zeigt sich eine leichte Steigerung, während in Diagramm 11 an dieser Stelle keine Veränderung abzulesen ist.

Hinsichtlich der Konvergenz bestätigen sich die vorangegangenen Aussagen, allerdings findet hier die Überschneidung etwas früher statt, da schon 1994 fast derselbe Wert erreicht wird. Die Frage nach der veränderten Ausrichtung des mündlichen bzw. schriftlichen Sprachgebrauchs kann wie in Diagramm 11 beantwortet werden: Der private Anbieter wird schriftlicher, der öffentlich-rechtliche mündlicher. Betrachten wir in diesem Punkte abschließend die zusammenfassende Darstellung des Verhältnisses vom Verbal- zum Nominalstil in Diagramm 12.



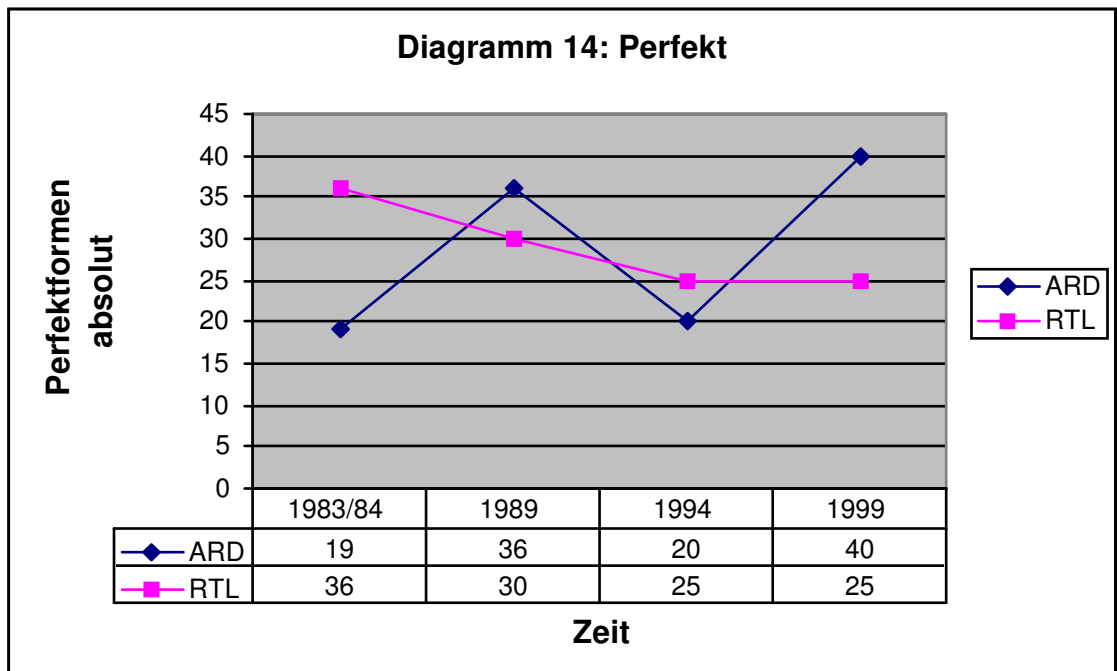
In Diagramm 12 wird das Verhältnis von verbalen zu nominalen Ausdrücken graphisch dargestellt. Es zeigt sich für die *Tagesthemen*, dass der verbale Anteil zunächst nicht extrem über dem nominalen liegt, denn das Verhältnis beträgt nur knapp 2:1. Dies ändert sich erst im dritten Untersuchungsjahr, hier wird bereits mehr als dreimal so häufig verbal formuliert. Dieser Wert steigert sich noch mit dem letzten Untersuchungsjahr, jetzt zeigt sich für die verbalen Wendungen fast der fünffache Wert. Bei dem privaten Anbieter steht das Verhältnis zu Beginn sehr deutlich für den Verbalstil; das ändert sich zunächst geringfügig, doch dann deutlich, so dass 1994 fast ein Gleichstand zwischen den Konkurrenten herrscht. Danach senkt *RTL aktuell* den Wert weiter, so dass der Verbalstil weniger stark überwiegt. Ein Vergleich der beiden Anbieter untereinander zeigt deutlich, dass sich das Verhältnis umgedreht hat. Dabei fallen die Anfangs- und Endwerte bei den *Tagesthemen* extremer aus, denn der Ausgangswert liegt niedriger als der Endwert bei *RTL aktuell*, so dass viel Raum für nominale Wendungen bleibt, während der Endwert des öffentlich-rechtlichen Anbieters sich sehr stark an dem Verbalstil orientiert – dieser Wert übersteigt den Maximalwert von *RTL*.

Damit zeigt sich auch hier eine deutliche Annäherung, die wechselseitig geschieht und um 1994 herum zu einer Überschneidung führt. Danach divergiert der Prozess. Zusammenfassend lässt sich noch einmal wiederholen, dass sich die *Tagesthemen* aufgrund der starken Entwicklung in Richtung Verbalstil vermehrt an mündlichen Sprachstrukturen orientieren, während *RTL aktuell* zunehmend Raum für nominale Wendungen lässt, sich also in Richtung Schriftlichkeit entwickelt.



In Diagramm 13 wird der Gebrauch des Präsens dargestellt, die erste der untersuchten Tempusformen. Bei den *Tagesthemen* zeigt sich eine deutliche Zunahme in der Präsens-Verwendung, der Wert steigt kontinuierlich um insgesamt rund 88%. Dagegen reduziert sich bei dem privaten Anbieter der Gebrauch dieser Tempusform, zunächst geringfügig, um dann im Jahre 1994 rapide abzusinken; zuletzt steigt der Wert wieder, bleibt jedoch um 11% unterhalb des Anfangswertes und fällt damit auch geringer aus als beim öffentlich-rechtlichen Konkurrenten. Im ersten Untersuchungsjahr liegt dagegen der Wert bei den *Tagesthemen*-Anmoderationen um 82% unter dem der Konkurrenz; der zuletzt gemessene Wert liegt bei dem öffentlich-rechtlichen Anbieter sogar knapp über dem Ausgangswert von *RTL aktuell*.

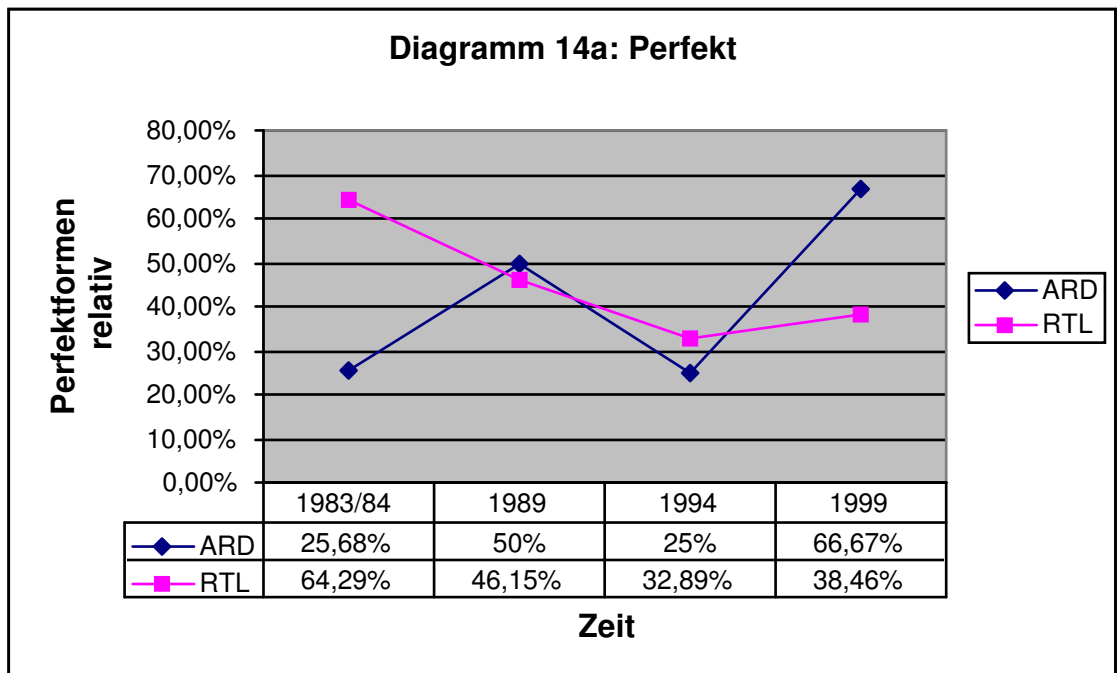
Auch hier zeigt sich eine deutliche konvergente Entwicklung, die wechselseitig verläuft und zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung führt; danach erhöhen sich die Werte parallel zueinander. Es wird deutlich, dass sich die *Tagesthemen* mit einem gesteigerten Präsensgebrauch gemäß der Definition in Kapitel 3.2 stärker an den Strukturen mündlichen Sprachgebrauchs orientieren, während sich *RTL aktuell* eher von diesem Trend abwendet und den Präsens-Gebrauch reduziert.



Auch in Diagramm 14 geht es um die Darstellung einer Tempusform, und zwar um die Vergangenheitsform des Perfekts. Hier zeigt sich, dass die RTL-Nachrichten den Gebrauch kontinuierlich verringern, wobei der Wert der letzten beiden Untersuchungseinheiten stagniert; insgesamt reduziert sich der Gebrauch um 44%. Dagegen zeigt die graphische Darstellung der Perfektformen in den *Tagesthemen*-Anmoderationen einen ganz ungewöhnlichen Verlauf: Der Wert nimmt zunächst stark zu – um 90% – und erreicht exakt den Ausgangswert des privaten Konkurrenten, fällt dann jedoch rapide ab, um sich danach zu verdoppeln. Vergleicht man nur den Ausgangs- und Endwert, so hat sich der Perfekt-Gebrauch bei den *Tagesthemen* mehr als verdoppelt; auffällig ist das Jahr 1994, in dem der Wert stark sinkt. Es bleibt das folgende Diagramm, das die Präteritumverwendung dokumentiert, abzuwarten, um dann weitere Schlussfolgerungen zu wagen. Vergleicht man die beiden Anbieter untereinander, so zeigt sich eine höchst ungleiche Ausgangslage – der Perfektgebrauch in den RTL-Nachrichten liegt um 90% höher –, dann differieren die Werte weit weniger stark, um am Ende um 60% auseinander zu liegen.

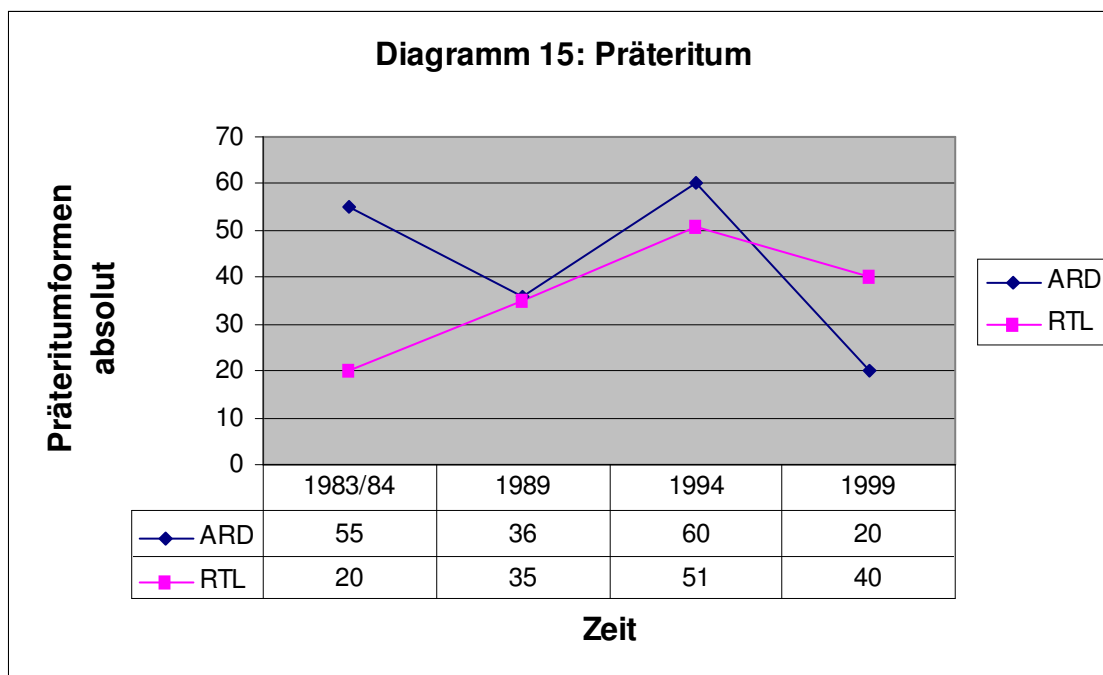
Auch hinsichtlich des Perfektgebrauchs lässt sich ein konvergierender Prozess ablesen; allerdings ist der Diagrammverlauf aufgrund der ARD-Daten auffällig, die Linien schneiden sich in drei Punkten. Betrachtet man den Verlauf zu jeder einzelnen Überschneidung, so zeigt sich, dass die Annäherung stärker von den *Tagesthemen* ausgeht. Da die RTL-Nachrichten den Perfekt-Gebrauch reduzieren, entwickeln sie sich gemäß der Definition in Richtung Schriftlichkeit. Betrachtet man dagegen die Anmoderationen der *Tagesthemen*, so zeigt sich eine stärkere Orientierung am mündlichen Sprachgebrauch, da der Perfekt-Gebrauch insgesamt zunimmt – wenn auch nicht kontinuierlich. Ergänzend wird in Diagramm 14a der relative Anteil des Perfektgebrauchs aufgezeigt.





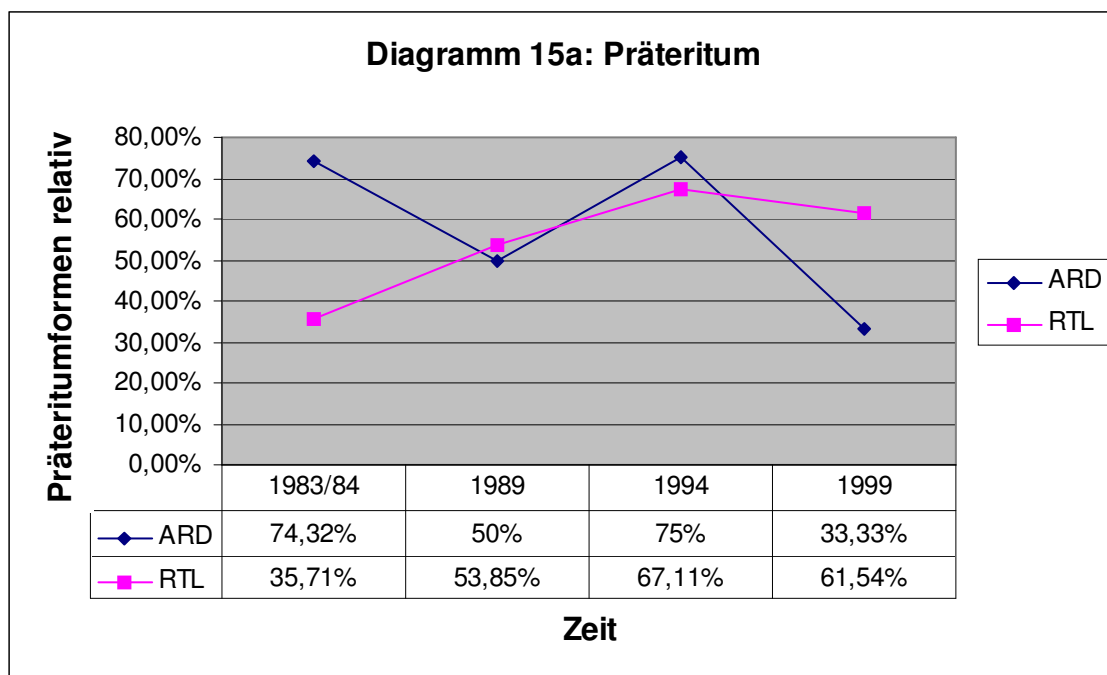
In Diagramm 14a wird der relative Anteil der Perfektformen an den Vergangenheitsformen insgesamt aufgezeigt. Der Kurvenverlauf zeigt im Vergleich zu den absoluten Werten für die *Tagesthem* wenig Änderung, d.h. der Perfektgebrauch nimmt insgesamt gesehen zu, allerdings diskontinuierlich, da nach einer Erhöhung im Jahre 1989 der Wert 1994 zunächst sinkt, um zuletzt weit über dem Ausgangswert zu liegen. Der Kurvenverlauf ist bei *RTL aktuell* im Vergleich zu den absoluten Werten in Diagramm 14 etwas steiler, d.h. die Werte verringern sich relational gesehen stärker; zudem lässt sich zwischen 1994 und 1999 eine leichte Steigerung um rund sechs Prozentpunkte verzeichnen, während die absoluten Werte hier unverändert bleiben. Insgesamt bestätigt sich jedoch der in Diagramm 14 aufgezeigte Trend hinsichtlich der Konvergenz, mit der Ausnahme, dass die erste Annäherung, die zwischen 1983/84 und 1989 zu einer Überschneidung führt, wechselseitig verläuft; danach geht der Annäherungsprozess, wie in Diagramm 14, stärker von öffentlich-rechtlicher Seite aus. Die Reduzierung des Perfektgebrauchs bei *RTL aktuell* indiziert gemäß der Definition eine stärkere Orientierung an schriftsprachlichen Strukturen, während die Zunahme der Perfektformen bei den *Tagesthem* auf eine Orientierung an der gesprochenen Sprache schließen lässt.

Interessant ist nun die Frage, wie sich der Perfekt-Gebrauch im Vergleich zu der alternativen Vergangenheitsform, dem Präteritum verhält, dessen Verwendung Diagramm 15 darstellt.



Um etwas Vergangenes auszudrücken, steht im Deutschen neben dem Perfekt auch das Präteritum zur Verfügung, dessen Gebrauch in Diagramm 15 dargestellt wird. Es zeigt sich, dass in den RTL-Nachrichten die Verwendung des Präteritums bis 1994 kontinuierlich steigt, im letzten Untersuchungsjahr jedoch wieder abnimmt; dennoch ist der zuletzt gemessene Wert immerhin doppelt so hoch als der Ausgangswert. Die graphische Darstellung der Präteritumformen in den *Tagesthemen*-Anmoderationen erinnert an den Kurvenlauf in Diagramm 14a, denn analog dazu zeigt sich ein diskontinuierliches Bild: Im zweiten Untersuchungsjahr nimmt der Wert zunächst um 35% ab, um dann wieder um 67% zu steigen; zuletzt verringert sich der Wert auf ein Drittel des vorangegangenen Untersuchungsjahres und um 64% im Vergleich zum Ausgangsjahr 1983/84. Auch hier ist das Jahr 1994 auffällig, da analog zu der Verringerung des Perfektgebrauchs in Diagramm 14 der des Präteritums steigt. Eine Erklärung für diese im Vergleich zu den bisherigen Ergebnissen untypische Diskontinuität fällt schwer, so dass statt unbefriedigender Hypothesen diese Erscheinung lediglich als Auffälligkeit konstatiert und derart verbleiben wird. Vergleicht man die Ausgangs- und Endwerte der beiden Konkurrenten miteinander, so zeigt sich, dass die *Tagesthemen* zunächst fast dreimal so viele Präteritumformen benutzen, zuletzt jedoch 50% weniger. Der maximale Wert liegt bei der ARD immerhin um 18% über dem des Konkurrenten (1994).

Auch hier verlaufen die beiden Kurven konvergent und schneiden sich in zwei Punkten: Zunächst im Jahre 1989 (annähernd) – hier verläuft die Annäherung wechselseitig – und dann zwischen 1994 und 1999; hier geht die Annäherung stärker von den *Tagesthemen* aus. Analog zu den Ergebnissen des Perfektgebrauchs zeigt sich für den öffentlichen Anbieter insgesamt eine stärkere Orientierung am mündlichen Sprachgebrauch, da das Präteritum hier im Vergleich zum Perfekt seltener verwendet wird, und für RTL *aktuell* ein Trend in Richtung Schriftlichkeit.



Die Berechnung des relativen Präteritumgebrauchs bestätigt die absoluten Werte, der Kurvenverlauf ist fast identisch. Damit wiederholt sich das Ergebnis aus Diagramm 15: Die RTL-Nachrichten erhöhen den Gebrauch des Präteritums bis 1994 kontinuierlich, hier liegt der Wert um ca. 31 Prozentpunkte höher als der Ausgangswert. Im letzten Untersuchungsjahr sinkt dieser Wert wieder leicht, und zwar um rund sechs Prozentpunkte, liegt damit aber immer noch um rund 26 Prozentpunkte höher als der Ausgangswert. Bei den *Tagesthemen* wiederholt sich der diskontinuierliche Verlauf aus Diagramm 15: Während der Präteritumsgebrauch bis 1989 um rund ein Viertel gesenkt wird, erhöht sich dieser Wert im dritten Untersuchungsjahr nahezu identisch auf den Ausgangswert. Zuletzt, im Jahre 1999, wird der Gebrauch des Präteritums erneut stark gesenkt und liegt um 41 Prozentpunkte unterhalb des Ausgangswertes. Damit zeigt ein direkter Vergleich der beiden Anbieter große Unterschiede sowohl im Ausgangs- als auch im Endjahr, wobei sich das Verhältnis vertauscht hat: Während die *Tagesthemen* zu Anfang 1983/84 um rund 39 Prozentpunkte höher liegen als die RTL-Nachrichten, zeigt sich im letzten Untersuchungsjahr, dass nun *RTL aktuell* um rund 28 Prozentpunkte höher liegt als die Konkurrenz.

Damit lassen sich auch diese Ergebnisse im Sinne der Konvergenzthese interpretieren, die Linien schneiden sich aufgrund des diskontinuierlichen Verlaufs der *Tagesthemen* sogar in drei Punkten. Die Reduzierung des Präteritum-Gebrauchs bei den *Tagesthemen* indiziert im definierten Sinn eine Ausrichtung in Richtung Mündlichkeit, während sich bei den RTL-Nachrichten eine gegenläufige Entwicklung zeigt, der Trend geht hier zur Schriftlichkeit.

Betrachten wir nun in Diagramm 16 zusammenfassend das Verhältnis von Präteritum zu Perfekt.

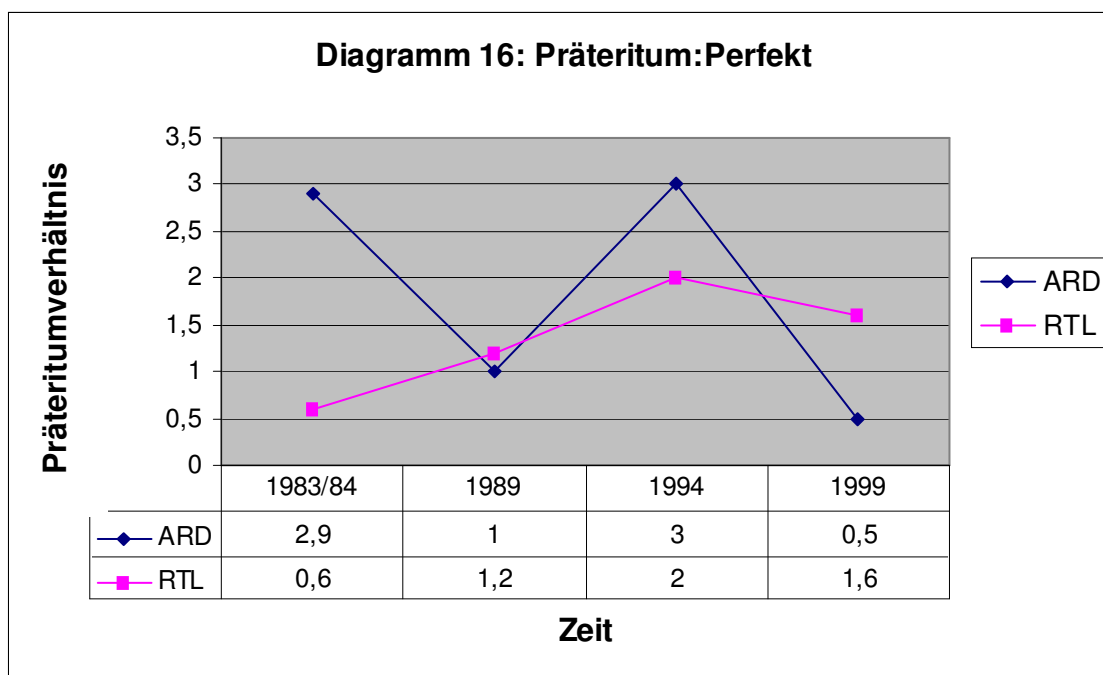
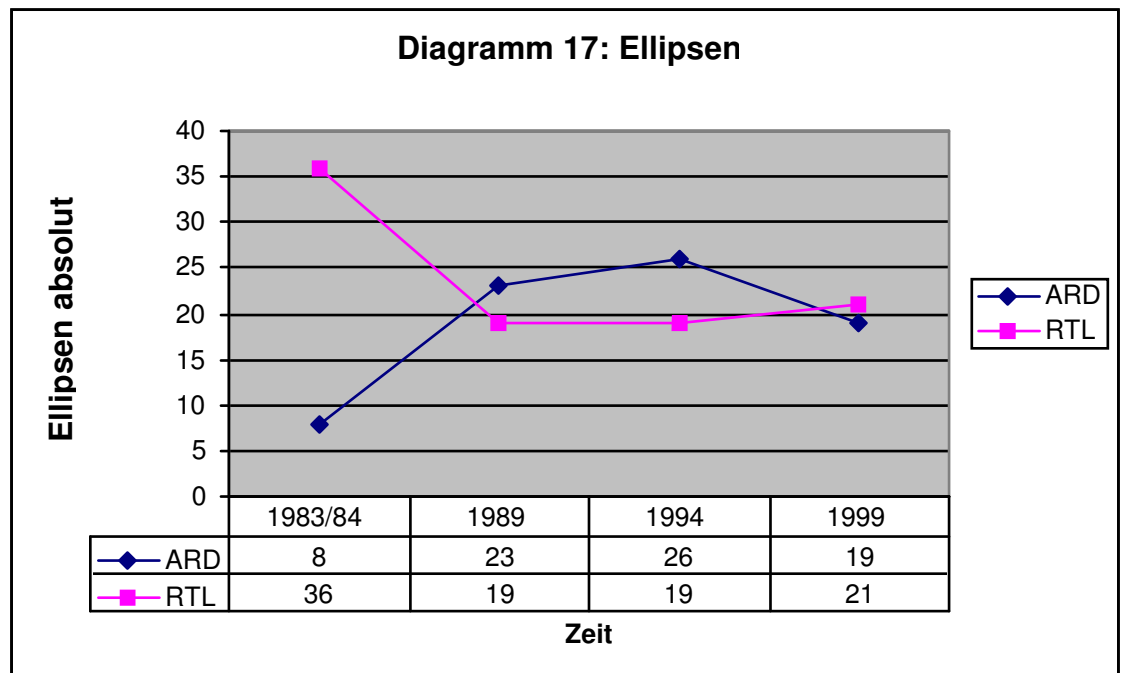


Diagramm 16 verdeutlicht zusammenfassend das Verhältnis von Präteritum zu Perfekt: Bei den *Tagesthemen* überwiegt der Gebrauch des Präteritums deutlich 1983/84 und 1994, und zwar um das Dreifache. 1989 herrscht Remis; erst 1999 werden mehr Perfekt- denn Präteritumformen benutzt. Dieses Verhältnis entspricht dem Ausgangswert von *RTL aktuell*, d.h. 1983/84 überwiegt der Perfektgebrauch. In der Folge verändert sich diese Relation zu Gunsten des Präteritums, das bis zur letzten Untersuchungseinheit überwiegt. Hier zeigt sich noch einmal deutlich die gegenläufige Entwicklung der beiden Sender: Während bei den RTL-Nachrichten ein Verhältnis zu Gunsten des Präteritums eher den Strukturen schriftlichen Sprachgebrauchs entspricht, dominiert in den Anmoderationen der *Tagesthemen* ähnlich der mündlichen Kommunikation das Perfekt.

Hinsichtlich der Konvergenz lässt sich sehen, dass in den Punkten, in denen es zu einer Überschneidung kommt, die Annäherung stärker von den *Tagesthemen* ausgehen. Dies gilt auch, wenn man sich nur die Anfangs- und Endwerte anschaut, denn die Reduzierung der Präteritumformen geschieht bei den *Tagesthemen* radikaler als die Erhöhung bei *RTL aktuell*.



In Diagramm 17 zeigt sich der durchschnittliche Ellipsen-Gebrauch in den Anmoderationen: Bei den *Tagesthemen* verdreifacht sich dieser Wert vom ersten zum zweiten Untersuchungsjahr nahezu, um dann 1994 nochmals zu steigen. Zuletzt verringert sich dieser Wert wieder, ist aber im Vergleich zum Ausgangswert mehr als doppelt so hoch und erreicht exakt den Wert von *RTL aktuell* in den Jahren 1989 und 1994. Die Entwicklung bei dem privaten Anbieter ist gegenläufig, denn vom ersten zum zweiten und dritten Untersuchungsjahr halbiert sich der Ellipsen-Gebrauch annähernd, um dann zuletzt noch einmal leicht zu steigen; dieser Wert stellt allerdings im Vergleich zum Ausgangswert eine 42%ige Reduzierung dar. Damit zeigt sich zu Beginn eine große Kluft zwischen den beiden Anbietern – in den *RTL-Nachrichten* finden sich 4,5-mal so viele Ellipsen –, die zum zuletzt gemessenen Zeitpunkt nahezu aufgehoben ist.

Dieses Ergebnis lässt sich hinsichtlich der Konvergenzfrage positiv interpretieren, es findet eine wechselseitige Annäherung statt, und zwar bereits zwischen den ersten beiden Untersuchungseinheiten. Zwischen 1994 und 1999 kommt es zu einer zweiten Überschneidung. Damit zeigt sich gemäß der Definition bei den *Tagesthemen* eine stärkere Orientierung an mündlichen Sprachstrukturen, da die Verwendung der für diese Ausprägung typischen Ellipse zunimmt, während bei den *RTL-Nachrichten* dieser Wert reduziert wird, also eine Ausrichtung gen schriftlichen Strukturen stattfindet, so dass die beiden Anbieter zuletzt hinsichtlich des Ellipsen-Gebrauchs kaum mehr zu unterscheiden sind.

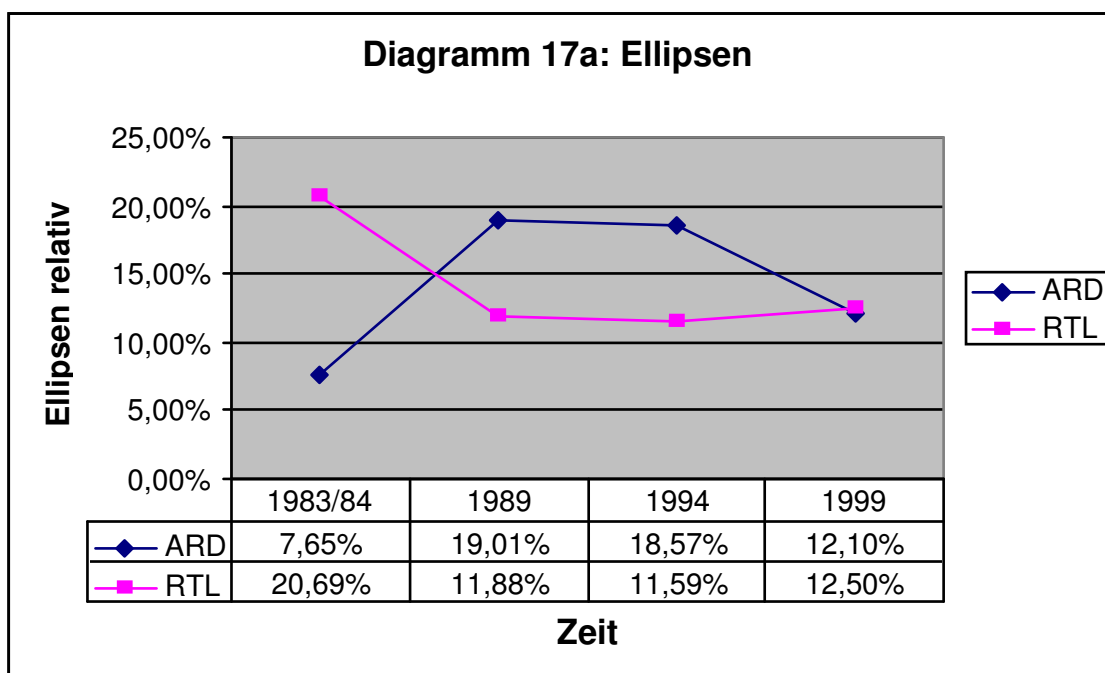


Diagramm 17a stellt den relativen Anteil elliptischer Sätze am Gesamtkorpus dar. Danach sind im ersten Untersuchungsjahr lediglich 7,65% der benutzten Sätze in den *Tagesthemen* elliptisch formuliert; dieser Anteil steigert sich in der Folge auf fast 20%, sinkt dann zwar im letzten Untersuchungsjahr 1999 auf 12,10%, liegt damit jedoch noch 4,45 Prozentpunkte über dem Ausgangswert. Dagegen beträgt der Anteil elliptischer Sätze bei *RTL aktuell* im ersten Untersuchungsjahr über 20%, dieser Wert nimmt dann jedoch stark ab und macht bis zuletzt nur noch ungefähr 12% der Sätze aus.

Damit präsentiert sich der Kurvenverlauf analog zu Diagramm 17, so dass diese Ergebnisse hinsichtlich der Konvergenz und der mündlichen und schriftlichen Sprachelemente auch hier gelten: Die Entwicklung verläuft konvergent, so dass es bereits zwischen 1983/84 und 1989 zu einer Überschneidung kommt. Danach divergiert der Prozess zunächst, um sich in der Folge erneut anzunähern: Die Werte aus dem Jahr 1999 verdeutlichen hier umso mehr den Annäherungsverlauf der beiden Anbieter hin zu einer Kongruenz, denn die Werte differieren nur noch um 0,4 Prozentpunkte. Die genaue Angabe in Prozentzahlen mit zwei Stellen hinter dem Komma erlaubt darüber hinaus eine differenzierte Aussage zu den Werten von *RTL aktuell* aus den Jahren 1989 und 1994, die als absolute Werte identisch, in Diagramm 17a jedoch leicht unterschiedlich sind, wenn auch nur um 0,29 Prozentpunkte.

Darüber hinaus indiziert auch Diagramm 17a eine zunehmende Orientierung des öffentlich-rechtlichen Anbieters an mündlichen Sprachstrukturen, da der Ellipsen-Gebrauch zunimmt, während der private Konkurrent diesen Anteil reduziert, also im definierten Sinn stärker schriftsprachlich formuliert.

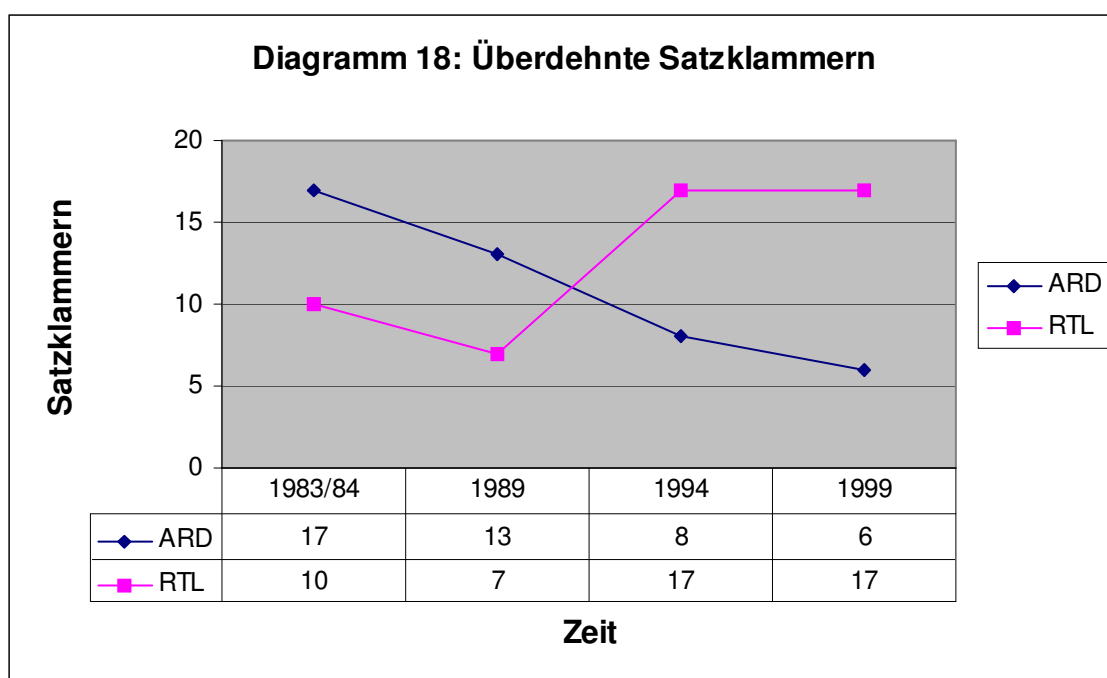
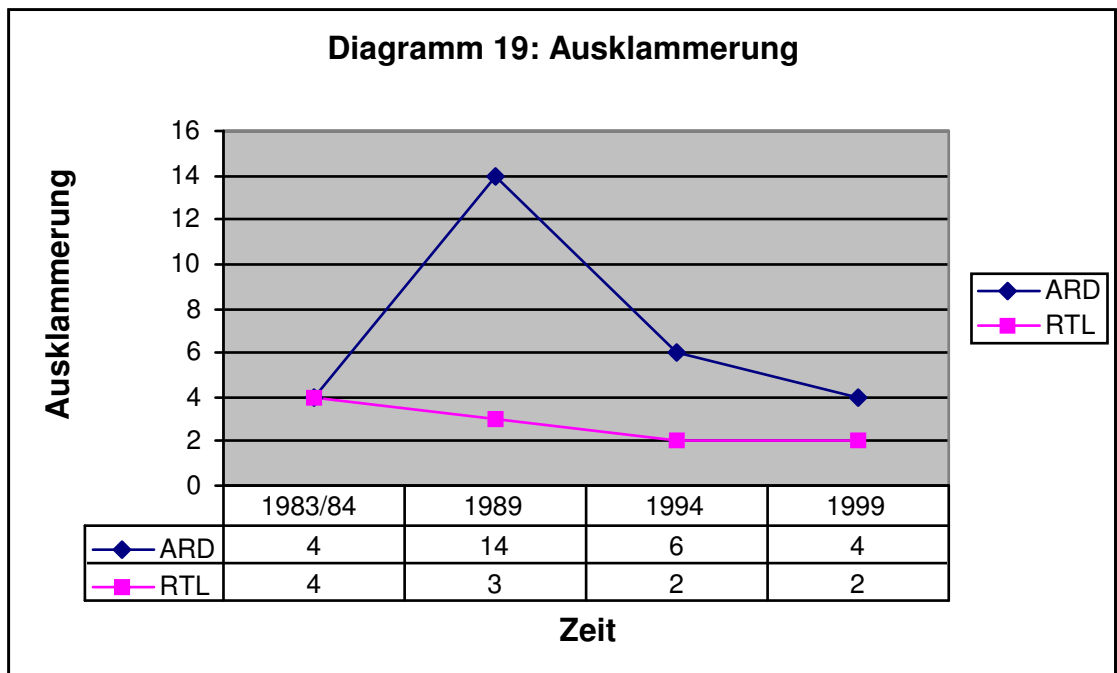


Diagramm 18 verdeutlicht, wie sich der Gebrauch überdehnter Satzklammern im Laufe der Untersuchungseinheiten verändert hat: Die *Tagesthemen* reduzieren diese Struktur kontinuierlich, insgesamt um fast ein Drittel. Dagegen steigern die RTL-Nachrichten die Verwendung überdehnter Satzklammern: Nach einem Rückgang im Jahre 1989 erhöht sich der Wert im Vergleich zum Anfang um 70% und nimmt exakt den Ausgangswert des Konkurrenten an. Die Differenz zwischen den beiden Anbietern beträgt dementsprechend im Ausgangsjahr 70%; zuletzt werden in den privaten Nachrichten fast dreimal so viele dieser Satzklammern verwendet.

Damit lässt sich der Kurvenverlauf als konvergent bezeichnen, bis 1994 nähern sich die beiden Anbieter wechselseitig an, die weitere Entwicklung verläuft divergent. Bezogen auf den mündlichen bzw. schriftlichen Sprachgebrauch bedeutet dies, dass die *Tagesthemen*-Anmoderationen zunehmend mündlicher werden – der letzte Wert liegt sogar noch unter dem Ausgangswert von *RTL aktuell* –, da überdehnte Satzklammern im definierten Sinn aufgrund des Komplexitätsgehalts ein markantes Konstruktionsmerkmal schriftlicher Texte sind. Dahingegen werden die Anmoderationen des privaten Konkurrenten hinsichtlich des Merkmals *überdehnte Satzklammer* zunehmend schriftlicher formuliert, da hier der Gebrauch gesteigert wird.



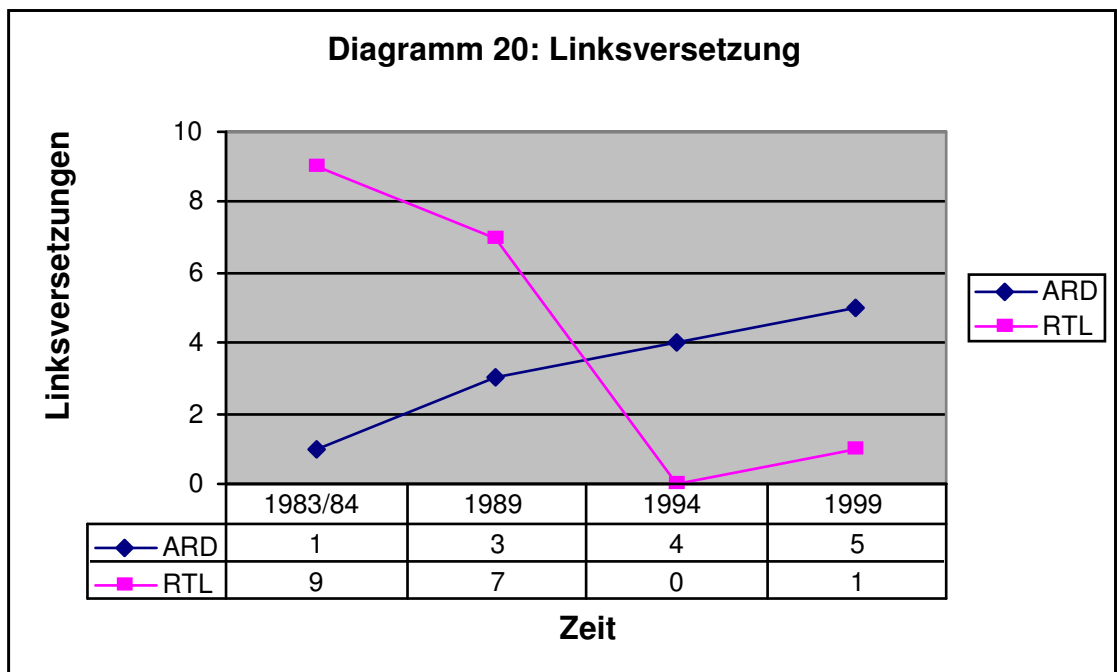
Mit Diagramm 19 betreten wir das Feld der Herausstellungstypen, beginnend mit den Ausklammerungen; es folgt in Diagramm 20 die Darstellung des Gebrauchs der Linksversetzung, in Diagramm 21 der Rechtsversetzung. Diese Teilergebnisse fließen in die Kategorie *Herausstellungstypen insgesamt* ein, die in Diagramm 22 dargestellt wird. Da es sich also in Diagramm 19, 20 und 21 lediglich um Teilkategorien handelt, fallen diese Werte geringer aus, entbehren damit jedoch nicht einer Aussagefähigkeit. Denn aufgrund der Komplexität der Kategorie *Herausstellungstypen insgesamt* erscheint eine differenzierte Aufstellung sinnvoll, so dass also auch die Zwischenergebnisse separat aufgeführt werden.

In Diagramm 19 wird deutlich, dass die RTL-Nachrichten den Gebrauch der Ausklammerung kontinuierlich reduzieren, so dass sich der Wert in den letzten beiden Untersuchungsjahren halbiert. Der Ausgangswert der *Tagesthemen* deckt sich exakt mit dem der Konkurrenz, was im Vergleich zu den anderen Ergebnissen als eher untypisch bezeichnet werden kann. Der weitere Verlauf ist weniger stringent: Zunächst erhöht sich der Wert um das 3,5fache, um dann auf weniger als die Hälfte abzusinken und zuletzt wieder den Ausgangswert anzunehmen. Der auffällig hohe Wert im Jahre 1989 lässt sich durch die persönliche Vorliebe des *Tagesthemen*-Moderators Hanns Joachim Friedrichs erklären, der überdurchschnittlich häufig von Ausklammerungen Gebrauch macht und damit das Ergebnis insgesamt erhöht.

Da die beiden Anbieter mit demselben Ausgangswert starten, sind Aussagen zur Konvergenz schwierig: Zwar findet nach einem divergierenden Prozess wieder eine Aufeinander-zu-Bewegung statt, und zwar von Seiten der *Tagesthemen*, da jedoch dieser letzte Wert keine Veränderung zu dem Ausgangswert darstellt und der private Anbieter sich im Laufe der Untersuchungszeit von diesem Wert entfernt, wird in diesem Fall keine konvergente Entwicklung angenommen. Hinsichtlich der Frage nach mündlichen bzw. schriftlichen Entwicklungstendenzen zeigt sich, dass die RTL-Nachrichten zunehmend

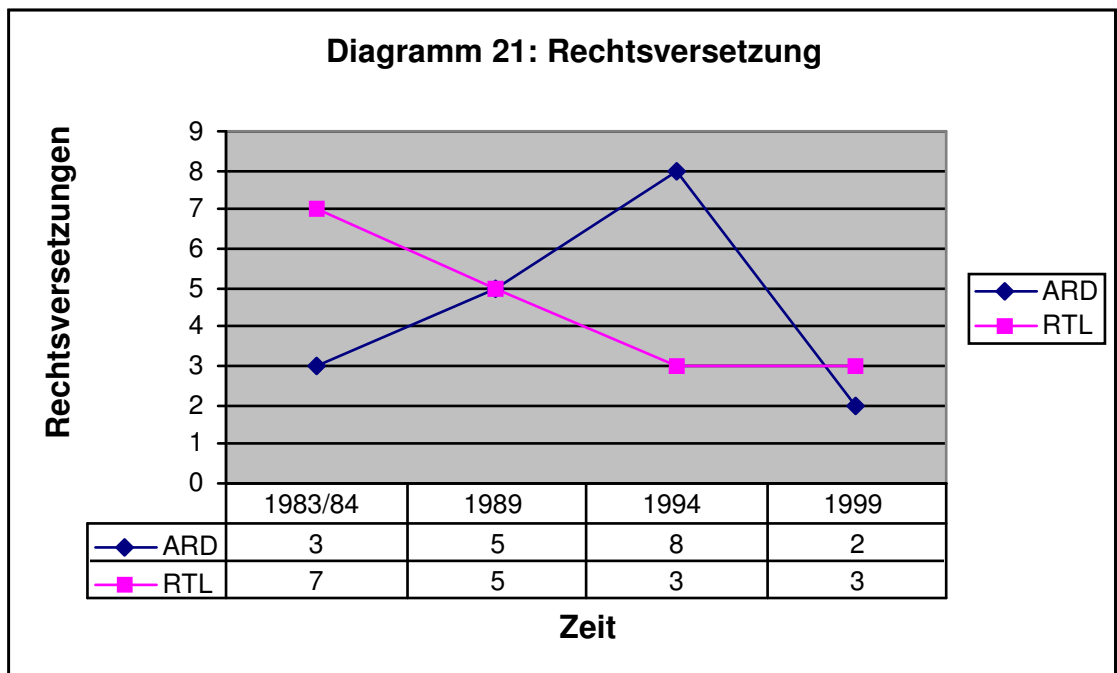


schriftnaher formulieren, da stärker auf Ausklammerungen verzichtet wird; dies könnte mit der Zunahme der überdehnten Satzklammern in Diagramm 18 korrelieren. Die *Tagesthemen* bleiben nach einer stärkeren Orientierung an mündlichen Strukturen insgesamt unverändert.



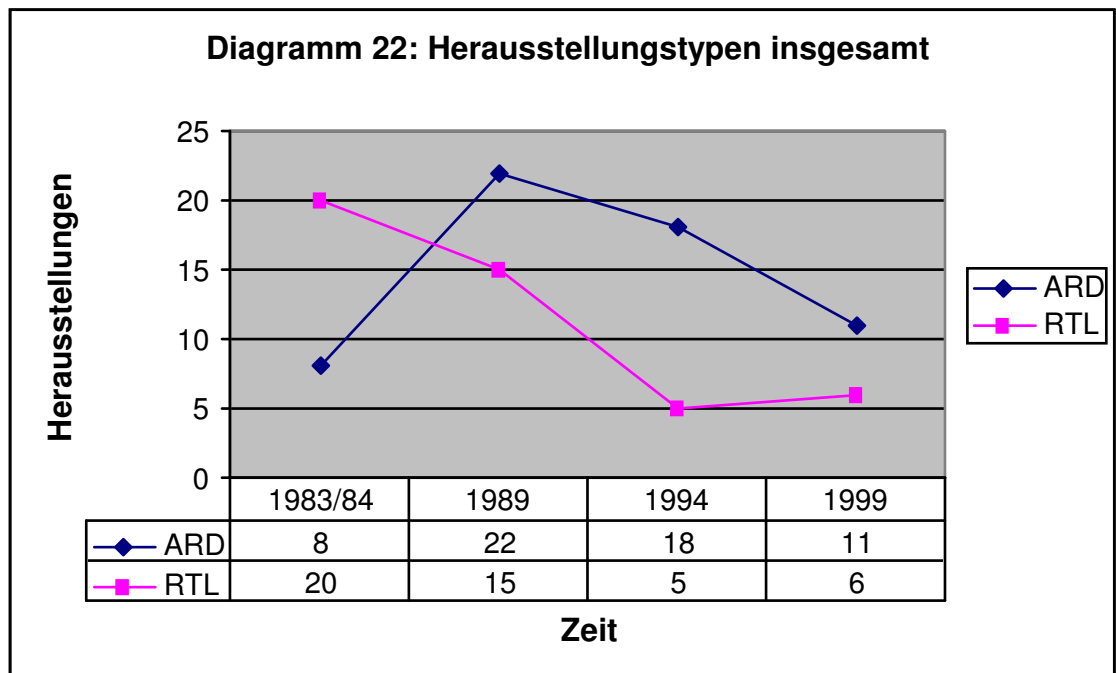
Die Linksversetzung stellt den zweiten Untersuchungsschwerpunkt im Rahmen der Herausstellungstypen dar, deren Benutzung in Diagramm 20 dokumentiert wird. Es zeigt sich, dass die *Tagesthemen* ihren Gebrauch von Linksversetzungen kontinuierlich steigern, so dass dieser sich am Ende verfünffacht hat. In diesem Punkt entwickeln sich die RTL-Nachrichten gegenläufig: Hier wird diese Struktur zunächst schwach, doch dann radikal reduziert, so dass 1994 überhaupt keine Linksversetzung mehr benutzt wird. Im letzten Untersuchungsjahr findet sich eine Linksversetzung, damit also exakt der Ausgangswert des öffentlich-rechtlichen Konkurrenten, der zu diesem Zeitpunkt, 1999, den fünffachen Wert aufweist. Die Ausgangszählung zeigt ein gegenläufiges Bild, hier liegt die Benutzung bei dem privaten Anbieter neunmal so hoch.

Damit kann in diesem Fall Konvergenz festgestellt werden, zwischen 1989 und 1994 findet eine Überschneidung statt, danach divergiert der Prozess, um zuletzt parallel zu verlaufen. Die Konvergenz-Entwicklung kann insgesamt als wechselseitig beschrieben werden, obwohl sie etwas stärker von den Privaten ausgeht, allerdings zu minimal, um als einseitig zu gelten. Dieser Verlauf entspricht dem vertrauten Trend: Der öffentlich-rechtliche Anbieter entwickelt sich laut Definition in Richtung mündlichem Sprachgebrauch, da hier der Gebrauch von Linksversetzungen abnimmt, während sich *RTL aktuell* stärker am schriftlichen Sprachgebrauch orientiert und den Anteil an Linksversetzungen stark reduziert.



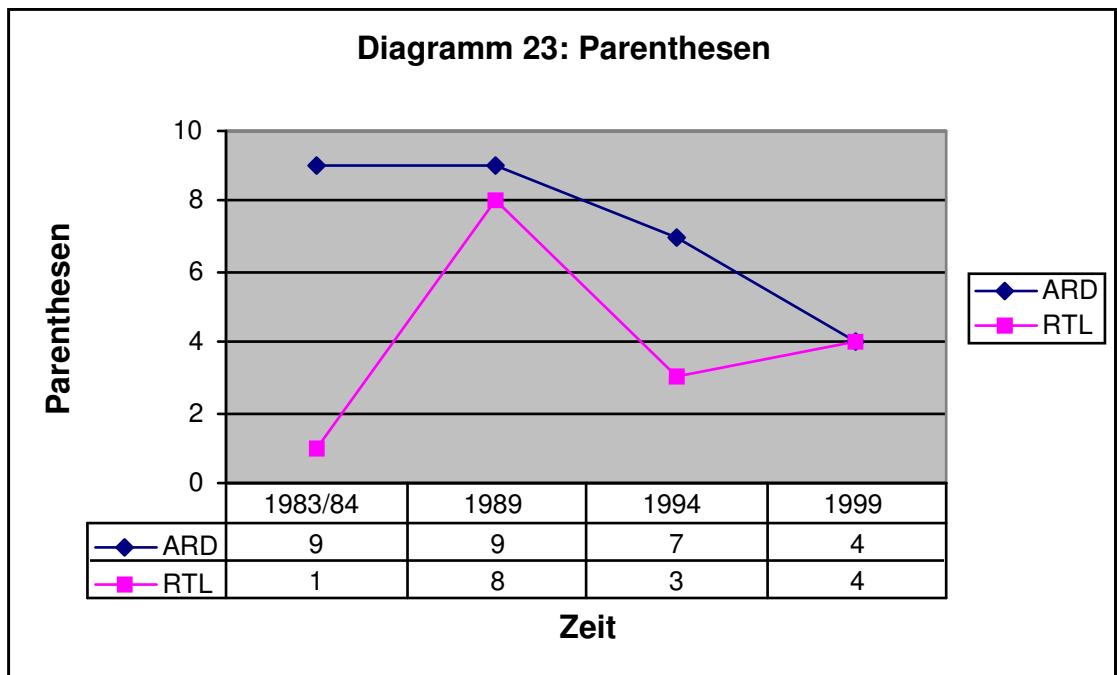
Bevor die Herausstellungstypen insgesamt dargestellt werden, soll der Gebrauch der Rechtsversetzung Aufschluss über die sprachliche Entwicklung der beiden Anbieter geben. In Diagramm 21 zeigt sich für die privaten Nachrichten eine kontinuierliche Reduzierung, die sich in den letzten beiden Untersuchungs Jahren, in denen keine Veränderung stattfindet, mehr als halbiert hat. Dagegen steigern die *Tagesthemen* zunächst ihren Gebrauch, der sich 1994 im Vergleich zum Anfang fast verdreifacht hat. Danach jedoch wird der Wert um ein Viertel verringert, so dass dieser Wert am Ende – geringfügig – unterhalb des Ausgangswertes liegt. Vergleicht man die beiden Anbieter untereinander, so zeigt sich, dass der private Anbieter im ersten Untersuchungs Jahr mehr als doppelt so viele Rechtsversetzungen benutzt, dann ist der Wert bei beiden Sendern exakt identisch; im Untersuchungs Jahr darauf präsentiert sich ein gegenteiliges Bild, der Gebrauch bei den *Tagesthemen* hat sich im Vergleich zur Konkurrenz, die den Ausgangswert der Öffentlich-Rechtlichen angenommen hat, fast verdreifacht. Zuletzt liegt dieser Wert mit zwei im Vergleich zu drei Rechtsversetzungen allerdings wieder leicht unterhalb dem von *RTL aktuell*.

Somit lässt sich auch hier eine wechselseitig konvergente Entwicklung feststellen, die 1989 zu einer Überschneidung führt. Danach divergiert der Prozess zunächst, um dann wieder aufeinander zu zu laufen, dieses Mal von Seiten der *Tagesthemen*. Damit zeigt sich für *RTL aktuell* erneut eine Entwicklung in Richtung Schriftlichkeit, während sich die *Tagesthemen* zunächst stärker an mündlichen Strukturen orientieren, um zuletzt im Vergleich zum Anfang fast unverändert zu sein.



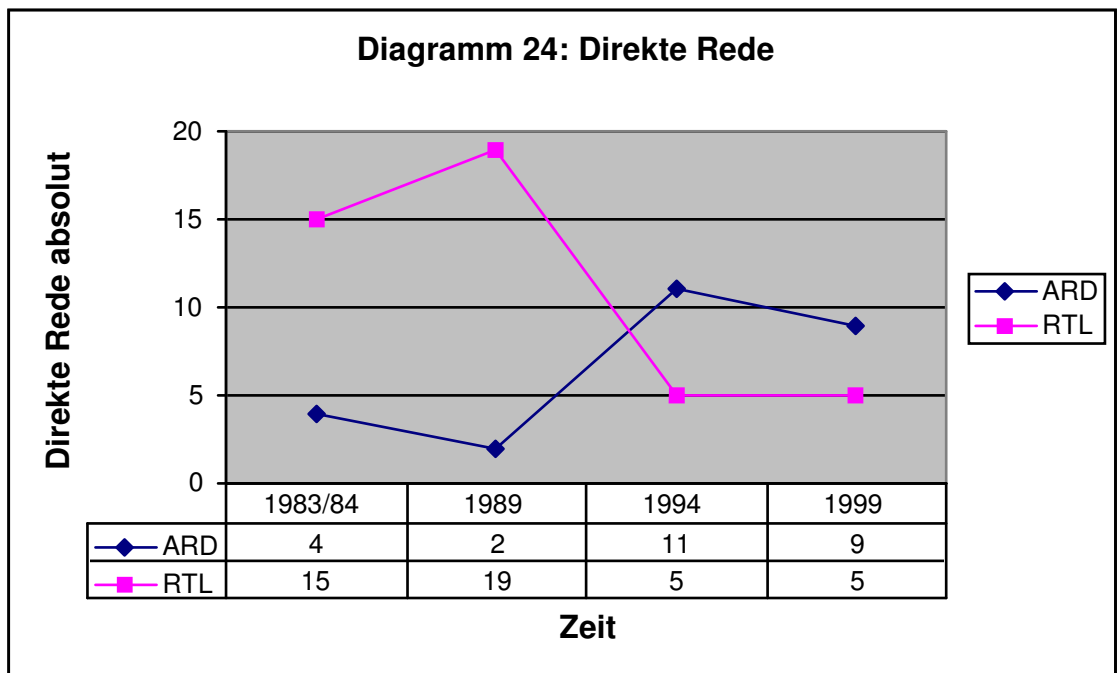
Betrachten wir nun in Diagramm 22 die aufgeführten Herausstellungstypen insgesamt: Hier zeigt sich für die *Tagesthemen* vom ersten zum zweiten Untersuchungsjahr eine rapide Zunahme – der Wert hat sich fast verdreifacht –, um sich dann wieder zu reduzieren; der zuletzt gemessene Wert liegt jedoch um 37,5% über dem Ausgangswert. Dagegen reduzieren die Privaten ihren Gebrauch, so dass 1994 nur noch ein Viertel des Ausgangswertes zu verzeichnen ist; im letzten Untersuchungsjahr findet eine geringfügige Erhöhung statt. Ein Vergleich der beiden Anbieter untereinander zeigt für das erste Untersuchungsjahr, dass hier der Wert bei RTL *aktuell* um das 2,5fache höher liegt als bei der Konkurrenz. Danach ändert sich das Bild, und der Gebrauch überwiegt bei dem öffentlich-rechtlichen Anbieter, der zuletzt fast doppelt so viele Herausstellungstypen benutzt.

Damit findet schon sehr früh eine konvergente Entwicklung statt, die stärker von den *Tagesthemen* ausgeht und zwischen 1983/84 und 1989 zu einer Überschneidung führt. Danach divergiert der Prozess zunächst, erfährt dann aber wieder eine Annäherung, abermals stärker von den *Tagesthemen* ausgehend. Dieses Diagramm aus der Summe der Herausstellungstypen bestätigt damit den Trend, der bereits in den Darstellungen der Teilergebnisse in Diagramm 20 und 21 deutlich wurde – Ausnahme bleibt hier, wie besprochen, Diagramm 19 –, dass sich der öffentlich-rechtliche Anbieter hinsichtlich der Herausstellungen vermehrt sprachlicher Mittel bedient, die dem mündlichen Sprachgebrauch entsprechen, während der Konkurrent sich gegenläufig Richtung Schriftlichkeit ausrichtet.



In Diagramm 23 wird der Gebrauch von Parenthesen graphisch dargestellt. Es zeigt sich, dass die *Tagesthemen* ihre Verwendung von Parenthesen sukzessiv verringern, so dass der Endwert weniger als die Hälfte vom Ausgangswert beträgt. Dagegen ist der Verlauf bei dem privaten Anbieter diskontinuierlich: Zunächst findet eine starke Erhöhung statt – der Wert wird verachtfacht –, die sich dann um über die Hälfte reduziert, um zuletzt wieder leicht anzusteigen. Dieser letzte Wert stellt eine Vervierfachung des Ausgangswertes dar. Vergleicht man die beiden Anbieter untereinander, so zeigt sich ein extrem divergierendes Ausgangsbild – der Wert bei den *Tagesthemen* ist neunmal so hoch –, das sich jedoch schon im folgenden Untersuchungsjahr nahezu angeglichen hat. Nach einer erneuten Divergenz, bei der der Wert von *RTL* *aktuell* weniger als die Hälfte beträgt, herrscht am Ende numerische Identität.

Damit zeigt sich auch in diesem Fall eine Annäherung der Konkurrenten, die zunächst stärker von den Privaten ausgeht, und zwar zwischen den Jahren 1983/84 und 1989, und dann, zwischen 1994 und 1999, wechselseitig ist. Betrachtet man nur die Anfangs- und Endwerte, so verläuft die Annäherung ungefähr wechselseitig. Damit zeigt sich insgesamt ein vertrautes Bild: Der öffentlich-rechtliche Anbieter verfolgt eine zunehmende Orientierung am mündlichen Sprachgebrauch, da der Gebrauch von Parenthesen reduziert wird, während sich die private Konkurrenz in Richtung Schriftlichkeit entwickelt und diesen Gebrauch erhöht.



In Diagramm 24 wird die Anzahl der Zitate wiedergegeben, die in direkter Rede formuliert sind. Dabei zeigt sich für die *Tagesthemen* nach einem anfänglichen Rückgang eine starke Erhöhung um fast das Sechsfache im Jahr 1994. Danach reduziert sich der Wert wieder, beträgt jedoch im Vergleich zum Ausgangswert mehr als das Doppelte. *RTL aktuell* erhöht den Wert zunächst, um ihn dann im Jahre 1994 um fast ein Viertel rapide zu senken; im letzten Untersuchungsjahr stagniert dieser Wert, der im Vergleich zum Ausgangswert nur noch ein Drittel darstellt. Damit zeigt ein direkter Vergleich zwischen den beiden Anbietern, dass in den RTL-Nachrichten im ersten Untersuchungsjahr nahezu das Vierfache an direkter Rede benutzt wird; dann kehrt sich das Bild um, so dass es in der letzten Untersuchungseinheit die *Tagesthemen* sind, die fast doppelt so häufig Gebrauch von der direkten Rede machen.

Nachdem der Verlauf zunächst divergiert, zeigt sich eine deutliche wechselseitige Konvergenz, die zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung führt. Danach divergiert der Prozess wieder, um sich zuletzt wieder leicht aufeinander zu bewegen. Insgesamt orientieren sich die *Tagesthemen* stärker am mündlichen Sprachgebrauch, in dem die direkte vor der indirekten Rede überwiegt, während der private Konkurrent diese Struktur zunehmend meidet und damit stärker dem schriftlichem Sprachgebrauch entspricht. Betrachten wir in Diagramm 24a den relativen Anteil der direkten Rede.

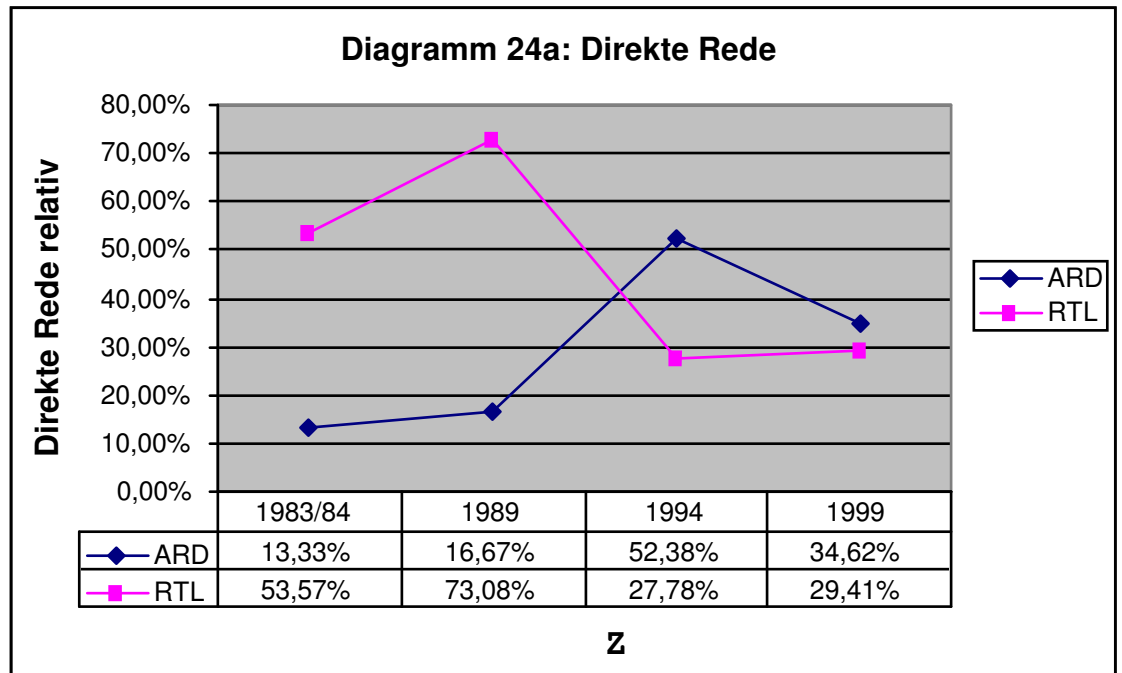
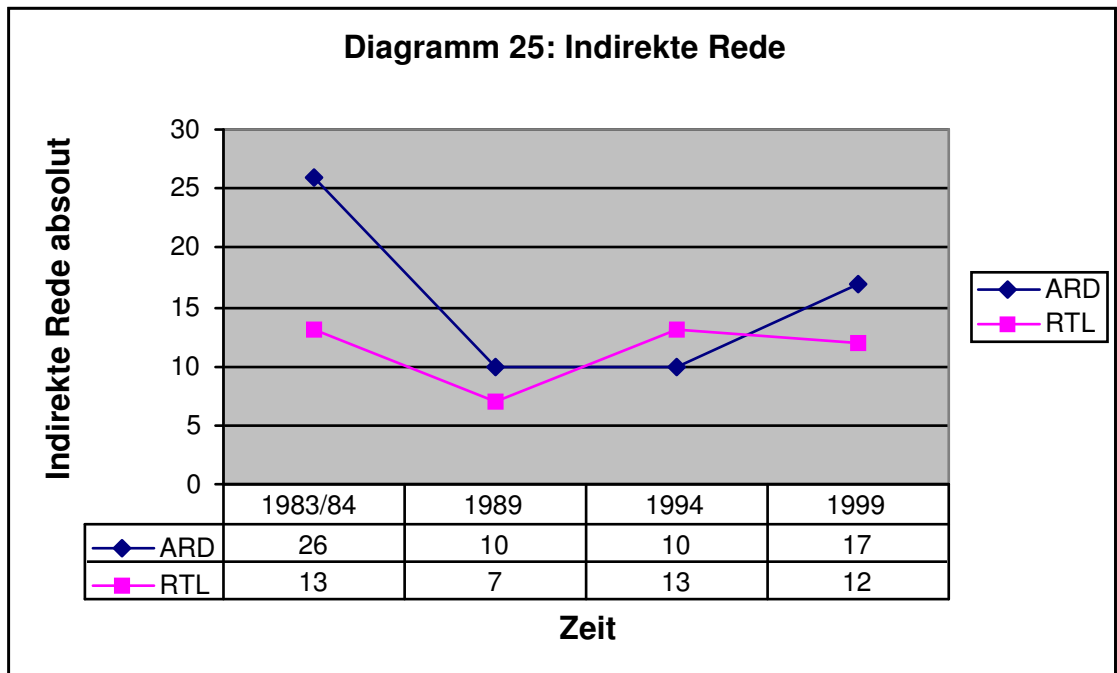


Diagramm 24a zeigt den relativen Anteil der benutzten direkten Rede an den insgesamt wiedergegebenen Zitaten. Der Verlauf entspricht ungefähr dem der absoluten Werte, mit dem Unterschied, dass die *Tagesthemen* den Gebrauch von Anfang an steigern und erst am Ende reduzieren, und die RTL-Nachrichten in den letzten beiden Untersuchungs Jahren nicht stagnieren, sondern den Gebrauch leicht erhöhen, wodurch der Unterschied zwischen den beiden Anbietern im Jahre 1999 mit rund fünf Prozentpunkten geringer ausfällt und eine zweite Überschneidung sehr wahrscheinlich ist.

Damit bestätigen sich die Ergebnisse aus Diagramm 31: Der Kurvenverlauf zeigt eine deutliche konvergente Entwicklung, die zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung führt. Danach divergiert der Prozess zunächst, um sich dann wieder anzunähern – diesmal stärker von öffentlich-rechtlicher Seite aus. Die verstärkte Benutzung direkter Rede indiziert bei den *Tagesthemen* eine zunehmende Orientierung an mündlichem Sprachgebrauch, während der gegenteilige Verlauf bei dem privaten Anbieter eine Entwicklung in Richtung schriftsprachlicher Strukturen anzeigt.

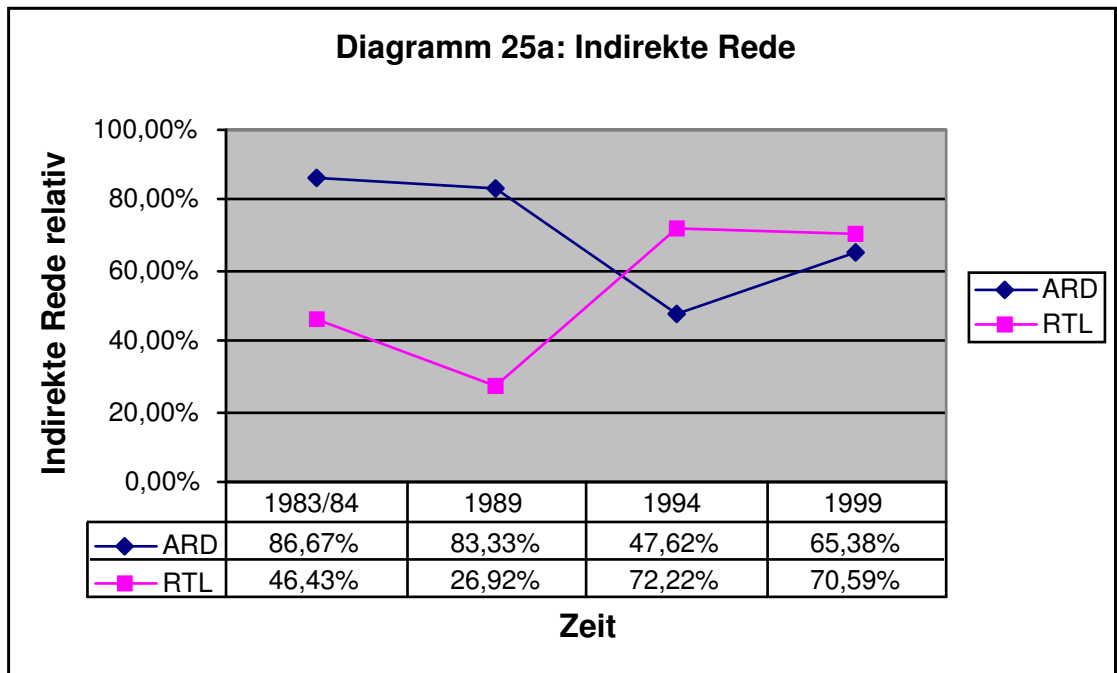
Betrachten wir nun in Diagramm 25 die alternative Form der indirekten Rede.



Um Zitate wiederzugeben, kann statt der direkten auch die indirekte Rede gewählt werden, deren Gebrauch in Diagramm 25 dargestellt wird. Im Vergleich zu Diagramm 24 ist der Verlauf hier jedoch weniger eindeutig: Die *Tagesthemen* reduzieren ihren Gebrauch zunächst deutlich um fast 62%, im folgenden Untersuchungsjahr stagniert dieser Wert. Dann findet eine Erhöhung statt, und zwar um 70%. Dieser Wert liegt um rund 35% unter dem Ausgangswert. Bei den RTL-Nachrichten ist der Verlauf diskontinuierlich: Zunächst halbiert sich der Wert nahezu, um dann wieder den Ausgangswert anzunehmen. Zuletzt findet eine geringfügige Reduzierung statt. Der Vergleich der beiden Anbieter untereinander zeigt für die erste Messung, dass in den ARD-Nachrichten exakt doppelt so häufig indirekte Rede verwandt wird. Dann nähern sich die Werte aneinander an, um zuletzt wieder zu differieren, der Wert der *Tagesthemen* liegt in der letzten Untersuchungseinheit 1999 um rund 42% höher.

Auch in diesem Fall kann Konvergenz festgestellt werden, die zunächst etwas stärker von den *Tagesthemen* ausgeht, um dann zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung zu führen; es folgt eine zweite zwischen 1994 und 1999. Danach divergiert der Prozess. Vergleicht man Anfangs- und Endwert, so zeigt sich für die *Tagesthemen* eine Orientierung in Richtung Mündlichkeit, da die im Schriftgebrauch höher frequentierte indirekte Rede insgesamt weniger benutzt wird. Dagegen zeigt dieser Vergleich bei dem privaten Konkurrenten insgesamt fast keine Veränderung; mit Ausnahme des Jahres 1994 fallen die Werte geringer aus als bei den *Tagesthemen*, d.h. hier wird mündlicher formuliert als bei der Konkurrenz. Um jedoch einen direkten Bezug zur direkten Rede herzustellen, bedarf es der Darstellung des Verhältnisses zwischen direkter und indirekter Rede, vgl. Diagramm 26.





Die Darstellung des relativen Anteils der indirekten Rede im Kontrast zur alternativen direkten Rede in Diagramm 25a gibt ein deutlicheres Bild der analogen Entwicklung: Zunächst reduzieren die *Tagesthemen* den Gebrauch der indirekten Rede leicht, dann im Jahr 1994 ganz rapide um über die Hälfte im Vergleich zum vorangegangenen Untersuchungsjahr. Zuletzt wird der Gebrauch erneut erhöht, liegt jedoch mehr als 20 Prozentpunkte unter dem Ursprungswert. Dagegen erhöhen die Privaten nach einer Reduzierung den Wert um das 2,7fache im Jahr 1994; dieser Wert wird im letzten Untersuchungsjahr nur leicht unterschritten und liegt um über 50% höher als der Ausgangswert. Vergleicht man die beiden Anbieter untereinander, so zeigt sich im Anfangsjahr, dass die *Tagesthemen* nahezu doppelt so häufig Zitate in indirekter Rede wiedergeben als die Konkurrenz, im Jahr darauf steigt die Differenz auf rund 56 Prozentpunkte, oder anders ausgedrückt, die *Tagesthemen* benutzen rund dreimal so häufig indirekte Rede. Im folgenden Untersuchungsjahr überwiegt der Gebrauch bei RTL *aktuell* und liegt um rund 52% höher als bei dem öffentlich-rechtlichen Anbieter. Diese Differenz holen die *Tagesthemen* wieder auf, im letzten Untersuchungsjahr liegen sie nur fünf Prozentpunkte unterhalb der Konkurrenz.

Damit erweist sich auch dieser Verlauf als wechselseitig konvergierend, zwischen 1989 und 1994 findet eine Überschneidung statt, danach divergiert der Prozess, um zuletzt erneut zu konvergieren, dieses Mal stärker von Seiten der öffentlich-rechtlichen Nachrichten. Insgesamt bestätigt dieser Verlauf die vertraute Entwicklung, dass die *Tagesthemen* mündlicher als zu Beginn formulieren und die privaten Anbieter schriftlicher, da die indirekte Rede im schriftlichen, die direkte im mündlichen Sprachgebrauch überwiegt. Betrachten wir zusammenfassend das Verhältnis von indirekter zu direkter Rede in Diagramm 26.

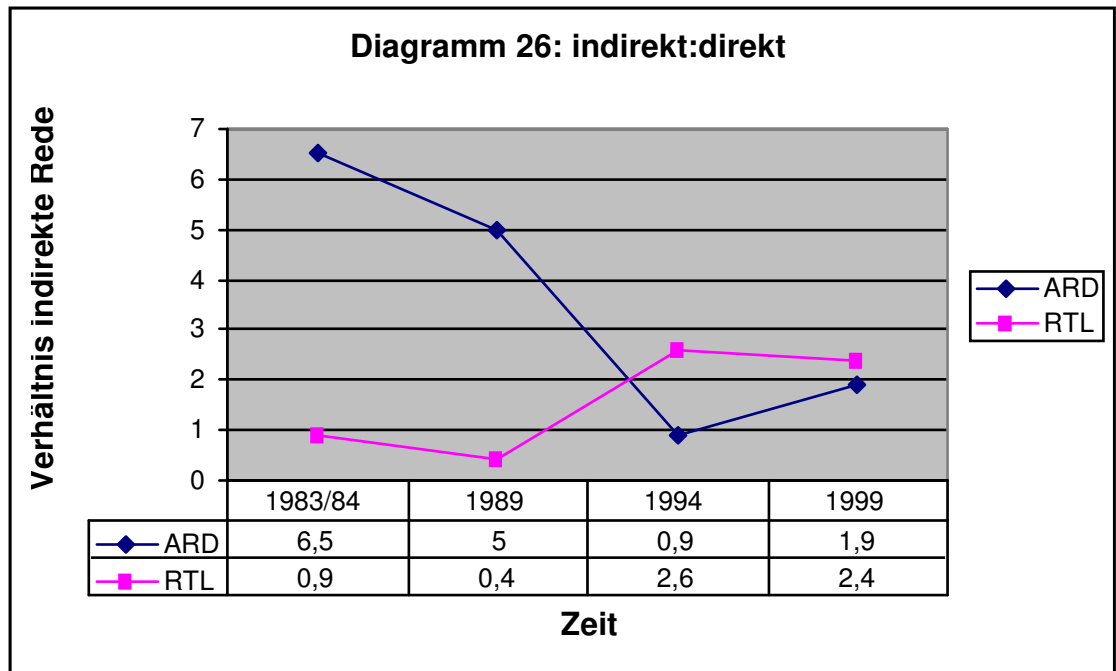
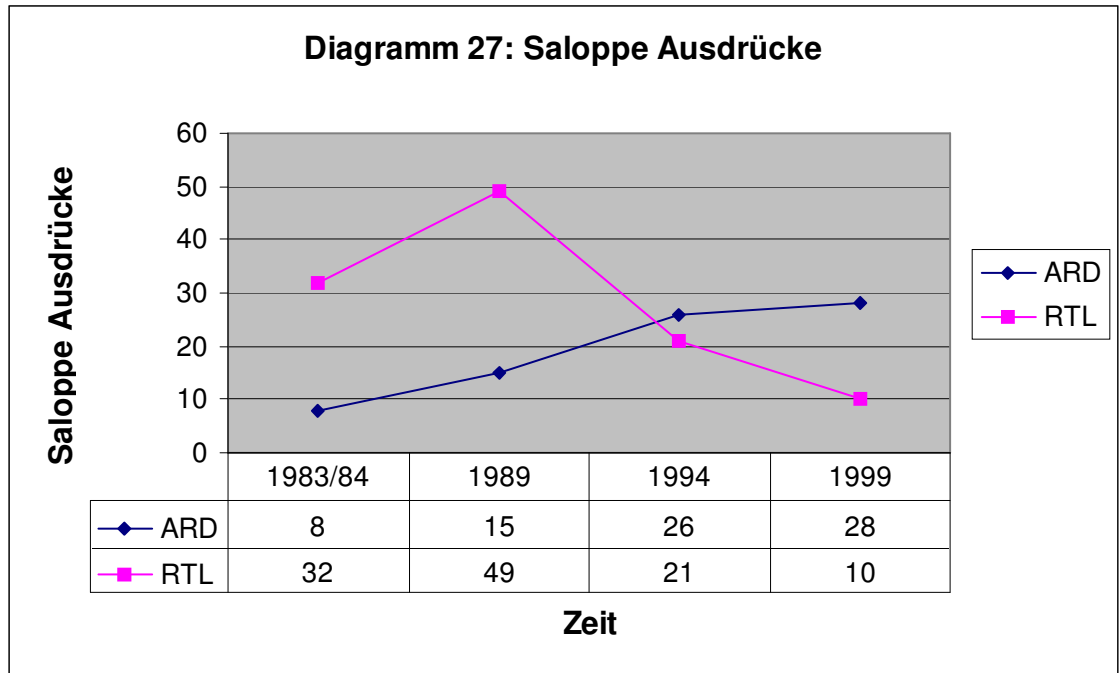


Diagramm 26 dokumentiert das Verhältnis von indirekter zu direkter Rede. Es wird deutlich, dass bei den *Tagesthemen* mit einem Verhältnis von 6,5:1 im ersten Untersuchungsjahr sehr stark der Gebrauch indirekter Rede überwiegt. Dieses Verhältnis bleibt in folgendem Untersuchungsjahr bestehen, allerdings weniger extrem. Im Jahre 1999 ändert sich das Verhältnis mit 0,9:1 leicht zu Gunsten der direkten Rede. Zuletzt dominiert zwar wieder die indirekte Rede, mit 1,9:1 jedoch weitaus geringer als im Ausgangsjahr. Bei RTL zeigt die erste Messung ein leichtes Übergewicht an direkter Rede; dies verstärkt sich im folgenden Untersuchungsjahr. Ab 1994 dominiert jedoch mit 2,6:1 deutlich die indirekte Rede, so auch im letzten Untersuchungsjahr, hier jedoch leicht reduziert. Damit zeigt ein direkter Vergleich zwischen den beiden Anbietern, dass die Anfangswerte ganz extrem auseinanderliegen, also ein völlig anderer Schwerpunkt bei der Wiedergabe von Zitaten gesetzt wird: Die *Tagesthemen* präferieren klar die indirekte, *RTL aktuell* die direkte Rede zur Wiedergabe von Zitaten. Zuletzt ist diese Differenz weniger deutlich, bei beiden Anbietern überwiegt der Gebrauch indirekter Rede, bei den privaten allerdings stärker als bei dem öffentlich-rechtlichen Konkurrenten.

Damit bestätigt sich auch hier eine konvergente Entwicklung, die zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung führt. Danach divergiert der Prozess zunächst, um dann wieder aufeinander zu zu laufen. Die Annäherung geht stärker von den *Tagesthemen* aus, hier ist die Reduzierung von den ersten beiden Untersuchungseinheiten zur dritten weitaus extremer. Damit wird der öffentlich-rechtliche Anbieter, wie schon in den Diagrammen 24, 24a, 25 und 25a deutlich wurde, insgesamt mündlicher, weil die Entscheidung häufiger zugunsten direkter Rede ausfällt, während *RTL aktuell* den Gebrauch indirekter im Vergleich zu direkter Rede steigert, also zunehmend schriftlicher formuliert.

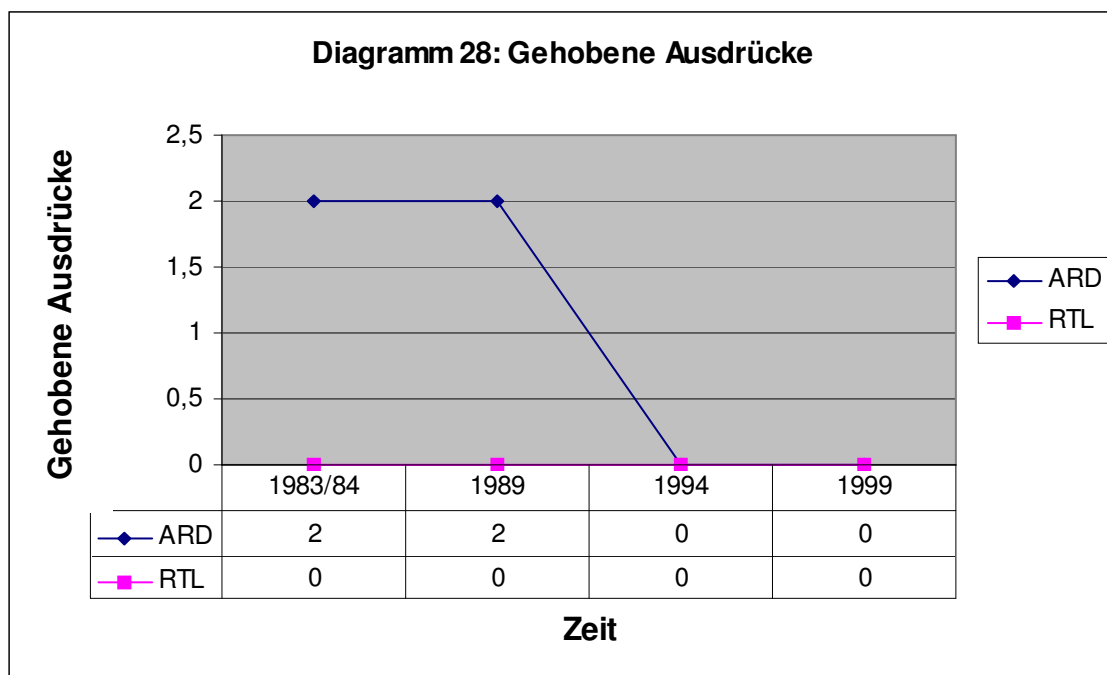
## Lexik

Nachdem die syntaktischen Sprachveränderungen graphisch dargestellt, analysiert und kommentiert wurden, geht es im Folgenden um die Bearbeitung der lexischen Kategorien. Beginnen wir mit einer Betrachtung der Stilschicht:



Bei der Erhebung der Anzahl salopper Ausdrücke in Diagramm 27 ergibt sich folgendes Bild: Die *Tagesthemen* steigern diesen Gebrauch kontinuierlich, so dass dieser im letzten Untersuchungsjahr 3,5-mal so hoch liegt als am Anfang. Dagegen findet bei RTL nach einer anfänglichen Steigerung eine Reduzierung statt, und zwar um mehr als ein Drittel. Finden sich also im Jahre 1983/84 in den RTL-Nachrichten im Vergleich zur Konkurrenz viermal so viele saloppe Ausdrücke, so sind es am Ende fast ein Drittel weniger als bei den Öffentlich-Rechtlichen.

Damit lässt sich auch hier die Entwicklung der beiden Anbieter als konvergierend bezeichnen, denn bis 1994 findet eine wechselseitige Annäherung statt, danach divergiert der Prozess. Dies bedeutet eine stärkere Orientierung der *Tagesthemen* am mündlichen Sprachgebrauch, da die Ausdrücke zunehmend salopper werden, während die Privaten diesen Eindruck vermeiden wollen und deshalb auf diese Ausdrücke zunehmend verzichten.



Das Gegenstück zu den saloppen bilden die gehobenen Ausdrücke, die in Diagramm 28 dokumentiert werden. Auch wenn hier die Datenbasis sehr gering ausfällt und deshalb der Vorwurf entstehen könnte, dass diese Kategorie nicht aussagekräftig ist, soll dennoch an dem Merkmal der gehobenen Ausdrücke festgehalten werden, da sich aufgrund dieser Werte folgendes Ergebnis formulieren lässt: Die geringe Datenmenge verdeutlicht, dass der Vorwurf an die Nachrichtensendungen, sie seien zu elaboriert und elitär formuliert und könnten deshalb nicht alle Zuschauer erreichen, in diesem Punkt nicht zutrifft, da in den untersuchten Sendungen weitestgehend auf Ausdrücke verzichtet wird, die zu Verstehensschwierigkeiten führen und so einen Teil der Zuschauer ausschließen könnten.

Betrachten wir also in Diagramm 28 das erhobene Zahlenmaterial hinsichtlich gehobener Ausdrücke: Für die *Tagesthemen* zeigt sich nach keiner Veränderung in den ersten beiden Untersuchungsjahren eine völlige Vermeidung dieser Ausdrücke. Bei *RTL aktuell* findet keine Veränderung statt, in keinem der untersuchten Jahre sind gehobene Ausdrücke zu finden.

In diesem Fall zeigt sich eine einseitige Annäherung des öffentlich-rechtlichen Anbieters, der im Laufe der untersuchten Jahre wie der Konkurrent von Ausdrücken absieht, die schwer verständlich sein könnten. Damit wird eine stärkere Entwicklung hin zum mündlichen Sprachgebrauch deutlich, der für alle Zuschauergruppen gleich verständlich sein soll. Bei dem privaten Anbieter wird von vornherein auf mögliche unverständliche Ausdrücke verzichtet, hier findet keine Entwicklung statt, die Ausrichtung bleibt mündlich.

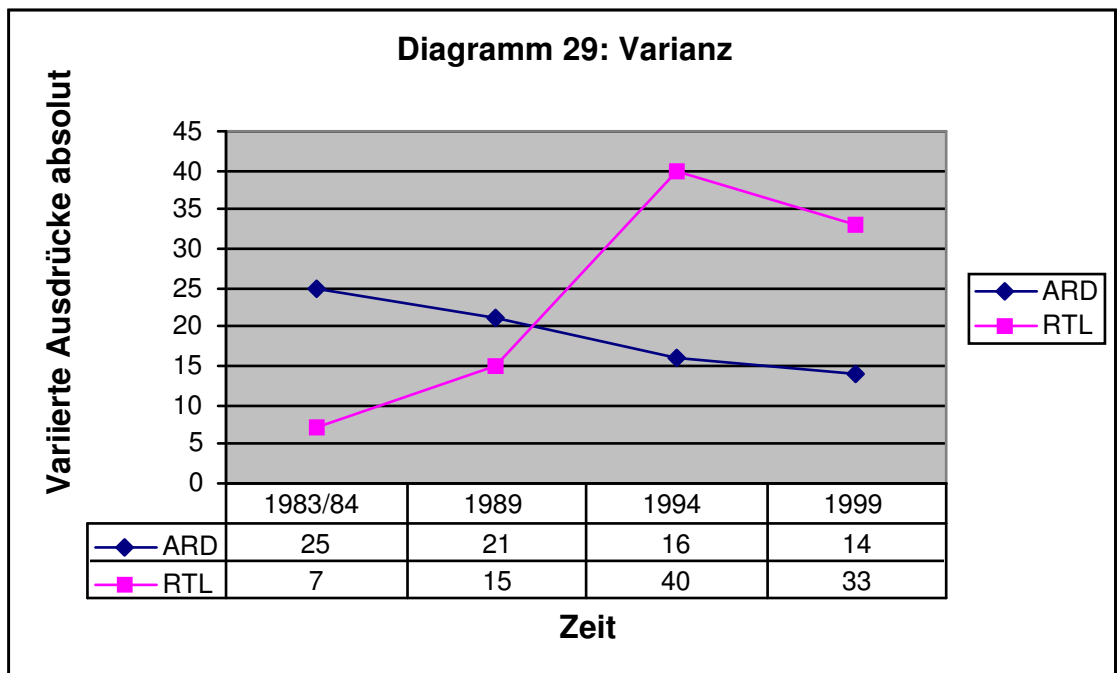


Diagramm 29 dokumentiert die Anzahl variiert benutzter Ausdrücke: Es zeigt sich, dass die *Tagesthemen* diesen Gebrauch kontinuierlich senken, so dass im letzten Untersuchungsjahr dieser Wert um 44% reduziert ist. Dagegen findet bei dem privaten Anbieter bis 1994 eine beachtliche Steigerung statt, und zwar um das 5,7fache. Danach nimmt dieser Wert wieder ab – um knapp 18% –, liegt aber noch 4,7-mal höher als der Ausgangswert. Damit zeigt ein direkter Vergleich für das erste Untersuchungsjahr zunächst eine deutliche Differenz zwischen den beiden Anbietern: In der ARD werden knapp 3,6-mal so viele variierte Wörter benutzt. Dieser Unterschied kehrt sich im Laufe der Jahre um, so dass zuletzt der Wert bei den RTL-Nachrichten 2,4-mal höher liegt.

Diese Entwicklung entspricht der Definition von Konvergenz, die stärker von *RTL aktuell* ausgeht und zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung führt. Danach verläuft der Prozess zunächst divergent, könnte zwar aufgrund der Reduzierung des Wertes bei RTL im Jahre 1999 in der Zukunft zu einer zweiten Überschneidung führen, was jedoch aufgrund der hohen Differenz an dieser Stelle nicht angenommen werden kann. Die Reduzierung der Variationen indiziert bei den *Tagesthemen* gemäß der Definition eine stärkere Orientierung an mündlichen Sprachstrukturen, im Gegensatz zu *RTL aktuell*, die aufgrund der starken Zunahme nun schriftlicher formulieren. Betrachten wir dazu den relativen Anteil der variiert benutzten im Vergleich zu den redundanten Ausdrücken in Diagramm 29a.

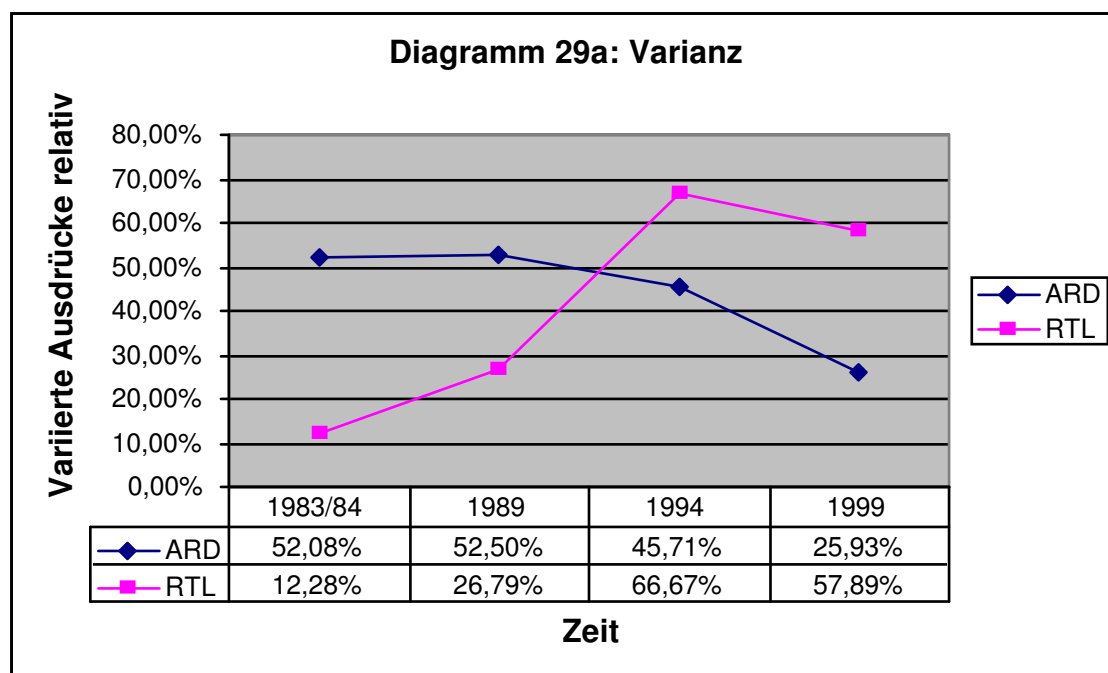
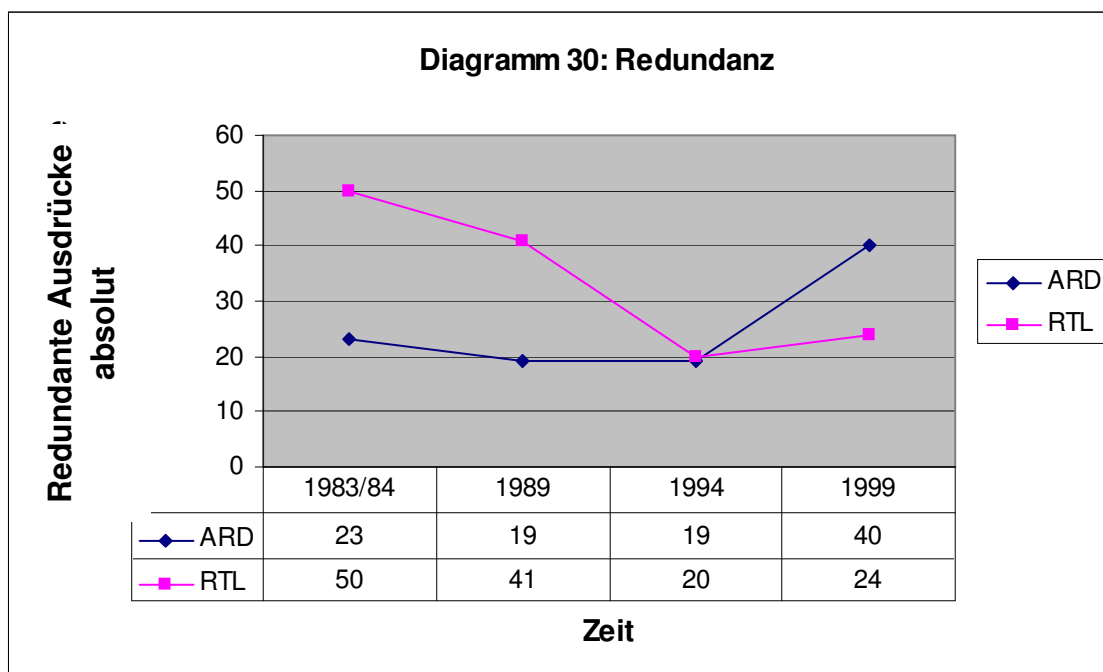


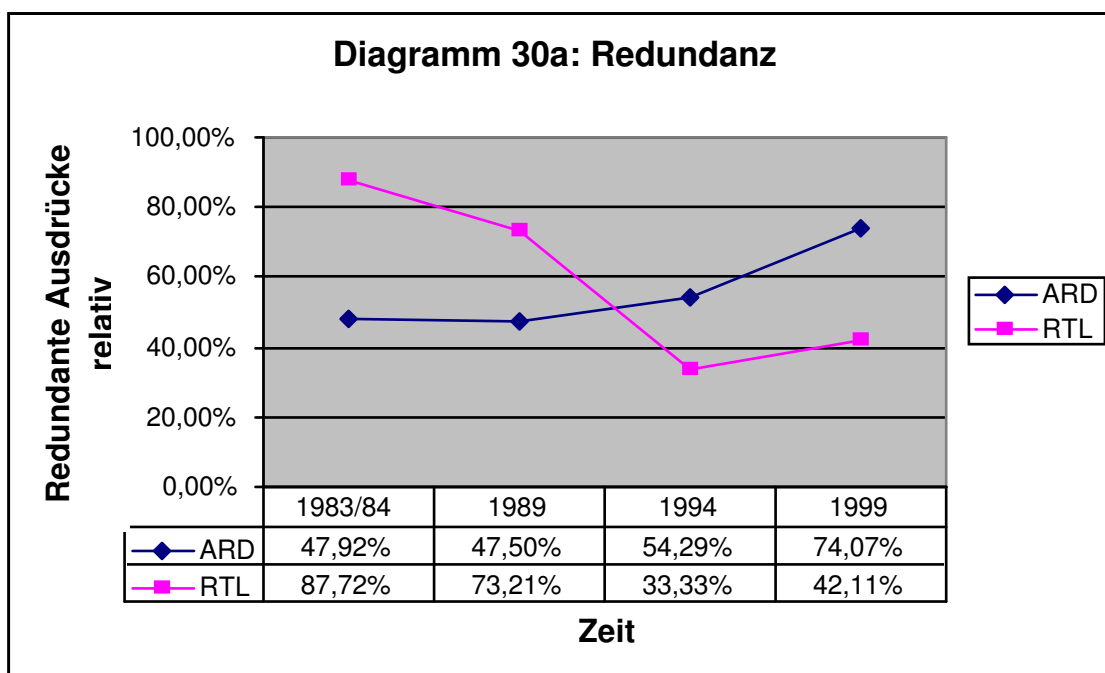
Diagramm 29a dokumentiert den relativen Anteil variiert benutzter Ausdrücke im Vergleich zu wiederholten Wörtern. Hier zeigt sich ein ähnlicher Verlauf wie im vorangegangenen Diagramm, mit Ausnahme der *Tagesthemen*, deren Werte zunächst leicht ansteigen, um erst danach kontinuierlich abzusinken, und zwar insgesamt rapider, denn von 1994 bis 1999 sinkt der Wert um 43%, während diese Differenz in Diagramm 29 lediglich knapp 13% beträgt. Da bei *RTL aktuell* der Verlauf zwischen den letzten beiden Untersuchungsjahren im Vergleich zu den absoluten Werten flacher, die Differenz mit 13% also geringer ausfällt, wird die Vermutung bestätigt, dass eine zweite Überschneidung nach 1999 nicht anzunehmen ist.

Darüber hinaus stimmen die Ergebnisse hinsichtlich der Konvergenz und der Entwicklung in Richtung Mündlichkeit und Schriftlichkeit mit dem vorangegangenen Diagramm überein: Es findet eine Annäherung statt, die stärker von *RTL aktuell* ausgeht und zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung führt; danach divergiert der Prozess. Aufgrund der Reduzierung variiert Ausdrücke bei den *Tagesthemen* lässt sich hier eine stärkere Orientierung an mündlichem Sprachgebrauch ablesen, während die Zunahme dieses Wertes bei *RTL* eine Hinwendung zu schriftsprachlichen Strukturen indiziert.



Die graphische Darstellung der redundant benutzten Wörter in Diagramm 30 bildet den Gegenpol zu den Variationen, denn statt einen Ausdruck zu variieren, kann dieser auch einfach wiederholt benutzt werden. Hier zeigt sich für die *Tagesthemen* in den ersten drei Untersuchungseinheiten nur eine geringe Abnahme, die sich dann aber zuletzt quasi verdoppelt. Dagegen wird der Gebrauch bei *RTL aktuell* bis 1994 mehr als halbiert, steigt im letzten Jahr jedoch noch einmal leicht an, um aber immer noch mehr als 50% unter dem Ausgangswert zu liegen und damit ungefähr den Anfangswert der Konkurrenz anzunehmen. Während also das erste Untersuchungsjahr bei dem privaten Anbieter im Vergleich zu den *Tagesthemen* mehr als doppelt so viele redundante Ausdrücke zeigt, hat sich dieses Verhältnis gen Ende umgedreht und die *Tagesthemen* benutzen das 1,7fache des konkurrierenden Wertes.

Damit wird eine konvergente Entwicklung deutlich, die stärker von RTL ausgeht und um 1994 herum zu einer Überschneidung führt. Betrachtet man Anfangs- und Endwert, so zeigt die gesteigerte Anzahl wiederholender Ausdrücke gemäß der Definition eine Entwicklung des öffentlich-rechtlichen Anbieters in Richtung Mündlichkeit und bei der Konkurrenz in Richtung Schriftlichkeit, da hier in stärkerem Maße auf Wiederholungen verzichtet wird.



In Diagramm 30a wird der relative Anteil redundant benutzter Wörter im Vergleich zu den variierten Ausdrücken graphisch dargestellt. Der Verlauf der RTL-Nachrichten entspricht ungefähr dem der absoluten Werte im vorangegangenen Diagramm: Die Verwendung redundanter Ausdrücke wird radikal reduziert, und zwar bis 1994 um rund 55 Prozentpunkte; danach steigt der Wert zwar leicht, liegt aber immer noch mehr als 50% unter dem Ausgangswert und damit sogar noch unter dem Ausgangswert des öffentlich-rechtlichen Anbieters. Dagegen variieren die Ergebnisse der *Tagesthemen* im Vergleich zu Diagramm 30 leicht, denn hier zeigt sich zunächst eine fast unmerkliche Reduzierung, die schon im folgenden Untersuchungsjahr um immerhin fast sieben Prozentpunkte steigt und nicht wie bei den absoluten Werten stagniert. Damit fällt auch die letzte Zunahme weniger deutlich aus, da statt einer Verdoppelung lediglich eine Steigerung um 36% zu verzeichnen ist. Damit findet zwischen 1989 und 1994 eine deutliche Überschneidung statt. Danach divergiert der Prozess zunächst, um dann parallel zu verlaufen. Aber auch hier geht die Annäherung stärker von *RTL aktuell* aus.

Hinsichtlich der Orientierung an mündlichem oder schriftlichem Sprachgebrauch gelten die Ergebnisse aus Diagramm 30: Die Zunahme redundanter Ausdrücke indiziert bei den *Tagesthemen* eine stärkere Orientierung am mündlichen Sprachgebrauch, der gegenteilige Trend bei *RTL aktuell* weist auf eine schriftsprachliche Orientierung. Betrachten wir in Diagramm 31 das Verhältnis der variierten zu den redundanten Ausdrücken.



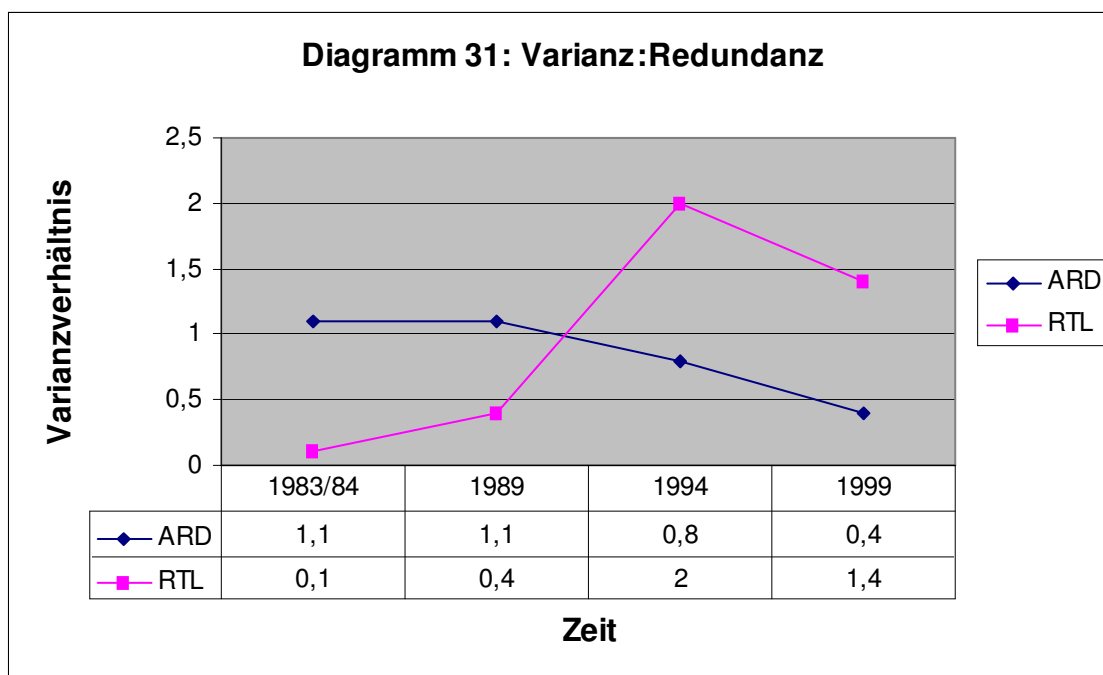


Diagramm 31 dokumentiert zusammenfassend das Verhältnis der variiert benutzten zu den redundanten Ausdrücken. Hier zeigt sich für die *Tagesthemen*, dass dieses Verhältnis zunächst leicht zu Gunsten der Variation ausfällt; dies gilt unverändert für die ersten beiden Untersuchungseinheiten. Danach verändert sich der Wert zu Lasten der Varianz, was zuletzt noch verstärkt wird, denn hier steht das Ergebnis 0,4:1 zu Gunsten der Wiederholung. Bei *RTL aktuell* zeigt sich zunächst ein gegenteiliges Bild, denn im ersten Untersuchungsjahr ist der Anteil redundant benutzter Formulierungen verschwindet gering, dieser steigt zwar leicht im folgenden Untersuchungsjahr, das Verhältnis bleibt jedoch auch 1989 eindeutig zu Gunsten eines redundanten Stils; dieser Wert entspricht dem Endwert des öffentlich-rechtlichen Konkurrenten. Danach, 1994, verändert sich dieses Verhältnis radikal, denn nun lautet das Ergebnis 2:1 zu Gunsten der Varianz. Im letzten Untersuchungsjahr sinkt dieser Wert wieder, zeigt aber noch deutlich eine überwiegende Benutzung variiertes Ausdrücke. Damit zeigt ein direkter Vergleich der beiden Anbieter eine Umkehrung des Verhältnisses Varianz:Redundanz im Laufe der Untersuchungszeit, denn zunächst benutzen die *Tagesthemen* im Vergleich zu *RTL aktuell* mehr variierte denn redundante Ausdrücke, später dann deutlich weniger, wobei die Maximalwerte mit 0,1:1 bzw. 2:1 bei dem privaten Anbieter extremer ausfallen.

Diagramm 31 bestätigt somit die Ergebnisse hinsichtlich der Konvergenz und der Sprachentwicklung noch einmal in aller Deutlichkeit: Die Verschiebung des Verhältnisses zu Gunsten der Redundanz bei den *Tagesthemen* zeigt im definierten Sinn eine verstärkte Orientierung an mündlichen Sprachstrukturen, während die gegenteilige Entwicklung bei *RTL aktuell* einen schriftlicheren Charakter beinhaltet. Damit verläuft die Entwicklung konvergent, wobei die Annäherung stärker von dem privaten Anbieter ausgeht.

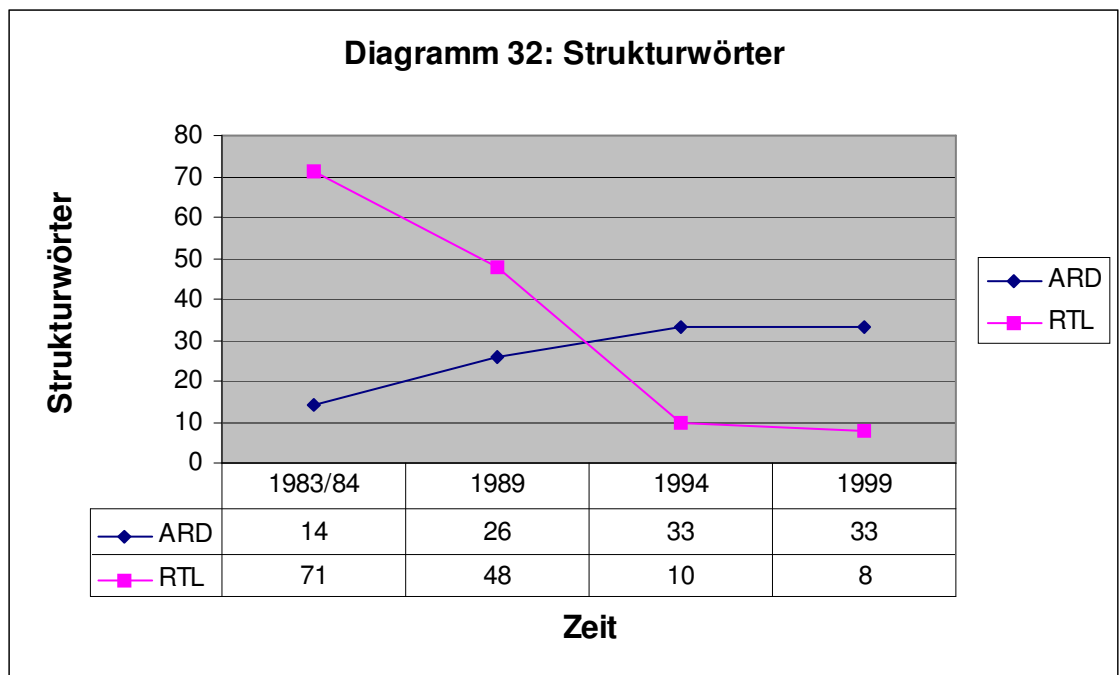
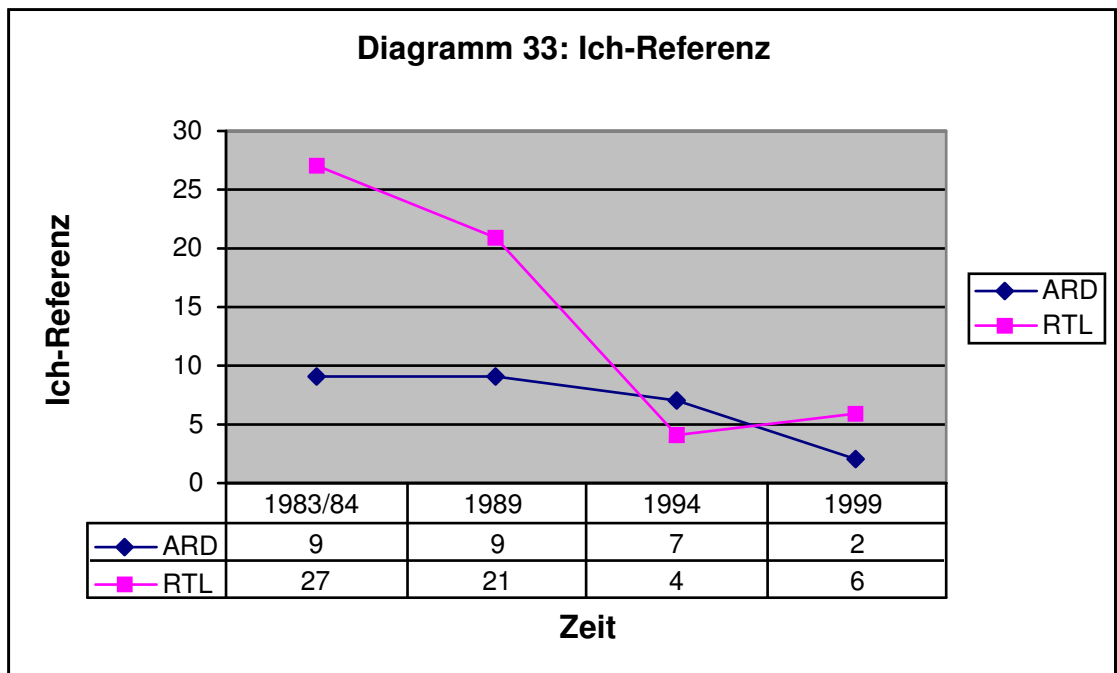


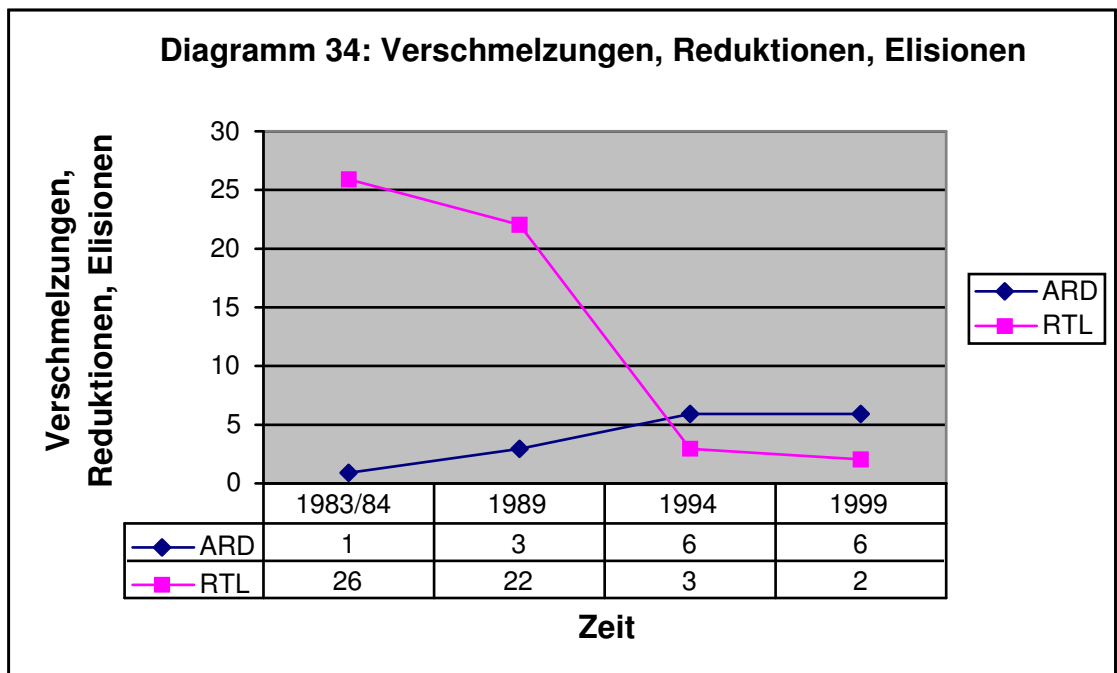
Diagramm 32 dokumentiert die verwendeten Strukturwörter: Es zeigt sich, dass die Benutzung bei den *Tagesthemen* kontinuierlich zunimmt, dann aber in den letzten beiden Untersuchungsjahren stagniert; hier ist im Vergleich zum Ausgangswert eine Steigerung um das 2,4fache zu verzeichnen. Der Verlauf bei *RTL aktuell* ist gegenläufig, hier nimmt die Anzahl der verwendeten Strukturwörter rapide ab, und zwar zunächst um 32% im Jahre 1989, von dort noch einmal um fast 80% im folgenden Untersuchungsjahr. Zuletzt beträgt der Wert nur noch rund 11% des Ausgangswertes. Vergleicht man die beiden Anbieter untereinander, so zeigt sich zu Beginn eine große Kluft: *RTL aktuell* benutzt rund fünfmal so viele Strukturwörter wie die Konkurrenz. Zuletzt ist das Bild wieder vertauscht, jetzt überwiegt der Gebrauch bei den *Tagesthemen* um das Vierfache.

Somit zeigt sich auch hier eine konvergente Entwicklung, die stärker von *RTL aktuell* ausgeht und zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung führt; der weitere Verlauf ist divergent. Diese Entwicklung zeigt eine zunehmende Ausrichtung der *Tagesthemen* in Richtung Mündlichkeit, da hier der Gebrauch der für den mündlichen Austausch typischen Strukturwörter zunimmt, während dieser Wert bei den RTL-Nachrichten drastisch reduziert wird und damit eine zunehmende Orientierung an schriftlichen Strukturen stattfindet.



In Diagramm 33 werden die sprachlichen Bezüge auf die eigene Person, also die Ich-Referenz im definierten Sinn graphisch dargestellt. Es zeigt sich, dass dieser Gebrauch bei den *Tagesthemen* insgesamt deutlich abnimmt: Zunächst stagniert der Wert in den ersten beiden Untersuchungszeiträumen, um dann 1994 leicht und zuletzt 1999 um fast 78% im Vergleich zum Ausgangswert zu sinken. Aber auch bei *RTL aktuell* reduziert sich dieser Wert, und zwar weitaus drastischer, denn das Ergebnis sinkt im Jahre 1994 im Vergleich zu 1989 um 81%. Danach findet wieder eine leichte Erhöhung statt, die aber in Bezug auf den Ausgangswert eine Reduzierung um 78% darstellt. Interessant ist der Vergleich zwischen den beiden Anbietern, denn bei beiden findet eine Reduzierung statt; dabei zeigt sowohl die erste als auch die letzte Messung bei dem privaten Anbieter den dreifachen Wert, d.h., hier wird trotz zunehmender Vermeidung häufiger auf die eigene Person referiert.

Dennoch kann auch in diesem Fall Konvergenz festgestellt werden, zwischen dem zweiten und dritten und zwischen dem dritten und vierten Untersuchungsjahr findet eine Überschneidung statt. Dabei geht die Annäherung stärker von RTL aus. Zum ersten Mal kann insgesamt bei beiden Anbietern hinsichtlich des Merkmals *Ich-Referenz* eine zunehmende Orientierung an schriftlichem Sprachgebrauch festgestellt werden, da beide Sender diesen Gebrauch reduzieren, wobei bei *RTL aktuell* die Werte bis auf das Jahr 1994 höher liegen als bei der Konkurrenz, also gemäß der Definition im Vergleich noch mündlicher formuliert wird.



In Diagramm 34 wird die Summe aus Verschmelzungen, Reduktionen und Elisionen im definierten Sinn graphisch dargestellt. Bei den *Tagesthemen* zeigt sich bis 1994 eine kontinuierliche Erhöhung, zunächst um das Dreifache, dann noch einmal um das Doppelte. Im letzten Untersuchungsjahr stagniert dieser Wert, stellt aber im Vergleich zum Ausgangswert eine Versechsfachung dar. Dagegen reduzieren die RTL-Nachrichten diesen Wert kontinuierlich, zunächst um 15%, dann ganz rapide um 86% im Jahr 1994; dieser Wert entspricht dem der *Tagesthemen* von 1989. Die letzte Verringerung ist geringfügig, bedeutet aber im Vergleich zum Ausgangswert eine Reduzierung um 92%. Damit zeigt ein Vergleich der beiden Sendungen, dass der Gebrauch dieser Formen bei dem privaten Anbieter am Anfang 26-mal höher liegt als bei der Konkurrenz, was sich im Laufe der Zeit umkehrt, so dass die *Tagesthemen* zuletzt das Dreifache an Verschmelzungen, Reduktionen und Elisionen benutzen.

Auch hier wird die konvergente Entwicklung sehr deutlich, die stärker von *RTL aktuell* ausgeht und zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung führt. Danach divergiert der Prozess. Damit zeigt sich eine stärkere Ausrichtung des öffentlich-rechtlichen Anbieters in Richtung Mündlichkeit, denn die Verwendung der hier zusammengefassten Formen ist typisch für den sprechsprachlichen Gebrauch. Dagegen zeigt die erhebliche Reduzierung bei dem privaten Konkurrenten eine Orientierung an schriftlichen Strukturen, so dass *RTL aktuell* in diesem Punkt schriftlicher erscheint.

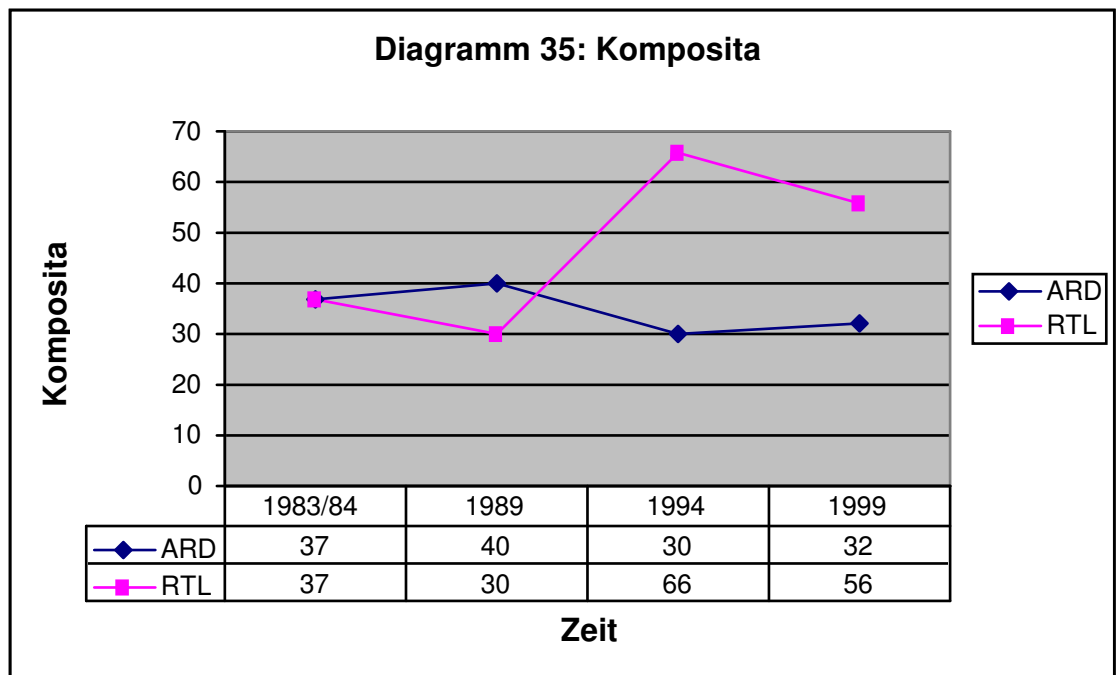


Diagramm 35 dokumentiert die Verwendung drei- und mehrgliedriger Komposita. Für die *Tagesthemen* zeigt sich, dass dieser Gebrauch zunächst leicht erhöht, dann jedoch im Jahr 1994 um 25% reduziert wird. Im letzten Untersuchungsjahr wird die Verwendung noch einmal leicht gesteigert, liegt aber immer noch um rund 14% unter dem Ausgangswert. Wie in Diagramm 19 tritt hier der Fall auf, dass die beiden Anbieter mit exakt demselben Wert starten. Allerdings reduziert *RTL aktuell* den Gebrauch dann, um ihn im folgenden Untersuchungsjahr um mehr als das Doppelte zu erhöhen. Zuletzt sinkt der Wert wieder – um 15% –, liegt aber um 51% über dem Ausgangswert. Damit ist aus dem anfänglichen Gleichwert zwischen den Anbietern am Ende eine große Differenz entstanden, der Wert von *RTL aktuell* liegt 1999 um 75% über dem der *Tagesthemen*.

Da der Ausgangswert identisch ist, scheint es sinnlos, nach einer möglichen Konvergenz zu fragen; allerdings folgt einer anfänglichen Divergenz eine Aufeinander-zu-Bewegung, die zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung führt. Danach divergiert der Prozess erneut, um sich zuletzt wieder aneinander anzunähern. Insgesamt zeigt sich für die *Tagesthemen* im Laufe der Untersuchungszeit eine leichte Entwicklung in Richtung Mündlichkeit, da die Anzahl der verwendeten drei- und mehrgliedrigen Komposita abnimmt, und für *RTL aktuell* in Richtung Schriftlichkeit, da hier der Wert um die Hälfte zunimmt. Diese Entwicklung zeigt ohne die Zwischenwerte keine Konvergenz, da bei gleichem Ausgangswert eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen wird.

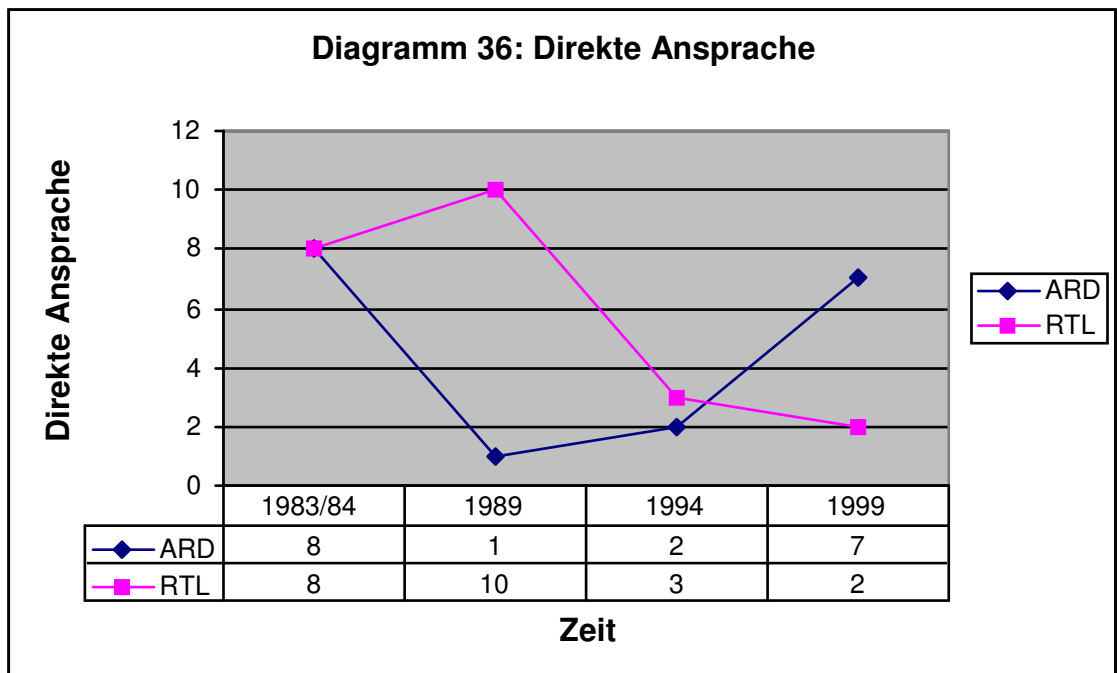


Diagramm 36 führt den Gebrauch von Formen der direkten Ansprache des Zuschauers auf, wie in Kapitel 3.2 definiert. Hier zeigt sich, dass die *Tagesthemen* die Verwendung zunächst radikal reduzieren, um dann nach einer leichten Erhöhung fast wieder den Ausgangswert zu erreichen: Im Jahr 1999 wird der Zuschauer im Vergleich zum Ausgangsjahr nur einmal weniger direkt angesprochen. Zum dritten Mal in dieser Untersuchung starteten die RTL-Nachrichten mit exakt demselben Wert, der sich in der Folge leicht erhöht, um danach im Jahr 1994 um 70% zu sinken. Der letzte Wert liegt nochmals geringfügig darunter und beträgt nur noch ein Viertel des Ausgangswertes. Damit zeigt ein direkter Vergleich der beiden Sender, dass die *Tagesthemen* insgesamt gesehen den Gebrauch direkter Anrede nur geringfügig reduziert haben, während bei der Konkurrenz hier eine starke Verringerung vorliegt, so dass zuletzt der Wert bei den *Tagesthemen* im Vergleich zum Konkurrenten um das 3,5fache höher liegt. Im Jahre 1989 ist die Differenz besonders deutlich, hier allerdings mit der umgekehrten Gewichtung, da der Wert bei RTL *aktuell* um das Zehnfache höher liegt.

Wie in den anderen Beispielen gesehen, ist die Frage nach der Konvergenz bei gleicher Ausgangslage problematisch. Hier findet nach einer anfänglich starken Auseinanderbewegung eine erneute Annäherung statt, die zwischen 1994 und 1999 zu einer Überschneidung führt. Danach divergieren die Werte wieder. Somit lässt sich insgesamt für die *Tagesthemen* ohne die Zwischenwerte keine große Entwicklung sehen, während RTL *aktuell* zunehmend schriftlicher formuliert, da hier der Zuschauer weitaus weniger direkt angesprochen wird. Da jedoch bei beiden tendenziell eine Reduzierung stattfindet, kann in diesem Fall nicht eindeutig Konvergenz festgestellt werden.

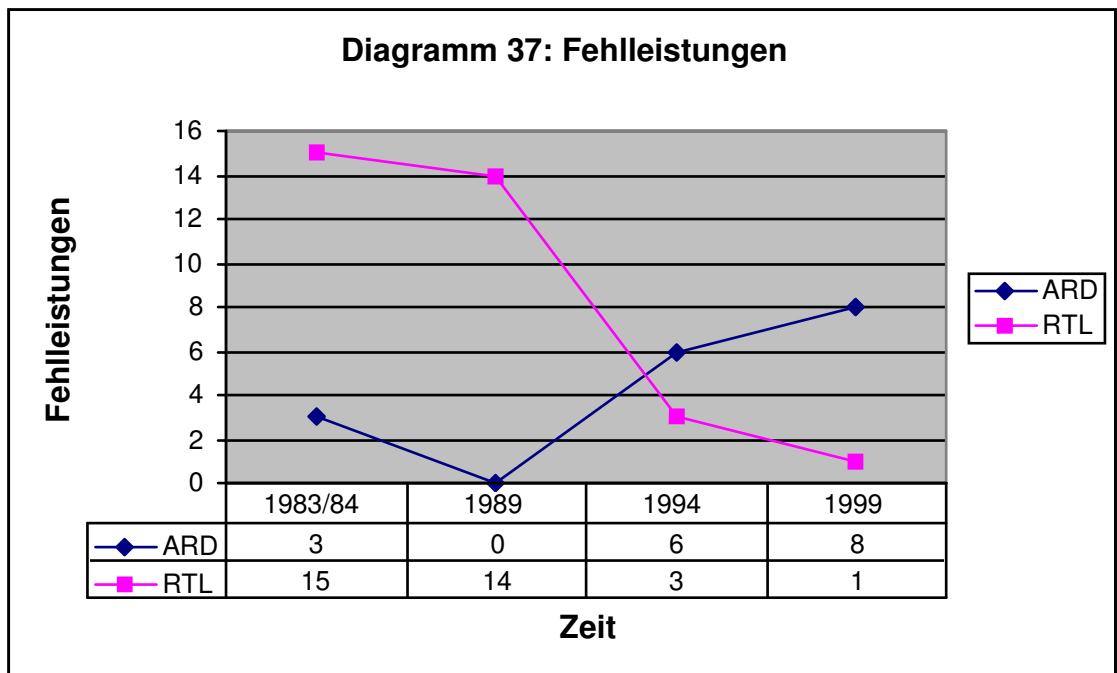


Diagramm 37 zeigt die Fehlleistungen, die den Moderatoren im Laufe der Untersuchungszeit unterlaufen sind, wie falsche Aussprache, Versprecher oder andere Fehler. Hier zeigt sich bei den *Tagesthemen* nach einer vorbildlichen Reduzierung auf Null im Jahre 1989 im Folgenden ein Anstieg um immerhin das Doppelte des Ausgangswertes; im letzten Untersuchungsjahr steigt dieser Wert nochmals um 33%. Dagegen reduzieren die RTL-Nachrichten diesen Wert kontinuierlich, zunächst im Jahr 1989 nur ganz minimal, doch dann erheblich um fast ein Fünftel und im letzten Untersuchungsjahr noch einmal um ein Drittel, so dass der Ausgangswert 15fach höher liegt als der zuletzt gemessene Wert. Ein Vergleich der beiden Anbieter untereinander zeigt für das Anfangsjahr, dass den Moderatoren in den RTL-Nachrichten fünfmal so häufig Fehler unterlaufen, im Jahr darauf wird die Differenz noch deutlicher. Dann wandelt sich das Bild, im folgenden Untersuchungsjahr liegt der Anteil in den *Tagesthemen* schon doppelt so hoch, während RTL *aktuell* den Ausgangswert des Konkurrenten annimmt, zuletzt achtmal höher.

Damit zeigt sich eine deutliche konvergente Entwicklung, die stärker von RTL *aktuell* ausgeht und zwischen 1989 und 1994 zu einer Überschneidung führt; danach divergiert der Prozess. Insgesamt gibt dies den *Tagesthemen* einen zunehmend mündlicheren Charakter, da Fehler im Prinzip in der schriftlichen Vorbereitung ausgeräumt werden. Dagegen zeigt sich bei RTL *aktuell* immer deutlicher ein Schriftcharakter, da eine einzige Fehlleistung im letzten Untersuchungsjahr wenig Mündlichkeit vermittelt.

### 3.4 Interpretation der Ergebnisse: Sprachliche Entwicklung und Konvergenzverhalten

Im Folgenden werden die Ergebnisse zunächst hinsichtlich der sprachlichen Entwicklung innerhalb der Pole Mündlichkeit und Schriftlichkeit zusammengefasst und bewertet. Dazu wird zuerst aus synchroner Perspektive allein das erste Untersuchungsjahr betrachtet, unter der Fragestellung, wer von den beiden Anbietern im direkten Vergleich mündlicher bzw. schriftlicher formuliert. Danach geht es, ebenfalls synchron betrachtet, um die Frage, wie die beiden Konkurrenten am Ende der Entwicklung zueinander stehen, d.h. allein das letzte Untersuchungsjahr soll Aufschluss darüber geben, wer von den beiden Anbietern mündlicher bzw. schriftlicher formuliert oder ob hier kaum mehr ein Unterschied besteht. Im Anschluss daran wird diese Entwicklung aus diachroner Sicht zusammenfassend dargestellt, um die sprachlichen Veränderungen von 1983/84 bis 1999 zu verdeutlichen. Es folgt eine isolierte Betrachtung des Konvergenzverhaltens innerhalb des Untersuchungszeitraumes. Um die unterschiedlichen Kategorien unter einem Parameter klar und einheitlich einordnen zu können, wird die Entscheidung *der Tendenz nach* gefällt, d.h. hier soll es nicht mehr um die einzelnen konkreten Zahlen gehen, sondern um die Angabe eines Gesamttrends.

#### *Mündlichkeit – Schriftlichkeit synchron 1983/84*

In Abbildung 18 geht es allein aus synchroner Perspektive um das erste Untersuchungsjahr, denn auf diese Weise kann die Ausgangslage der beiden Anbieter verdeutlicht und damit die Frage geklärt werden, welcher Sender in welcher Kategorie in der Anfangsphase des Dualen Systems im direkten Vergleich mündlicher bzw. schriftlicher formuliert.



	<b>Kategorie</b>	<b>Tagesthemen</b>	<b>RTL aktuell</b>
<b>Syntax</b>	Satzlänge	schriftlicher	mündlicher
	Satzdimensionalität	schriftlicher	mündlicher
	Satzgliedposition	schriftlicher	mündlicher
	Verbalstil	schriftlicher	mündlicher
	Nominalstil	schriftlicher	mündlicher
	Präsens	schriftlicher	mündlicher
	Perfekt	schriftlicher	mündlicher
	Präteritum	schriftlicher	mündlicher
	Ellipsen	schriftlicher	mündlicher
	Satzklammern	schriftlicher	mündlicher
	Herausstellungstypen insg.	schriftlicher	mündlicher
	Parenthesen	schriftlicher	mündlicher
	direkte Rede	schriftlicher	mündlicher
	indirekte Rede	schriftlicher	mündlicher

	<b>Kategorie:</b>	<b>Tagesthemen</b>	<b>RTL aktuell</b>
<b>Lexik</b>	Stil: salopp	schriftlicher	mündlicher
	Stil: gehoben	schriftlicher	mündlicher
	Stil: variiert	schriftlicher	mündlicher
	Stil: redundant	schriftlicher	mündlicher
	Strukturwörter	schriftlicher	mündlicher
	Ich-Referenz	schriftlicher	mündlicher
	Verschmelzungen, Reduktionen	schriftlicher	mündlicher
	drei- und mehrgliedrige Komposita	kongruent	kongruent
	direkte Ansprache	kongruent	kongruent
	Fehlleistungen	schriftlicher	mündlicher

Abb. 18: Mündlichkeit – Schriftlichkeit synchron 1983/84

In Abbildung 18 lassen sich für das Ausgangsjahr 1983/84 folgende Ergebnisse formulieren:

- Die *Tagesthemen* sind im Vergleich zu *RTL aktuell* in 22 Kategorien schriftlicher und in zwei Fällen sind die Ergebnisse kongruent, d.h. es besteht in diesen beiden Fällen kein Unterschied zwischen den Konkurrenten.
- Analog zeigt sich für *RTL aktuell* in 22 Kategorien, dass sie mündlicher als die Konkurrenz formulieren und entsprechend dem oben genannten Ergebnis sind sie in zwei Kategorien gleichauf mit den *Tagesthemen*.

Damit zeigt sich sehr deutlich, dass der öffentlich-rechtliche Anbieter im Vergleich zu seinem privaten Konkurrenten in der Anfangsphase des Dualen Systems Formulierungen benutzt, die stärker einem schriftsprachlichen Register folgen. Betrachten wir nun die Endphase der Untersuchung.

#### ***Mündlichkeit – Schriftlichkeit synchron 1999***

In Abbildung 19 wird aus synchroner Perspektive allein das letzte Untersuchungsjahr betrachtet, um festzustellen, wie sich das direkte Verhältnis zwischen den Konkurrenten in dieser Zeit darstellt, d.h. wer von den beiden Anbietern näher am mündlichen und wer näher am schriftlichen Sprachgebrauch formuliert oder ob hier kaum mehr ein Unterschied besteht, das Ergebnis also (nahezu) kongruent ist.

	<b>Kategorie</b>	<b>Tagesthemen</b>	<b>RTL aktuell</b>
<b>Syntax</b>	Satzlänge	kongruent	kongruent
	Satzdimensionalität	schriftlicher	mündlicher
	Satzgliedposition	kongruent	kongruent
	Verbalstil	mündlicher	schriftlicher
	Nominalstil	mündlicher	schriftlicher
	Präsens	mündlicher	schriftlicher
	Perfekt	mündlicher	schriftlicher
	Präteritum	mündlicher	schriftlicher
	Ellipsen	kongruent	kongruent
	Satzklammern	mündlicher	schriftlicher
	Herausstellungstypen insg.	mündlicher	schriftlicher
	Parenthesen	kongruent	kongruent
	direkte Rede	kongruent	kongruent
	indirekte Rede	kongruent	kongruent

	<b>Kategorie:</b>	<b>Tagesthemen</b>	<b>RTL aktuell</b>
<b>Lexik</b>	Stil: salopp	mündlicher	schriftlicher
	Stil: gehoben	kongruent	kongruent
	Stil: variiert	mündlicher	schriftlicher
	Stil: redundant	mündlicher	schriftlicher
	Strukturwörter	mündlicher	schriftlicher
	Ich-Referenz	schriftlicher	mündlicher
	Verschmelzungen, Reduktionen	mündlicher	schriftlicher
	drei- und mehrgliedrige Komposita	mündlicher	schriftlicher
	direkte Ansprache	mündlicher	schriftlicher
	Fehlleistungen	mündlicher	schriftlicher

Abb. 19: Mündlichkeit – Schriftlichkeit synchron 1999

In Abbildung 19 zeigt ein direkter Vergleich der 24 Kategorien für das Untersuchungsjahr 1999 folgendes Ergebnis:

- Die *Tagesthemen* sind im Vergleich zu *RTL aktuell* in 15 Kategorien mündlicher, in zwei Fällen schriftlicher und in sieben Fällen sind die Ergebnisse kongruent, d.h. es besteht kaum mehr ein Unterschied zwischen den Konkurrenten.
- Analog zeigt sich für *RTL aktuell* in zwei Kategorien, dass sie mündlicher als die Konkurrenz formulieren, in 15 Fällen schriftlicher und entsprechend dem oben genannten Ergebnis sind sie in sieben Kategorien gleichauf mit den *Tagesthemen*.

### ***Mündlichkeit – Schriftlichkeit diachron***

Da die Konvergenzfrage mit Hilfe der Orientierung an mündlichen und schriftlichen Elementen untersucht wird, soll im Folgenden die Veränderung innerhalb des Untersuchungszeitraumes aufgeschlüsselt werden unter der Fragestellung: Ist die Nachrichtensprache im Vergleich von 1983/84 zu 1999 mündlicher oder schriftlicher geworden oder hat (nahezu) keine Veränderung stattgefunden?

	<b>Kategorie</b>	<b>Tagesthemen</b>	<b>RTL aktuell</b>
<b>Syntax</b>	Satzlänge	mündlicher	unverändert
	Satzdimensionalität	mündlicher	unverändert
	Satzgliedposition	mündlicher	schriftlicher
	Verbalstil	mündlicher	schriftlicher
	Nominalstil	mündlicher	schriftlicher
	Präsens	mündlicher	schriftlicher
	Perfekt	mündlicher	schriftlicher
	Präteritum	mündlicher	schriftlicher
	Ellipsen	mündlicher	schriftlicher
	Satzklammern	mündlicher	schriftlicher
	Herausstellungstypen insg.	mündlicher	schriftlicher
	Parenthesen	mündlicher	schriftlicher
	direkte Rede	mündlicher	schriftlicher
	indirekte Rede	mündlicher	schriftlicher

	<b>Kategorie</b>	<b>Tagesthemen</b>	<b>RTL aktuell</b>
<b>Lexik</b>	Stil: salopp	mündlicher	schriftlicher
	Stil: gehoben	mündlicher	unverändert
	Stil: variiert	mündlicher	schriftlicher
	Stil: redundant	mündlicher	schriftlicher
	Strukturwörter	mündlicher	schriftlicher
	Ich-Referenz	schriftlicher	schriftlicher
	Verschmelzungen, Reduktionen	mündlicher	schriftlicher
	drei- und mehrgliedrige Komposita	mündlicher	schriftlicher
	direkte Ansprache	unverändert	schriftlicher
	Fehlleistungen	mündlicher	schriftlicher

Abb. 20: Mündlichkeit – Schriftlichkeit diachron

Bezüglich der Entwicklung innerhalb der Pole Mündlichkeit und Schriftlichkeit lässt sich für die insgesamt 24 Kategorien Folgendes feststellen:

- Die *Tagesthemen* sind innerhalb des Untersuchungszeitraumes bis 1999 in 22 Kategorien mündlicher geworden, in einem Fall nahezu unverändert zum Ausgangswert geblieben und in einem Fall tendenziell schriftlicher geworden.
- *RTL aktuell* ist in 21 Kategorien schriftlicher geworden, in drei Fällen nahezu unverändert geblieben und in keiner Kategorie mündlicher geworden.

Diese Ergebnisse verdeutlichen, dass sich die beiden Anbieter nicht nur aufeinander zu bewegt haben, in einigen Fällen ist nach einer Überschneidung die Entwicklung weiter auseinander gelaufen, so dass die *Tagesthemen* im Jahre 1999 insgesamt gesehen stärker am mündlichen Sprachgebrauch orientiert formulieren als *RTL aktuell*. Diese Entwicklung spiegelt sich auch im Konvergenzverhalten wieder, das im Folgenden dokumentiert wird.

### ***Konvergenzverhalten***

Im Folgenden werden die Ergebnisse der einzelnen Kategorien bezüglich des Konvergenzverhaltens der beiden Anbieter unter der Fragestellung zusammengefasst: Hat sich die Nachrichtensprache der ausgewählten öffentlich-rechtlichen und privaten Anbieter innerhalb des Untersuchungszeitraumes angenähert oder nicht, und von welcher Seite geschieht diese Annäherung stärker?

	<b>Kategorie</b>	<b>Konvergenz</b>	<b>Annäherung</b>
<b>Syntax</b>	Satzlänge	+	stärker Tagesthemen
	Satzdimensionalität	+	stärker Tagesthemen
	Satzgliedposition	+	wechselseitig
	Verbalstil	+	stärker Tagesthemen
	Nominalstil	+	stärker Tagesthemen
	Präsens	+	wechselseitig
	Perfekt	+	stärker Tagesthemen
	Präteritum	+	stärker Tagesthemen
	Ellipsen	+	wechselseitig
	Satzklammern	+	wechselseitig
	Herausstellungstypen insg.	+	stärker Tagesthemen
	Parenthesen	+	wechselseitig
	direkte Rede	+	wechselseitig
	indirekte Rede	+	wechselseitig

	<b>Kategorie</b>	<b>Konvergenz</b>	<b>Annäherung</b>
<b>Lexik</b>	Stil: salopp	+	wechselseitig
	Stil: gehoben	+	stärker Tagesthemen
	Stil: variiert	+	stärker RTL aktuell
	Stil: redundant	+	stärker RTL aktuell
	Strukturwörter	+	stärker RTL aktuell
	Ich-Referenz	+	stärker RTL aktuell
	Verschmelzungen, Reduktionen	+	stärker RTL aktuell
	drei- und mehrgliedrige Komposita	-	
	direkte Ansprache	-	
	Fehlleistungen	+	stärker RTL aktuell

Abb. 21: Konvergenzverhalten

In Abbildung 21 zeigt sich, dass in 22 von 24 Kategorien in dem Zeitraum von 1983-1999 Konvergenz festgestellt werden kann. Der Kurvenverlauf zeigt allerdings unterschiedliche Entwicklungen:

- Die konvergente Entwicklung wurde bereits innerhalb des Untersuchungszeitraumes abgeschlossen, da sie zu einer Überschneidung führte, so dass der Prozess danach divergiert. In einigen Fällen konvergiert der Prozess erneut, so dass es dann zukünftig gesehen zu einer weiteren Überschneidung kommen kann. Dieser Verlauf begegnet in den 22 Kategorien mit konvergenter Entwicklung zwanzig Mal.
- Die konvergente Entwicklung dauert momentan an und hat noch nicht zu einer Überschneidung geführt. Dies ist zweimal der Fall.

Wie sieht dieser Konvergenz-Prozess genau aus? Hat sich einer der beiden Konkurrenten stärker angenähert oder verläuft die Entwicklung paritätisch? Die Ergebnisse zeigen, dass in der o.g. Tabelle die Annäherung in acht Fällen stärker von den *Tagesthemen* ausgeht, in sechs Fällen von *RTL aktuell* und in den anderen acht Fällen die Annäherung ungefähr gleich stark verläuft. Resümierend kann also eine wechselseitig Konvergenz festgestellt werden. Damit lässt sich die aufgestellte Nullhypothese falsifizieren und als Ergebnis der Untersuchung formulieren:

**Der Sprachstil der ausgewählten öffentlich-rechtlichen und privaten Nachrichtensendungen zeigt in dem Zeitraum von 1983–1999 bezüglich der mündlichen und schriftlichen Textelemente konvergente Entwicklungen.**

Interessant dabei ist, dass die Annäherung seitens *RTL aktuell* insbesondere im lexikalischen, die der *Tagesthemen* im syntaktischen Bereich stattfindet. Dies erklärt sich dadurch, dass die *Tagesthemen* gerade im syntaktischen Bereich in der Vergangenheit sehr schriftnah formuliert haben und aufgrund der Verstehensschwierigkeiten seitens der Rezipienten in der Kritik standen: Denn der Gebrauch beispielsweise von zu langen und komplexen Sätzen, nominalem Stil und überdehnten Satzklammern gab diesem Nachrichtenstil den komplizierten und elaborierten Ton, der nicht alle Zuschauer erreichen konnte. In diesem Punkt setzte der private Konkurrent von Anfang an auf Strukturen, die dem mündlichen Sprachgebrauch näher liegen. Da sich aus verstehentheoretischer Perspektive dieser Ansatz also bereits als rezipientenfreundlich erwiesen hat, hätte eine starke Entwicklung hin zu schriftnahen Satzstrukturen in diesem Fall einen Rückschritt bedeutet. Dagegen wurde den privaten Anbietern in der Anfangsphase beispielsweise der saloppe und umgangssprachliche Ton im lexikalischen Bereich zum Vorwurf gemacht, hier galt es, sich verstärkt standardsprachlich zu orientieren, um glaubwürdiger und seriöser zu erscheinen und damit ein ernstzunehmender Konkurrent für die öffentlich-rechtlichen Anbieter zu werden.

Neben diesem aufschlussreichen Ergebnis hinsichtlich des Konvergenzverhaltens erlaubt die empirische Analyse noch weitere Schlussfolgerungen, die abschließend zusammengefasst aufgeführt werden sollen. So sind die *Tagesthemen* in 22 der insgesamt 24 Kategorien mündlicher geworden, d.h. seit 1983/84 hat sich diese öffentlich-rechtliche Nachrichtensendung im Rahmen der untersuchten Spracherscheinungen insofern



verändert, dass die Sprache nun stärker den Merkmalen folgt, die typisch für den mündlichen Sprachgebrauch sind oder zumindest dort stärker vertreten. Dies geschieht, obwohl die Anmoderationen schriftlich vorformuliert und dann mit Hilfe des Teleprompters abgelesen werden – wie in der Anfangsphase auch deutlich zu erkennen war, denn hier folgten die Formulierungen einer schriftnahen Konzeption. Dieses Formulierungsverfahren wurde zunehmend abgelegt und ist mündlicheren Strukturen gewichen. Damit zeigt sich für diese Form der sekundären Oralität, dass der Schriftcharakter mit mündlichen Merkmalen „bemäntelt“ wird, also Mündlichkeit imitiert und inszeniert wird. Dies wird besonders augenfällig, wenn das direkte Verhältnis von zwei unterschiedlichen Formulierungsverfahren berechnet wird: So zeigt sich beispielsweise in Diagramm 9 zur Satzgliedposition, dass im Jahre 1999 beide Anbieter dem mündlichen Sprachgebrauch entsprechend häufig mit dem finiten Verb in Zweitstellung formulieren, während die für Nebensätze in der Regel typische Endstellung sparsam verwendet wird – obwohl der Text schriftlich formuliert ist und damit Raum für komplexe Nebensatzkonstruktionen lässt. In Diagramm 12 zeigt sich, dass der Verbalstil dem Nominalstil klar vorgezogen wird, und zwar insbesondere von dem öffentlich-rechtlichen Anbieter, der im Jahre 1999 mit einem Verhältnis von 4,7:1 zu Gunsten verbaler Ausdrücke weitaus mündlicher formuliert als *RTL aktuell* – selbst in der Anfangsphase liegt der private Konkurrent unter diesem Wert. Diese Vorgehensweise führt dazu, dass die *Tagesthemen* im direkten Vergleich zum privaten Konkurrenten im letzten Untersuchungsjahr insgesamt mündlicher erscheinen, denn in 15 Kategorien sind die Ergebnisse mündlicher und nur in zwei schriftlicher als bei der Konkurrenz. In sieben Fällen sind die Ergebnisse nahezu kongruent, d.h. dass hier die mitunter extremen Unterschiede der Anfangszeit aufgehoben und die Konkurrenten kaum mehr zu unterscheiden sind. Damit zeigt sich für *RTL aktuell*, dass der extrem saloppe Umgangston der Anfangsjahre aufgegeben wurde zu Gunsten eines Sprachduktus, der trotz des mündlichen Vortrages im Vergleich zum Konkurrenten in vielen Punkten schriftlicher erscheint. Dagegen haben sich die *Tagesthemen* von ihrem früheren sprachlichen Erscheinungsbild zunehmend abgewendet, der mitunter extrem schriftnahe ist einem mündlicheren Ton gewichen. Ausnahme bildet hier die *Ich-Referenz* in Diagramm 33: Beide Anbieter haben diese sprachlichen Bezüge auf die eigene Person, die in einem mündlichen Gespräch sehr präsent sind, im Laufe der Untersuchungszeit verringert. Die Gründe dafür können nicht eindeutig bestimmt werden; eine mögliche Erklärung liegt in der Persönlichkeit der Moderatoren, die ihre eigene Person nicht in den Mittelpunkt rücken wollen, auch wenn im Rahmen von Journalsendungen diese Möglichkeit theoretisch besteht.

Auffällig sind auch die Ergebnisse in Diagramm 19, 35 und 36, da hier die beiden Konkurrenten mit einem identischen Ausgangswert starten, also zu einer Zeit in demselben Modus formulieren, die in den anderen Kategorien von großen Unterschieden geprägt ist. In Diagramm 19 werden 1983/84 von beiden Anbietern gleich viele Ausklammerungen benutzt. Eine Erklärung dafür könnte in dem Umstand gesehen werden, dass die RTL-Nachrichten von Anfang in einer wenig komplizierten und dem mündlichen Sprachgebrauch entsprechend kurzen Satzkonstruktion formulierten, so dass Ausklammerungen per se seltener nötig wurden. In Diagramm 35 werden im Ausgangsjahr

von den Konkurrenten gleich viele Komposita benutzt; eine Erklärung hierfür fällt schwer, da der private Anbieter die Benutzung in der Folge deutlich steigert, so dass es verwundert, dass die öffentlich-rechtlichen *Tagesthemen*, die in der Anfangszeit sehr kompliziert und schriftnah formulierten, hier mit dem Konkurrenten gleichauf liegen. Diagramm 36 dokumentiert die direkte Ansprache des Zuschauers: Auch hier wird der Zuschauer in der Anfangszeit gleich häufig angesprochen, obwohl angenommen werden könnte, dass der private Anbieter dieses Mittel aus Gründen der Zuschauereinbindung häufiger einsetzt, während diese konzeptionellen Motive zu dieser Zeit für die öffentlich-rechtlichen Nachrichten sekundär waren. Aus diesem Grunde scheint eine Erklärung rein hypothetisch, so dass an dieser Stelle darauf verzichtet wird. In den genannten Fällen kann keine Konvergenz festgestellt werden, auch wenn nach einem divergierenden Prozess eine erneute Annäherung stattfinden kann; da jedoch bereits zu Beginn in gleicher Weise formuliert wurde, ist eine Folge-Annäherung anderer Qualität, so dass in diesen Fällen nicht von Konvergenz gesprochen werden soll.

Damit kann auch der „alte“ Vorwurf, die Nachrichtensprache der öffentlich-rechtlichen Anbieter sei zu elaboriert und elitär formuliert und damit schwer verständlich, nicht mehr auf fruchtbaren Boden fallen, denn die stärkere Orientierung an mündlichen Strukturen bedeutet eine bessere Verständlichkeit. Da sich der Zuschauer in der bekannten und unter dem Gesichtspunkt der Verständlichkeit unbequemen kommunikativen Einbahnstraße befindet, kann diese Entwicklung insgesamt begrüßt werden, denn der Prozess des privaten Anbieters in Richtung Schriftlichkeit bedeutet nicht, dass hier nun schriftsprachliche Charakteristika nach dem Vorbild der *Tagesthemen* der frühen 1980er Jahre dominieren; diese Entwicklung bedeutet lediglich eine Abkehr von dem extrem mündlichen Plauderton eines vertrauten face-to-face Gespräches der Anfangsjahre – das Kontinuum zwischen den Polen Mündlichkeit und Schriftlichkeit hält hier bekanntlich einen großen Spielraum bereit. Da dieser Prozess also keine „sprachliche Katastrophe“ bedeutet, die von syntaktischen und lexikalische Fehlgriffen geprägt ist, ist aus sprachpflegerischer Perspektive übertriebene Sorge nicht angebracht, denn es scheint besser, im Rahmen einer dem Medium entsprechenden Vertextung inhaltlich dem Weltgeschehen folgen zu können als aufgrund sprachlicher Barrieren im Unverständnis zurückzubleiben. Da sich beide Anbieter in einigen Kategorien hin zu einer gewissen Ununterscheidbarkeit entwickelt haben, zeigt sich außerdem die „zweite Hälfte“ der Konvergenzthese bestätigt, dass sich die privaten Nachrichtensendungen an öffentlich-rechtliche Gewohnheiten anpassen und – für eine Nachrichtensendung als unpassend empfundene – umgangssprachliche Formulierungsweisen vermeiden. Damit ergibt sich insgesamt keine Verflachung oder Absenkung, sondern vielmehr eine Anhebung des (Sprach-)Niveaus, wenn man hier eine qualitative Skala anlegen will.<sup>893</sup>

---

<sup>893</sup> Vgl. hierzu auch Bruns/Marcinkowski (1996): S. 476.

## Zusammenfassung

Das Ziel dieser Arbeit ist es, einer bislang eher diffus wahrgenommenen Intuition über den Rahmen spekulativer Vermutung und Idiosynkrasie hinaus erstmals zu einem überprüfbareren Fundament der Entscheidungsfindung zu verhelfen. Im Zuge einer sprachwissenschaftlichen Thematisierung massenmedialer Kommunikation beantwortet die Untersuchung an exemplarischer Stelle die Frage, ob, inwieweit und in welcher Form sich Umbrüche und Entwicklungen der Kommunikationsmedien auf die medial vermittelte Sprache niederschlagen. Dies unter der leitenden Vorannahme, dass mit der Verbreitung *Neuer Medien* die Verbreitung einer Hybridisierung der Sprachmodalitäten *schriftlich-mündlich* einhergeht, die *sekundäre Oralität*. Unter sekundärer Oralität wird dabei eine neue Form der Mündlichkeit verstanden, für die im Unterschied zur primären Oralität Schrift konstitutiv ist, insofern hier gesprochene Texte zuvor schriftlich konzipiert werden.

Zur Validierung der Hypothese entwickelt die Arbeit zunächst die differentiellen Kriterien der beiden Modalitäten (*schriftlich-mündlich*), um sie in einem Modell zusammenzuführen, das sowohl die Realisations- und Kommunikationsbedingungen als auch die syntaktischen und lexischen Kriterien erfaßt, auf deren Hintergrund sich die unterschiedlichen Textvorkommen, insbesondere die Formen der sekundären Oralität positionieren lassen. Dementsprechend werden im Anschluß die verschiedenen Formen technisch-medial vermittelter Kommunikation (Computer, Mobiltelefon etc.) als Exemplifizierungen sekundärer Oralität auf ihre graduelle Verteilung innerhalb der Polarität *schriftlich-mündlich* in den Blick genommen. Dabei zeigt sich, dass – obgleich schriftlich manifestiert – die Kommunikation über e-mail, newsgroup, SMS und chat in eben dieser Reihenfolge ein Ansteigen der konzeptionell mündlichen Kriterien aufweist. Anders: Sekundäre Oralität als Sprachmanifestation ist weitergehend der Binnendifferenzierung fähig, die über die jeweilige Position eines Textvorkommens innerhalb des Koordinatensystems befindet, das von den Achsen *Medium* (graphisch-phonisch) und *Konzeption* (mündlich-schriftlich) aufgespannt wird.

Im Anschluß an die theoretische Fundierung und ihre – zunächst nicht-empirische – Applikation auf die Kommunikationssituation der neuen technischen Kommunikationsmedien, fokussiert die Arbeit das Phänomen der sekundären Oralität auf das gegenwärtig wirkmächtigste Medium, das Fernsehen: Das Fernsehen besetzt mit seinen Nachrichtensendungen nicht nur den prominentesten Ort sekundärer Oralität, sondern unterliegt seit Einführung des Privatfernsehens auch einer medienpolitischen Entwicklung zwischen wechselseitiger Anpassung und Identitätswahrung. Eben an dieser Stelle instrumentalisiert die Untersuchung das Phänomen der sekundären Oralität in zweifacher Fragestellung: Entwickeln sich die Anbieter erstens im Sinne der Konvergenzthese auf einander zu, und, wenn ja, lässt sich dieser Trend zweitens als empirischer Befund auf der textuellen Basis eines definierten Datenkorpus nachweisen?

Der für die Untersuchung ausgewählte Datenkorpus umfasst die ausgewerteten Anmoderationen von Nachrichtensendungen der Sender ARD und RTL (*Tagesthemen* und *7 vor 7, RTL aktuell*), die von 1983/84 bis 1999 im Abstand von 5 Jahren erhoben worden sind (1983/84, 1989, 1994, 1999) und etwa 16 000 Wörter umfassen. Es ergeben sich vier Datenfelder, die mittels der *quantitativen Inhaltsanalyse* und der damit

verbundenen Kategorien auf ihre mündlichen bzw. schriftlichen Modalitätsanteile analysiert werden. Es wird angenommen, dass divergente und übereinstimmende Anteile in der Häufigkeitsverteilung einzelner Tokens die divergenten bzw. konvergenten Entwicklungen widerspiegeln. Möglich wird so die Auszählbarkeit und Vergleichbarkeit der syntaktischen Kategorien (Satzlänge, Satzkomplexität, Satzgliedposition in Nebensatz, Tempus, Ellipse, Satzklammer, Herausstellung, Parenthesen) und der lexischen Kategorien (Varianz/Redundanz, Strukturwörter Ich-Referenz, direkte/indirekte Rede, Verschmelzungen, Reduktionen, Elisionen, mehr-gliedrige Komposita, direkte Ansprache, Sprecher-Fehlleistungen). Das aufgestellte Kategorienschema wird als eine Liste von Indikatoren für die Modalitäten *schriftlich-mündlich* mit unterschiedlichen Häufigkeitsverteilungen seiner Tokens aufgefasst. Die Auswertungsergebnisse für beide Nachrichtenformate werden jeweils in Diagrammen dargestellt und mit einer Legende versehen.

Die Ergebnisse der empirischen Analyse verdeutlichen zweierlei: Zum einen präsentiert sich die Sprache der Fernsehnachrichten bei dem öffentlich-rechtlichen Anbieter trotz der mündlichen Realisierung anfangs in einer sehr schriftnahen Konzeption, zeigt jedoch im Laufe ihrer Entwicklung, dass sie sich als Beispiel sekundärer Oralität zunehmend daran erinnert, was sie ist: eine Form von Mündlichkeit. Durch die verstärkte Inszenierung mündlicher Strukturen in den Anmoderationen werden Informationen schließlich nicht mehr in Form eines rigide verlesenen Schrifttextes vermittelt, dessen simultaner und nicht wiederholbarer Nachvollzug dem Zuschauer kognitive Höchstleistungen abverlangt. Vielmehr tragen die Einbindungen mündlicher Sprachmuster zur Komplexitätsreduktion bei und wirken der für den Rezipienten eher schwierigen kommunikativen Einbahnstraßensituation entlastend entgegen.

Zum anderen zeigt sich für die private Konkurrenz, dass die stärkere Inanspruchnahme schriftsprachlicher Strukturen im Rahmen der sekundären Oralität das Verlassen einer allzu alltagssprachlichen Ebene erlaubt, die dem Inhalt und der Form einer Nachrichtensendung nicht angemessen scheint, insofern sie den Eindruck der Simplifizierung von (politischen) Informationen befördert. Generell also vermeidet der nachgewiesene „Trend zur Mitte“ im Rahmen der Konvergenzentwicklung sowohl Ausschluss durch sprachliche Barrieren als auch Verflachung durch sprachliche Fehltritte.

Im Zuge der empirischen Analyse unter Einbezug der medienspezifischen, politisch-sozialen und ökonomischen Rahmenbedingungen, kann somit erstmals auf linguistisch fundierter Basis eine sprachliche Entwicklung der Fernsehnachrichten nachgezeichnet werden, deren Verlauf sich *im Sinne der Konvergenzthese* interpretieren lässt. Und umgekehrt erweist sich sekundäre Oralität in den Massenmedien als herausragendes Phänomen, in dessen Brennpunkt der unmittelbare Nexus zwischen medialer Bedingtheit und sprachlicher Evolution deutlich zu Tage tritt. Im Hinblick auf die jüngsten Sprachprozesse können somit Sprache einerseits und das Dispositiv ihrer technisch-medialen Vermittlung auf der anderen Seite aus sprachwissenschaftlicher Perspektive nicht länger als sich gegenseitig ausschließende Größen der Beobachtung behandelt werden. Im Gegenteil: Sprachliche Realität lässt sich sinnvoll nur im Rahmen ihrer medialen Bedingungen und den dadurch determinierten Funktionsweisen betrachten.

## Literaturverzeichnis

- Altmann, Gabriel (1972): Status und Ziele der quantitativen Sprachwissenschaft. In: Linguistik und Statistik. Hg. v. Siegfried Jäger. Braunschweig. S. 1–11.
- Altmann, Hans (1981): Formen der „Herausstellung“ im Deutschen. Rechtsversetzung, Linksversetzung, Freies Thema und verwandte Konstruktionen. Tübingen.
- Ammon, Ulrich (1977): Empirische Untersuchungen zu den Schulschwierigkeiten von Dialektsprechern. In: Soziolinguistik und Empirie. Beiträge zu Problemen der Corpusgewinnung und -auswertung. Hg. v. Hans Ulrich Bielefeld, Ernest W. B. Hess-Lüttich und André Lundt. Wiesbaden. S. 165–185 (= Athenaion-Skripten Linguistik).
- Androutopoulos, Jannis/Schmidt, Gurly (2001): SMS-Kommunikation: Ethnographische Gattungsanalyse am Beispiel einer Kleingruppe. [www.ids-mannheim.de/prag/sprachvariation/tp/tp7/sms.htm](http://www.ids-mannheim.de/prag/sprachvariation/tp/tp7/sms.htm)
- Androutopoulos, Jannis/Schmidt, Gurly (2002): SMS-Kommunikation: Ethnografische Gattungsanalyse am Beispiel einer Kleingruppe. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 36. S. 49–81.
- Anshen, Frank (1978): Statistics for Linguists. Rowley, Massachusetts.
- Antos, Gerd (1982): Grundlagen einer Theorie des Formulierens. Textherstellung in geschriebener und gesprochener Sprache. Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik 39).
- Appel, Rainhard (1990): Sprache im Fernsehen. Die Erwiderung des Journalisten auf die Thesen von Erich Straßner. In: Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Hg. v. Gerhard Stickel. Berlin, New York. S. 142–151 (= Institut für deutsche Sprache Jahrbuch 1989).
- ARD-aktuell-Informationsbroschüre (1999).
- Arnold, Bernd Peter (1980): Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. In: Der öffentliche Sprachgebrauch Bd. 1. Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Bearb. v. Brigitta Mogge. Stuttgart. S. 233–240 (= Der öffentliche Sprachgebrauch Bd. 1).
- Assman, Jan (1988): Im Schatten junger Medienblüte. Ägypten und die Materialität des Zeichens. In: Materialität der Kommunikation. Hg. v. Hans U. Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M. S. 141–160.
- Assman, Jan (2002): Jenseits der Stimme, jenseits des Mythos. In: Neue Zürcher Zeitung vom 19.1.2002.
- Assmann, Aleida und Jan (1988): Schrift, Tradition und Kultur. In: Zwischen Festtag und Alltag. Zehn Beiträge zum Thema 'Mündlichkeit und Schriftlichkeit'. Hg. v. Wolfgang Raible. Tübingen. S. 25–51 (= Script-Oralia 6).
- Auer, Peter (2000): *On line*-Syntax – Oder: was es bedeuten könnte, die Zeitlichkeit der mündlichen Sprache ernst zu nehmen. In: Sprache und Literatur 85, 31. Jahrg., 1. Halbjahr. Schwerpunkt: Die Medialität der gesprochenen Sprache. S. 43–57.
- Augst, Gerhard (1982): „Jahrelange Bestandsdauer spricht nicht gegen Bösartigkeit“. Zur Verständlichkeit einer Aufklärungskampagne über „Schwarzem Krebs“. In: Anweisungstexte. Hg. v. Siegfried Grosse und Wolfgang Mentrup. Tübingen. S. 172–192 (= Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim 54).
- Augst, Gerhard (1986): Reden ist wie Schreiben – nur ohne Radiergummi. In: Spracherwerb und Mehrsprachigkeit. Language Acquisition and Multilingualism. Festschrift für Els Oksaar zum 60. Geburtstag. Hg. v. Brigitte Narr und Harwig Wittje. Tübingen. S. 65–78.

- Ballstaedt, Steffen-Peter (1980): Nachrichtensprache und Verstehen. In: *Fernsehforschung – Fernsehkritik*. Hg. v. Helmut Kreuzer. Göttingen. S. 226–242.
- Ballstaedt, Steffen-Peter/Hinkelbein, S. (1976): Alltagsfern, oberflächlich und unverständlich. In: *Psychologie Heute*, September 1976. S. 13–18.
- Barwise, Patrick/Ehrenberg, Andrew (1988): *Television and its Audience*. London.
- Baudrillard, Jean (1978): Requiem für die Medien. In: *Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen*. Hg. v. Jean Baudrillard. Berlin. S. 83–119.
- Baumgärtner, Klaus (1959): *Zur Syntax der Umgangssprache in Leipzig*. Berlin.
- Bausch, Karl-Heinz (1975): Zur Problematik der empirischen Basis in der Linguistik. Diskutiert am Modusgebrauch in Konditionalsätzen. In: *ZGL 3/1975*. S. 123–148.
- Bausch, Karl-Heinz (1979): Intuition und Datenerhebung in der Linguistik. Zur pragmatischen Basis linguistischer Methodologie. In: *Empirische Textwissenschaft. Aufbau und Auswertung von Text-Corpora*. Hg. v. Henning Bergenholtz und Burkhard Schaefer. Frankfurt a. M. S. 71–89 (= *Monographien Linguistik und Literaturwissenschaft 39*).
- Bausinger, Hermann (1984): *Deutsch für Deutsche. Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen*. Frankfurt a. M.
- Becker-Mrotzek, Michael/Brünner, Gisela (1992): *Angewandte Gesprächsforschung: Ziele – Methoden – Probleme*. In: *Kommunikationsberatung und Kommunikationstraining*. Hg. v. Reinhard Fiehler und Wolfgang Sucharowski. Opladen. S. 12–23.
- Bellmann, Günter (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: *Aspekte der Dialekttheorie*. Hg. v. Klaus J. Mattheier. Tübingen. S. 105–131 (= *Reihe germanistische Linguistik 46*).
- Benjamin, Walter (1930/31): Reflexionen zum Rundfunk. In: *Gesammelte Schriften*. Bd. II, 3. Hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a. M.
- Bente, Gary (2002): Entschlüsselung einer ungewissen Botschaft. Zur Transkription und Analyse nonverbaler Kommunikationsprozesse. In: *Transkribieren. Medien/Lektüre*. Hg. v. Ludwig Jäger und Georg Stanitzek. München. S. 133–153.
- Berelson, Bernhard (1971): *Content Analysis in Communication Research*. New York.
- Bergenholtz, Henning/Schaefer, Burkhard (1977): Deskriptive Lexikographie. In: *ZGL 5/1977*. S. 2–33.
- Bergenholtz, Henning/Schaefer, Burkhard (Hg.) (1979): *Empirische Textwissenschaft. Aufbau und Auswertung von Text-Corpora*. Frankfurt a. M. (= *Monographien Linguistik und Literaturwissenschaft 39*).
- Besch, Werner (Hg.) (1981a): *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt*. Bd. 1. Berlin.
- Besch, Werner (1981b): Einige Probleme empirischer Sozialforschung. Dargestellt am Beispiel des Erp-Projektes. In: *Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt*. Bd. 1. Hg. v. Werner Besch. Berlin. S. 238–261.
- Biber, Douglas (1988): *Variation across Speech and Writing*. Cambridge.
- Bickel, Hans (1998): World-Wide-Web – eine neue Kommunikationsform auf dem Internet. In: *Medien im Wandel*. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 211–221.
- Bielefeld, Hans Ulrich/Hess-Lüttich, Ernest W. B./Lundt, André (Hg.) (1977): *Soziolinguistik und Empirie. Beiträge zu Problemen der Corpusgewinnung und -auswertung*. Wiesbaden (= *Athenaion-Skripten Linguistik*).

- Biere, Bernd Ulrich (1989): Verständlich-Machen. Hermeneutische Tradition – Historische Praxis – Sprachtheoretische Begründung. Tübingen.
- Biere, Bernd Ulrich (1998): Boulevardisierungstendenzen in der Wissenschaftsberichterstattung? Ein Annäherungsversuch. In: Medien im Wandel. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 49–63.
- Biere, Bernd Ulrich/Holly, Werner (1998): Zur Einführung: Medien im Wandel. Neues in alten, Altes in neuen Medien. In: Medien im Wandel. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 7–13.
- Bierwisch, Manfred (1994): Les jeux sont fait. Linguistik in der Informationsgesellschaft. In: Germanistik in der Mediengesellschaft. Hg. v. Ludwig Jäger und Bernd Switalla. München. S. 245–291.
- Bischoff, Martin (1995): Zur Problematik der Repräsentativität in der empirischen Sozialforschung. Bochum (= Diskussionspapiere aus der Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum 95-14).
- Blaes, Ruth (1987): Sprache und Sprechen im Hörfunk. In: Medienkommunikation. Vom Telephon zum Computer. Hg. v. Hellmut Geißner und Rudolf Rösener. Frankfurt a. M. S. 85–92 (= Sprache und Sprechen Bd. 18).
- Bleicher, Joan Christin (1996): Programmmodelle und Programmentwicklung des Fernsehens von 1984 bis 1993. In: Medien-Transformation. Zehn Jahre Dualer Rundfunk in Deutschland. Hg. v. Walter Hömberg und Heinz Pürer. Konstanz. S. 137–152 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 22).
- Blumler, Jay G./Hoffmann-Riem, Wolfgang (1992): Neue Funktionen für öffentlich-rechtliches Fernsehen in Westeuropa. Herausforderungen und Perspektiven. In: Media Perspektiven 7/92. S. 402–416.
- Böhm, Stefan/Koller, Gerhard/Schönhut, Jürgen/Strassner, Erich (1972): Rundfunknachrichten. Sozio- und psycholinguistische Aspekte. In: Sprache und Gesellschaft. Hg. v. Annamaria Rucktäschel. München. S. 153–195.
- Bosshart, Lots (1976): Untersuchungen zur Verstehbarkeit von Radio- und Fernsehsendungen. In: Rundfunk und Fernsehen 24/3. S. 197–209.
- Brecht, Bertolt: Radiotheorie 1927-1932. In: Bertolt Brecht. Gesammelte Werke. Hg. v. Suhrkamp Verlag in Zusammenarbeit mit Elisabeth Hauptmann. Bd. 18. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1967. S. 119–134.
- Bresser Klaus (1977): Wie informieren die aktuellen Informationssendungen. In: Fernseh-Kritik. Informationsvermittler Fernsehen. Hg. v. Anna-Luise Heygster und Hans Joachim Lange. Mainz. S. 139–143 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. IX).
- Bruns, Thomas/Marcinkowski, Frank (1996): Konvergenz Revisited. Neue Befunde zu einer älteren Diskussion. In: Rundfunk und Fernsehen, 44. Jahrg. 1996/4. S. 461–478.
- Brockmeier, Jens (1997): Literales Bewußtsein. Schriftlichkeit und das Verhältnis von Sprache und Kultur. München.
- Bucher, Hans-Jürgen (1996): Textdesign – Zaubermittel der Verständlichkeit? Die Tageszeitung auf dem Weg zum interaktiven Medium. In: Textstrukturen im Medienwandel. Hg. v. Ernest W. B. Hess-Lüttich, Werner Holly, Ulrich Püschel. Frankfurt a. M. u.a. S. 31–61 (= *forum* Angewandte Linguistik Band 29).
- Bucher, Hans-Jürgen (1998): Vom Textdesign zum Hypertext. Gedruckte und elektronische Zeitungen als nicht-lineare Medien. In: Medien im Wandel. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 63–103.

- Bucher, Hans-Jürgen (1999): Die Zeitung als Hypertext. Verstehensprobleme und Gestaltungsprinzipien für Online-Zeitungen. In: Text im digitalen Medium. Linguistische Aspekte von Textdesign, Texttechnologie und Hypertext Engineering. Hg. v. Henning Lobin. Opladen, Wiesbaden. S. 9–33.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Stuttgart, New York 1982.
- Bungarten, Theo (1979): Das Korpus als empirische Grundlage in der Linguistik und Literaturwissenschaft. In: Empirische Textwissenschaft. Aufbau und Auswertung von Text-Corpora. Hg. v. Henning Bergenholtz und Burkhard Schaefer. Frankfurt a. M. S. 28–52 (= Monographien Linguistik und Literaturwissenschaft 39).
- Burger, Harald (1987): Funktionen von Phraseologismen in den Massenmedien. In: Aktuelle Probleme der Phraseologie. Symposium 27.–29.9.1984 in Zürich. Hg. v. Harald Burger und Robert Zett. Bern u.a. S. 11–29 (= Zürcher Germanistische Studien Bd. 9).
- Burger, Harald (1990): Sprache der Massenmedien. 2. durchg. und erw. Aufl. Berlin, New York.
- Burger, Harald (1996): Phraseologie in Fernsehnachrichten. (unveröffl.)
- Burger, Harald (2000): Textsorten in den Massenmedien. In: Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An international Handbook of Contemporary Research. Hg. v. Klaus Brinker u.a. 1. Halbband. Berlin, New York. S. 614–628 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1).
- Burger, Harald/Buhofer, Annelies/Sialm, Ambros (1982): Handbuch der Phraseologie. Berlin, New York.
- Burger, Harald/Imhasly, Bernard (1978): Formen sprachlicher Kommunikation. Eine Einführung. München.
- Bury, Richard de (1345/1960): Philobiblon. The text and translation of E. C. Thomas. Hg. v. M. Maclagan. Oxford.
- Busler, Christine/Schlobinski, Peter (1997): „Was er (schon) (...) konstruieren kann – das sieht er (oft auch) als Ellipse an.“ Über ‚Ellipsen‘, syntaktische Formate und Wissensstrukturen. In: Syntax des gesprochenen Deutsch. Hg. v. Peter Schlobinski. Opladen. S. 93–117.
- Chafe, Wallace (1982): Integration and involvment in speaking, writing, and oral literature. In: Spoken and written language: Exploring Orality and Literacy. Ed. b. Deborah Tannen. Norwood. S. 35–53.
- Chafe, Wallace/Danielewicz, Jane (1987): Properties of spoken and written language. In: Comprehending Oral and Written Language. Ed. b. R. Horowitz and S. J. Samuels. New York. S. 83–113.
- Chomsky, Noam (1969): Aspekte der Syntax-Theorie. Frankfurt a. M.
- Collot, Milena/Belmore, Nancy (1996): Electronic Language. A New Variety of English. In: Computer-Mediated Communication: Linguistic, social and cross-cultural perspectives. Ed. by Susan C. Herring. Amsterdam, Philadelphia. S. 13–29 (= Pragmatics & Beyond, New Series 39).
- Condon, Sherri L./Čech, Claude G. (1996): Functional comparisons of face-to-face and computer-mediated decision making interactions. In: Computer-Mediated Communication: Linguistic, social and cross-cultural perspectives. Ed. by Susan C. Herring. Amsterdam, Philadelphia. S. 65–81 (= Pragmatics & Beyond, New Series 39).



- Cordes, Gerhard (1963): Zur Terminologie des Begriffs „Umgangssprache“. In: Festgabe für Ulrich Pretzel zum 65. Geburtstag dargebracht. Hg. v. Werner Simon u.a. Berlin. S. 338–355.
- Dastyari, Soheil (1998): Computer. In: Grundwissen Medien. Hg. v. Werner Faulstich. München. S. 151–174.
- Deppendorf, Ulrich, Chef von *ARD aktuell*, Interview vom 31.7.1997 in Hamburg.
- Derrida, Jacques (1979): Die Stimme und das Phänomen. Frankfurt a. M.
- Deutrich, Karl-Helge (1971): Aufnahme und Archivierung gesprochener Hochsprache. In: Texte gesprochener deutscher Standardsprache I. Erarb. im Institut für deutsche Sprache. München. S. 18–33.
- Dittmann, Jürgen (1976): Sprechhandlungstheorie und Tempusgrammatik. Futurformen und Zukunftsbezug in der gesprochenen deutschen Standardsprache. München (= Heutiges Deutsch I/8).
- Dittmar, Norbert (1973): Soziolinguistik. Exemplarische und kritische Darstellung ihrer Theorie, Empirie und Anwendung. Frankfurt a. M.
- Duden (2001). Deutsches Universalwörterbuch A–Z. Hg. v. Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 3., neu bearb. Aufl. Mannheim.
- Duden (1998a). Die Grammatik. Bd. 4. Hg. v. Günther Drosdowski u.a. 6. Aufl. Mannheim.
- Duden (1998b). Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Idiomatisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Bd. 11. Hg. u. bearb. v. Günther Drosdowski u. Werner Scholze-Stubenrecht. Mannheim.
- Dürscheid, Christa (1999): Zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit: die Kommunikation im Internet. In: Papiere zur Linguistik Nr. 60, Heft 1/99. S. 17–30.
- Ehlert, Helena (1994): Wortbildung und Substandard. Magisterarbeit Bochum.
- Ehlich, Konrad (1981): Text, Mündlichkeit, Schriftlichkeit. In: Geschriebene Sprache – Funktion und Gebrauch, Struktur und Geschichte. Forschungsberichte des Instituts für Phonetik und Sprachliche Kommunikation der Universität München 14. Hg. v. Hartmut Günther. S. 23–51.
- Ehlich, Konrad (1986): Funktional-pragmatische Diskursanalyse – Ziele und Verfahren. In: Untersuchungen zur Kommunikation – Ergebnisse und Perspektiven. Berlin. S. 15–40 (= Linguistische Studien Reihe A, Arbeitsberichte 149).
- Ehlich, Konrad (1994): Diskursanalyse in Europa. Frankfurt a. M.
- Eisenberg, Peter (1994): Grundriß der deutschen Grammatik. 3. Aufl. Stuttgart, Weimar.
- Eisenstein, Elizabeth L. (1979): The Printing Press as an Agent of Change: Communications and Cultural Transformations in Early-Modern Europe. New York.
- Eisenstein, Elizabeth L. (1983): The Printing Revolution in Early Modern Europe. Cambridge.
- Eisenstein, Elizabeth L. (1997): Die Druckerpresse. Kulturrevolutionen im frühen modernen Europa. Wien, New York.
- Elitz, Ernst (1996): Drei Kategorien der Programmqualität im Fernsehen. In: Medien-Transformation. Zehn Jahre Dualer Rundfunk in Deutschland. Hg. v. Walter Hömberg und Heinz Pürer. Konstanz. S. 60–69 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 22).

- Elsner, Monika/Müller, Thomas (1995): Der angewachsene Fernseher. In: Materialität der Kommunikation. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M. S. 392–416 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 750).
- Enderlein, Hinrich (1982): Protokoll der Diskussion. In: Fernseh-Kritik. Das Fernsehen: Programm für alle – Forum für jeden? Hg. v. Anna-Luise Heygster und Eberhard Maseberg. S. 39–97 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIV).
- Engel, Ulrich (1976): Syntaktische Besonderheiten der deutschen Alltagssprache. In: Gesprochene Sprache. Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1972. Düsseldorf. S. 199–228 (= Sprache der Gegenwart 26).
- Engel, Ulrich (1996): Deutsche Grammatik. Heidelberg.
- Enzensberger, Hans Magnus (1970): Baukasten zu einer Theorie der Medien. In: Baukasten zu einer Theorie der Medien. Hg. v. Hans Magnus Enzensberger. Kritische Diskurse zur Pressefreiheit. Hg. v. Peter Glotz. München 1997. S. 97–133.
- Epping-Jäger, Cornelia (1996): Die Inszenierung der Schrift. Der Literalisierungsprozeß und die Entstehungsgeschichte des Dramas. Stuttgart.
- Epping-Jäger, Cornelia (2002): Szenarien der Literalisierung. Formen intermedialer Kommunikation zwischen Oralität und Literalität. In: Schriftgedächtnis – Schriftkulturen. Hg. v. Vittoria Borsò u.a. Stuttgart. S. 175–197.
- Erben, Johannes (1993): Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. 3., neubearb. Aufl. Berlin (= Grundlagen der Germanistik 17).
- Eroms, Hans-Werner (2000): Syntax der deutschen Sprache. Berlin, New York.
- Faßler, Manfred (1998): Makromedien. In: Geschichte der Medien. Hg. v. Manfred Faßler und Wulf. R. Halbach. München. S. 309–361.
- Faulstich, Werner (1998): Medium. In: Grundwissen Medien. Hg. v. Werner Faulstich. München. S. 21–109.
- Fehrmann, Gisela (2001): Diskursive Organisationsstrukturen in strukturell mündlichen Erzähltexten der Deutschen Gebärdensprache (DGS). In: Sprache und Literatur 88, 32. Jahrgang, 2. Halbjahr. S. 53–69.
- Feldmann, Erich (1962): Theorie der Massenmedien. Presse, Film, Funk, Fernsehen. München, Basel.
- Feldweg, Helmut/Kibiger, Ralf/Thielen, Christine (1995): Zum Sprachgebrauch in deutschen Newsgruppen. In: OBST 50, April 1995. Neue Medien. Hg. v. Ulrich Schmitz. S. 143–154.
- Fiehler, Reinhard/Weingarten, Rüdiger (1988): Einleitung. In: Technisierte Kommunikation. Hg. v. Rüdiger Weingarten und Reinhard Fiehler. Opladen. S. 1–9 (= Psycholinguistische Studien).
- Finke, Peter (1983): Einleitung. In: Sprache im politischen Kontext. Ergebnisse aus Bielefelder Forschungsprojekten zur Anwendung linguistischer Theorien. Tübingen. S. 1–15.
- Firbas, Jan (1992): Functional sentence perspective in written and spoken communication. Cambridge.
- Fleck, Florian H. (1974): Die Wahlsendungen zu den Nationalratswahlen vom Herbst 1971 (Radio). Freiburg/Schweiz (= Arbeiten aus dem Institut für Journalistik und Kommunikationswissenschaft an der Uni Freiburg/Schweiz, Reihe Werkpapiere Bd. 3).
- Fleischer, Wolfgang/Barz, Irmhild (1992): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.

- Fleischer, Wolfgang u.a. (Hg.) (1983): Kleine Enzyklopädie Deutsche Sprache. Leipzig.
- Fleisher Feldman, Carol (1991): Oral metalanguage. In: *Orality and Literacy*. Hg. v. David R. Olson und Nancy Torrance. Cambridge. S. 47–65.
- Fluck, Hans Rüdiger (1989): Hörfunknachrichten und ihre Vermittlung. In: *Muttersprache* 99. S. 249–265.
- Fluck, Hans-Rüdiger (1996): *Fachsprachen. Einführung und Bibliographie*. 5., überarb. und erw. Aufl. Tübingen, Basel.
- Flusser, Vilém (1990): *Die Schrift. Hat Schreiben Zukunft?* 3. Aufl. Göttingen.
- Förster, Uwe (1990): Beobachtungen zum Sprachgebrauch in den Nachrichtensendungen. In: *Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven*. Hg. v. Gerhard Stickel. Berlin, New York. S. 151–164 (= Institut für deutsche Sprache, Jahrbuch 1989).
- Friedrichs, Jürgen (1985): *Methoden empirischer Sozialforschung*. 13. Aufl. Opladen (= WV studium Bd. 28).
- Früh, Werner (1980): *Lesen, Verstehen, Urteilen. Untersuchungen über den Zusammenhang von Textgestaltung und Textwirkung*. Freiburg, München (= Albers-Broschur Kommunikation Bd. 9).
- Gadler, Hanspeter (1976): *Wie restringiert spricht die Unterschicht wirklich? Eine empirische Studie zu den Differenzen in der Syntax der Mittelschicht und der Unterschicht*. Frankfurt a. M.
- Gehrke, Gernot/Hohlfeld, Ralf (1995a): *Wege zur Theorie des Rundfunkwandels. Fernsehorganisation zwischen publizistischen Zielvorstellungen und systemischem Eigensinn*. Opladen.
- Gehrke, Gernot/Hohlfeld, Ralf (1995b): *Wege zur Analyse des Rundfunkwandels. Leistungsindikatoren und Funktionslogiken im „Dualen Fernsehsystem“*. Opladen.
- Geissner, Hellmut (1988): *mündlich: schriftlich. Sprechwissenschaftliche Analysen 'freigesprochener' und 'vorgelesener' Berichte*. Frankfurt a. M.
- Geissner, Hellmut (1993): *Moderate Rhetoren. Typen des Moderierens*. In: *Sprechen – Hören – Sehen. Rundfunk und Fernsehen in Wissenschaft und Praxis*. Hg. v. Klaus Pawlowski. München, Basel. S. 55–64 (= *Sprache und Sprechen* Bd. 26. Beiträge zur Sprachwissenschaft und Sprecherziehung).
- Gelb, Ignace J. (1958): *Von der Keilschrift zum Alphabet. Grundlagen einer Schriftwissenschaft*. Stuttgart.
- Giesecke, M. (1994): *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*. Frankfurt a. M.
- Glück, Helmut (1987): *Schrift und Schriftlichkeit: Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*. Stuttgart.
- Glück, Helmut/Sauer, Wolfgang Werner (1990): *Gegenwartsdeutsch*. Stuttgart (= Sammlung Metzler 252).
- Gnutzmann, Claus (1975): *Auditiv-deskriptive Untersuchungen zu satzphonetischen Erscheinungen im Deutschen*. Kiel.
- Goertz, Lutz (1996): *Zwischen Nachrichtenverkündung und Infotainment. Die Gestaltung von Hauptnachrichtensendungen im privaten und öffentlich-rechtlichen Fernsehen*. In: *Medien-Transformation. Zehn Jahre Dualer Rundfunk in Deutschland*. Hg. v. Walter Hömberg und Heinz Pürer. Konstanz. S. 137–152 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 22).

- Goetsch, Paul (1985): Fingierte Mündlichkeit in der Erzählkunst entwickelter Schriftkulturen. In: *Poetica* 17. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft. Hg. v. Karl Maurer. Amsterdam. S. 202–219.
- Goffman, Erving (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen.* Frankfurt a. M.
- Goodman, Nelson (1973): *Sprachen der Kunst. Ein Ansatz zu einer Symboltheorie.* Frankfurt a. M.
- Goody, Jack (1981): *Literalität in traditionellen Gesellschaften.* Frankfurt a. M.
- Goody, Jack (1986): Funktionen der Schrift in traditionellen Gesellschaften. In: *Entstehung und Folgen der Schriftkultur.* Hg. v. Jack Goody und Ian Watt. Frankfurt.
- Göpfert, Winfried (1992): Infotainment und Confrontainment – Unterhaltung als journalistisches Stilmittel. In: *Bertelsmann Briefe* 128. S. 48–51.
- Green, Georgia M. Green (1982): Colloquial and Literary Uses of Inversions. In: *Spoken and written language: Exploring Orality and Literacy.* Ed. b. D. Tannen. Norwood. S. 119–155.
- Grimberg, Martin (1988): Untersuchungen zum Verlust der Schriftsprachlichkeit. Entstehungsgeschichte, -bedingungen und Einflußfaktoren einer allgemeinen Literalität unter besonderer Berücksichtigung der schriftlich fixierten privaten Kommunikation. Frankfurt a. M. u.a. (= Europäische Hochschulschriften 1: Deutsche Sprache und Literatur).
- Grohall, K.-H./Johann, K. P./Schuster, A. (1972): *Politik im Fernsehen. Eine Untersuchung des Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitutes der Konrad-Adenauer-Stiftung.* Alfter.
- Gross, Johannes (1982a): Programm für alle. In: *Fernseh-Kritik. Das Fernsehen: Programm für alle – Forum für jeden?* Hg. v. Anna-Luise Heygster und Eberhard Maseberg. S. 27–33 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIV).
- Gross, Johannes (1982b): Protokoll der Diskussion. In: *Fernseh-Kritik. Das Fernsehen: Programm für alle – Forum für jeden?* Hg. v. Anna-Luise Heygster und Eberhard Maseberg. S. 39–97 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIV).
- Grosse, Siegfried (1972): Literarischer Dialog und gesprochene Sprache. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* 94. S. 649–668.
- Grosse, Siegfried (1980): Allgemeine Überlegungen zur sprachlichen Fassung von Vordrucken und Formularen. In: *Bürger – Formulare – Behörde.* Hg. v. Siegfried Grosse und Wolfgang Mentrup. Tübingen. S. 11–25 (= Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache Mannheim 51).
- Grosse, Siegfried (1993): Spuren gesprochener Sprache in den Protokollen eines Schiedsmannbuches (1902–1918). In: *Sprachgeschichte und Sprachkritik. Festschrift für Peter von Polenz zum 65. Geburtstag.* Hg. v. Hans Jürgen Heringer und Georg Stötzel. Berlin, New York. S. 89–100.
- Gruber, Helmut (1997): Themenentwicklung in wissenschaftlichen E-mail-Diskussionslisten. Ein Vergleich zwischen einer moderierten und einer nichtmoderierten Liste. In: *Sprachwandel durch Computer.* Hg. v. Rüdiger Weingarten. S. 105–131.
- Grzega, Joachim (1999): Some Observations on E-Mail Style vs. Traditional Style. In: *Papiere zur Linguistik* Nr. 60, Heft 1/99. S. 3–16.
- Günther, Hartmut (1983): Charakteristika von schriftlicher Sprache und Kommunikation. In: *Schrift, Schreiben, Schriftlichkeit. Arbeiten zur Struktur, Funktion und Entwicklung schriftlicher Sprache.* Hg. v. Klaus B. Günther und Hartmut Günther. Tübingen. S. 17–41 (= Reihe germanistische Linguistik 49).

- Günther, Hartmut (1988): Schriftliche Sprache. Strukturen geschriebener Wörter und ihre Verarbeitung beim Lesen. Tübingen.
- Günther, Hartmut (1996): Basale Aspekte der Produktion und Perzeption mündlicher und schriftlicher Äußerungen. In: Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Hg. v. Hartmut Günther und Otto Ludwig. 2. Halbband. Berlin, New York. S. 903–918 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.2).
- Günther, Hartmut (2000): Sprechen hören – Schrift lesen – Medien erleben. Wie man es macht, wie man es lernt, und wie man es lehrt. In: Sprache und neue Medien. Hg. v. Werner Kallmeyer. Berlin, New York. S. 89–105 (=Jahrbuch Institut für deutsche Sprache 1999).
- Günther, Ulla/Wyss, Eva Lia (1996): E-mail-Briefe – eine neue Textsorte zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit In: Textstrukturen im Medienwandel. Hg. v. Ernest W. B. Hess-Lüttich, Werner Holly, Ulrich Püschel. Frankfurt a. M. u.a. S. 61–87 (= *forum Angewandte Linguistik* Band 29).
- Günthner, Susanne (2000a): Grammatik im Gespräch: Zur Verwendung von *wobei* im gesprochenen Deutsch. In: Sprache und Literatur 85, 31. Jahrg., 1. Halbjahr. Schwerpunkt: Die Medialität der gesprochenen Sprache. S. 57–75.
- Günthner, Susanne (2000b): Zwischen direkter und indirekter Rede. Formen der Redewiedergabe in Alltagsgesprächen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 28. S. 1–23.
- Gutenberg, Norbert (2000): Mündlich realisierte schriftkonstituierte Textsorten. In: Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An international Handbook of Contemporary Research. Hg. v. Klaus Brinker u.a. 1. Halbband. Berlin, New York. S. 574–587 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1).
- Haase, Martin/Huber, Michael/Krumeich, Alexander/Rehm, Georg (1997): Internetkommunikation und Sprachwandel. In: Sprachwandel durch Computer. Hg. v. Rüdiger Weingarten. Opladen. S. 51–86.
- Habermas, Jürgen (1962): Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft. Darmstadt, Neuwied.
- Häcki-Buhofer, Annelies (2000): Mediale Voraussetzungen: Bedingungen von Schriftlichkeit allgemein. In: Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An international Handbook of Contemporary Research. Hg. v. Klaus Brinker u.a. 1. Halbband. Berlin, New York. S. 251–261 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.1).
- Hahn, Alois (1993): Handschrift und Tätowierung. In: Schrift. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und Ludwig K. Pfeiffer. München. S. 201–219 (= Materialität der Zeichen. Reihe A, Bd. 12).
- Hartmann, Dietrich (1977): Aussagesätze, Behauptungshandlungen und die kommunikativen Funktionen der Satzpartikeln *ja*, *nämlich* und *einfach*. In: Aspekte der Modalpartikeln. Studien zur deutschen Abtönung. Hg. v. Harald Weydt. Tübingen. S. 105–115 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 23).
- Hartmann, Dietrich (1980): Über Verschmelzungen von Präposition und bestimmtem Artikel. Untersuchungen zu ihrer Form in gesprochenen und geschriebenen Varietäten des heutigen Deutsch. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 47. S. 160–184.

- Hartmann, Dietrich (1990): Standardsprache und regionale Umgangssprachen als Varietäten des Deutschen. Kriterien zu ihrer Bestimmung aus grammatischer und soziolinguistischer Sicht. In: *International Journal of the Sociology of Language* 83. Ed. b. Florian Coulmas. Mouton. S. 39–58.
- Hartmann, Dietrich (1994): Mündlichkeit im Lexikon der gesprochenen Sprache des Deutschen. In: *Text und Grammatik. Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag.* Hg. v. Peter Canisius/Clemens-Peter Herbermann/Gerhard Tschauder. Bochum. S. 189–205 (= *Bochumer Beiträge zur Semiotik* 43).
- Hartmann, Dietrich (1995): Orality in Spoken German Standard and Substandard. In: *Aspects of Oral Communication.* Ed. b. Uta M. Quasthoff. Berlin, New York. S. 138–169.
- Harweg, Roland (1968): Die Rundfunknachrichten. Versuch einer texttypologischen Einordnung. In: *Poetica* 2. S. 1–14.
- Havelock, Eric A. (1963): *Preface to Plato.* Cambridge.
- Havelock, Eric A. (1990): *Schriftlichkeit. Das griechische Alphabet als kulturelle Revolution.* Weinheim.
- Heinze, Helmut (1979): *Gesprochenes und geschriebenes Deutsch. Vergleichende Untersuchungen von Bundestagsreden und deren schriftlich aufgezeichneter Version.* Düsseldorf.
- Helbig, Gerhard/Helbig, Agnes (1999): *Deutsche Partikeln – richtig gebraucht?* 5. Aufl. Leipzig u.a.
- Hentschel, Elke (1986): *Funktion und Geschichte deutscher Partikeln.* Tübingen.
- Hentschel, Elke/Weydt, Harald (1994): *Handbuch der deutschen Grammatik.* 2., durchg. Aufl. Berlin, New York.
- Herkner, Werner (1974): Inhaltsanalyse. In: *Erhebungsmethoden : Beobachtung und Analyse von Kommunikation.* Hg. v. Jürgen van Koolwijk und Maria Wicken-Mayser. S. 158–192. München (= *Techniken der empirischen Sozialforschung* 3).
- Heringer, Hans Jürgen (1984): Textverständlichkeit. Leitsätze und Leitfragen. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* Jahrgang 14/1984, Heft 55. S. 57–71.
- Herring, Susan C. (1996): Two variants of an electronic message schema. In: *Computer-Mediated Communication: Linguistic, social and cross-cultural perspectives.* Ed. by Susan C. Herring. Amsterdam, Philadelphia. S. 81–109 (= *Pragmatics & Beyond, New Series* 39).
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (1977a): Soziolinguistik und Empirie. Probleme der Corpusgewinnung und -auswertung: eine Einführung. In: *Soziolinguistik und Empirie. Beiträge zu Problemen der Corpusgewinnung und -auswertung.* Hg. v. Hans-Ulrich Bielefeld, Ernest W. B. Hess-Lüttich und André Lundt. Wiesbaden. S. 10–28 (= *Athenaion-Skripten Linguistik*).
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (1977b): Empirisierung literarischer Textanalyse. In: *Methoden der Textanalyse.* Hg. v. Wolfgang Klein. Heidelberg. S. 61–73 (= *medium literatur* 3).
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (1987): *Angewandte Sprachsoziologie. Eine Einführung in linguistische, soziologische und pädagogische Ansätze.* Stuttgart.
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. (1990): Das Telefonat als Mediengesprächstyp. In: *Code-Wechsel. Texte im Medienvergleich.* Hg. v. Ernest W. B. Hess-Lüttich und Roland Posner. Opladen.
- Höhne-Leska, Christel (1975): Statistische Untersuchungen zur Syntax gesprochener und geschriebener deutscher Gegenwartssprache. In: *Abhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig.* Band 59, Heft 1. Berlin.

- Hoffmann, Ludger (1984): Mehrfachadressierung und Verständlichkeit. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik Jahrgang 14/1984, Heft 55. S. 71–86.
- Hoffmann, Walter (1984): Probleme der Korpusbildung in der Sprachgeschichtsschreibung und Dokumentation vorhandener Korpora. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Hg. v. Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. Erster Halbband. Berlin, New York. S. 670–683 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Bd. 2).
- Höflich, Joachim R. (2001): Das Handy als ‚persönliches Medium‘. Zur Aneignung des Short Message Service (SMS) durch Jugendliche. [www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B1\\_2001\\_Höflich.pdf](http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B1_2001_Höflich.pdf)
- Höflich, Joachim R./Rössler, Patrick (2000): Forschungsprojekt ‚Jugendliche und SMS. Gebrauchsanweisungen und Motive. Zusammenfassung der ersten Ergebnisse. [www.uni-erfurt.de/km/forschung/smsreport.doc](http://www.uni-erfurt.de/km/forschung/smsreport.doc)
- Holly, Werner (1995): Secondary Orality in the Electronic Media. In: Aspects of Oral Communication. Ed. b. Uta M. Quasthoff. Berlin, New York. S. 340–364.
- Holly, Werner (1996): Mündlichkeit im Fernsehen. In: Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen. Hg. v. Bernd Ulrich Biere und Rudolf Hoberg. Tübingen. S. 29–41 (= Studien zur deutschen Sprache Bd. 5).
- Holly, Werner (1997): Zur Rolle von Sprache in Medien. Semiotische und kommunikationstrukturelle Grundlagen. In: Muttersprache 1/97, Jahrg. 107. S. 64–75.
- Holly, Werner/Püschel, Ulrich (1993): Sprache und Fernsehen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Sprache in den Medien nach 1945. Hg. v. Bernd Ulrich Biere und Helmut Henne. Tübingen: Niemeyer. S. 128–158 (= Reihe Germanistische Linguistik 135).
- Holly, Werner/Püschel, Ulrich (1996): Sprache und Fernsehen. Heidelberg.
- Holly, Werner/Habscheid, Stefan (2000): Die sprachliche Aneignung von Computermedien – Vorstellung eines Projektes. In: Sprache und neue Medien. Hg. v. Werner Kallmeyer. Berlin, New York. S. 127–142 (= Jahrbuch Institut für deutsche Sprache 1999).
- Holtus, Günter/Schweickard, Wolfgang (1984): Merkmale der Mediensprache (dargestellt am Beispiel der italienischen Fernsehsprache). In: Fernsehen und Fremdsprachelernen. Untersuchungen zur audio-visuellen Informationsverarbeitung: Theorie und didaktische Auswirkungen. Hg. von Wolfgang Buße, Ingo Deichsel und Uwe Dethloff. S. 163–185. Tübingen (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 246).
- Horton, Donald/Wohl, R. Richard (1956): Mass Communication and Para-Social Interaction: Observation on Intimacy at a Distance. In: Psychiatry 19. S. 215–228.
- Hymes, Dell (1979): Soziolinguistik. Zur Ethnographie der Kommunikation. Frankfurt a. M.
- Hymmen, Friedrich Wilhelm (1982): Protokoll der Diskussion. In: Fernseh-Kritik. Das Fernsehen: Programm für alle – Forum für jeden? Hg. v. Anna-Luise Heygster und Eberhard Maseberg. S. 39–97 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIV).
- Illich, Ivan (1991): Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Frankfurt a. M.
- Innis, Harold (1950): Empire and Communications. Oxford.
- Innis, Harold (1951): The Bias of Communication. Toronto.

- Iwasaki, Eijiro (1977): „Wie hieß er noch?“ Zur „Bedeutung“ von *noch* als Abtönungspartikel. In: Aspekte der Modalpartikeln. Studien zur deutschen Abtönung. Hg. v. Harald Weydt. Tübingen. S. 63–73 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 23).
- Jäger, Ludwig (2000): Die Sprachvergessenheit der Medientheorie. Ein Plädoyer für das Medium Sprache. In: Sprache und neue Medien. Hg. v. Werner Kallmeyer. Berlin, New York. S. 9–31 (=Jahrbuch Institut für deutsche Sprache 1999).
- Jäger, Ludwig (2002a): Medialität und Mentalität. Die Sprache als Medium des Geistes. In: Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Hg. v. Sybille Krämer und Ekkehard König. Frankfurt a. M. S. 45–76.
- Jäger, Ludwig (2002b): Sprache und Schrift: Literalitäts-Mythos und Metalanguage Hypothesis. In: Schriftgedächtnis – Schriftkulturen. Hg. v. Vittoria Borsò u.a. Stuttgart. S. 197–219.
- Jäger, Ludwig/Switalla, Bernd (1994): Sprache und Literatur im Wandel ihrer medialen Bedingungen: Perspektiven der Germanistik. In: Germanistik in der Mediengesellschaft. Hg. v. Ludwig Jäger und Bernd Switalla. München. S. 7–25.
- Jakob, Karlheinz (2000): Sprachliche Aneignung neuer Medien im 19. Jahrhundert. In: Sprache und neue Medien. Hg. v. Werner Kallmeyer. Berlin, New York. S. 105–127 (= Jahrbuch Institut für deutsche Sprache 1999).
- Jakobs, Eva-Maria (1998): Mediale Wechsel und Sprache. Entwicklungsstadien elektronischer Schreibwerkzeuge und ihr Einfluß auf Kommunikationsformen. In: Medien im Wandel. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 187–211.
- Jakobs, Eva-Maria/Knorr, Dagmar (1995): Wissenschaftliches Schreiben am Computer – ein professionelles Muß? In: OBST 50, April 1995. Neue Medien. Hg. v. Ulrich Schmitz. S. 83–106.
- Janich, N. (1994): Electronic Mail. Eine betriebsinterne Kommunikationsform. In: Muttersprache 3. S. 248–259.
- Janssen, Herbert (1982): Protokoll der Diskussion. In: Fernseh-Kritik. Das Fernsehen: Programm für alle – Forum für jeden? Hg. v. Anna-Luise Heygster und Eberhard Maseberg. S. 39–97 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIV).
- Jones, Steven G. (1998): Introduction. In: Cybersociety 2.0. Revisiting Computer-Mediated Communication and Community. Ed. b. Steven G. Jones. Thousand Oaks u.a. S. xi–1.
- Kainz, Friedrich (1956): Psychologie der Sprache. Bd. 4. Stuttgart.
- Kallmeyer, Werner u.a. (1977): Lektüre-Kolleg zur Textlinguistik. Frankfurt a. M.
- Kallmeyer, Werner (2000): Sprache und neue Medien – Zum Diskussionsstand und zu einigen Schlussfolgerungen. In: Sprache und neue Medien. Hg. v. Werner Kallmeyer. Berlin, New York. S. 292–317 (= Jahrbuch Institut für deutsche Sprache 1999).
- Katz, Elihu (1977): Das Verstehen von Nachrichten. In: Publizistik 22/4. S. 359–370.
- Kepplinger, Hans Matthias/Staab, Joachim Friedrich (1992): Das Aktuelle in RTL plus: Analysemethoden – Untersuchungsergebnisse – Interpretationsmuster. München: Fischer (= Medien-Skripte 12).
- Kerckhove, Derrick de (1995): Schriftgeburten. Vom Alphabet zum Computer. München.



- Klein, Eva (1981): Situation und Text. Konzeption und theoretischer Rahmen des Erp-Projektes. In: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt. Bd. 1. Hg. v. Werner Besch. Berlin. S. 84–139.
- Klein, Josef (1998): Boulevardisierung in TV-Kulturmagazinen. In: Medien im Wandel. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 103–113.
- Klein, Wolfgang (1984): Textverständlichkeit – Textverstehen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik Jahrgang 14/1984, Heft 55. S. 7–10.
- Klein, Wolfgang (Hg.) (1977): Methoden der Textanalyse. Heidelberg.
- Klemm, Michael (1998): Von Aufmerksam-Machen bis Zurechtweisen: zum kommunikativen Repertoire von Fernsehzuschauern. In: Neuere Entwicklungen in der Gesprächsforschung. Vorträge der 3. Arbeitstagung des Pragmatischen Kolloquiums Freiburg. Hg. v. Alexander Brock und Martin Hartung. Tübingen. S. 191–213 (= ScriptOralia 108).
- Kloppel, Peter, *anchorman* von RTL *aktuell*, Interview vom 21.8.1997 in Köln.
- Kloock, Daniela/Spahr, Angela (1997): Medientheorien. Eine Einführung. München.
- Knobloch, Egbert (1998): Weltenverlauf als „Daily Soap“. In: Ausstellungskatalog zu *news*. Eine Videoinstallation von Julian Rosefeldt & Piero Steinle. Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 14.7.–12.8.1998. Heidelberg. S. 36–40.
- Koch, Peter (1997): Graphé. Ihre Entwicklung zur Schrift, zum Kalkül und zur Liste. In: Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes. Hg. v. Peter Koch und Sybille Krämer. Tübingen.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36. Hg. v. Olaf Deutschmann u.a. Berlin, New York. S. 15–44.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Hg. v. Hartmut Günther und Otto Ludwig. 1. Halbband. Berlin, New York. S. 587–604 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 10.1).
- Konvergenz (1997). Ein Streitgespräch zwischen Klaus Bresser, Ulrich Deppendorf, Hans Mahr und Günter Müggenburg. In: Der Strukturwandel des Nachrichten-Journalismus. Politische Information im deutschen Fernsehen der neunziger Jahre. Im Auftrag von RTL. (unveröffl.)
- König, Werner (1993): dtv-Atlas zur deutschen Sprache. Tafeln und Texte. München.
- Koszyk, K./Pruys, K. (1969): dtv-Wörterbuch zur Publizistik. München.
- Krämer, Sybille (1996): Sprache und Schrift oder: Ist Schrift verschriftete Sprache. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 15. S. 92–112.
- Krämer, Sybille (1998a): Was haben die Medien, der Computer und die Realität miteinander zu tun? Zur Einleitung in diesen Band. In: Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien. Hg. v. Sybille Krämer. Frankfurt a. M. S. 9–27 (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1379).
- Krämer, Sybille (1998b): Das Medium als Spur und als Apparat. In: Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien. Hg. v. Sybille Krämer. Frankfurt a. M. S. 73–95 (= Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1379).
- Krämer, Sybille (2000): Über den Zusammenhang zwischen Medien, Sprache und Kulturtechniken. In: Sprache und neue Medien. Hg. v. Werner Kallmeyer. Berlin, New York. S. 31–57 (=Jahrbuch Institut für deutsche Sprache 1999).

- Krämer, Sybille (2001a): Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.
- Krämer, Sybille (2001b): Von der sprachkritischen zur medienkritischen Wende? Sieben Thesen zur Mediendebatte als eine Einleitung in diese Textsammlung. <http://userpage.fu-berlin.de/~sybkram/medium/kraemer1.html>
- Krämer, Sybille/König, Ekkehard (2002): Einleitung. In: Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Hg. v. Sybille Krämer und Ekkehard König. Frankfurt a. M. S. 7–19.
- Kremer, Beate (1997): Vom Sprecher zum Anchorman. In: Der Strukturwandel des Nachrichten-Journalismus. Politische Information im deutschen Fernsehen der neunziger Jahre. Im Auftrag von RTL. (unveröffl.)
- Krivososov, Aleksej T. (1977): Deutsche Modalpartikeln im System der unflektierten Wortklassen. In: Aspekte der Modalpartikeln. Studien zur deutschen Abtönung. Hg. v. Harald Weydt. Tübingen. S. 176–217 (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 23).
- Kriz, Jürgen (1973): Statistik in den Sozialwissenschaften. Einführung und kritische Diskussion. Reinbek bei Hamburg.
- Kromrey, Helmut (1990): Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der Datenerhebung und Datenauswertung. 4., durchg. Auflage. Opladen (= Uni-Taschenbücher 1040).
- Krüger, Udo Michael (1989): Konvergenz im dualen Fernsehsystem? Programmanalyse 1989. In: Media Perspektiven 12/89. S. 776–806.
- Krüger, Udo Michael (1992a): Programmprofile im dualen Fernsehsystem 1985–1990. Eine Studie der ARD/ ZDF-Medienkommission mit einleitenden Beiträgen von Martin Stock und Helge Rossen. Baden-Baden (= Schriftenreihe MEDIA PERSPEKTIVEN, Bd. 10).
- Krüger, Udo Michael (1992b): Rundfunktypen formieren ihre Profile. Programmanalyse 1991. In: Media Perspektiven 8/92. S. 508–531.
- Krüger, Udo Michael (1996a): Boulevardisierung der Information im Privatfernsehen. Nichttagesaktuelle Informations- und Infotainmentsendungen bei ARD, ZDF, RTL, SAT.1 und PRO SIEBEN 1995. In: Media Perspektiven 7/96. S. 362–374.
- Krüger, Udo Michael (1996b): Tendenzen in den Programmen der großen Fernsehsender 1985 bis 1995. Elf Jahre Programmanalyse im dualen Rundfunksystem. In: Media Perspektiven 8/96. S. 418–440.
- Kübler, Hans-Dieter (1979): Die Aura des Wahren oder die Wirklichkeit der Fernsehnachrichten. In: Fernsehsendungen und ihre Formen. Typologie, Geschichte und Kritik des Programms in der Bundesrepublik Deutschland. Hg. v. Helmut Kreuzer und Karl Prümm. Stuttgart. S. 249–290.
- Kübler, Hans-Dieter (1988): Telematisierung, sprachlicher Wandel und Technisierung des Wissens. In: Technisierte Kommunikation. Hg. v. Rüdiger Weingarten und Reinhard Fiehler. Opladen. S. 137–159 (= Psycholinguistische Studien).
- Kuhlen, Rainer (1991): Hypertext. Ein nicht-lineares Medium zwischen Buch und Wissensbank. Berlin u.a.
- Kuhn, Jeanette (1995): Sprechen im Hörfunk – Geschriebene oder gesprochene Sprache? Untersuchungen zur medial bedingten Variation im Deutschen. Bochum. (Magisterarbeit)
- Küpper, Heinz (1993): Pons-Wörterbuch der deutschen Umgangssprache. Stuttgart, Dresden.

- Küster, Rainer (1982): Pragmalinguistische Aspekte von Anweisungstexten. In: Anweisungstexte. Hg. v. Siegfried Grosse und Wolfgang Mentrup. S. 104–134 (= Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache 54).
- La Roche, Walther von (1977): Fürs Hören schreiben. Anmerkungen aus der Praxis des Hörfunkredakteurs. In: *medium* 7. S. 8–11.
- La Roche, Walther von (1991): Fürs Hören schreiben. In: *Radio-Journalismus. Ein Handbuch für Ausbildung und Praxis im Hörfunk*. 5. Aufl. Hg. v. Walther von La Roche und Axel Buchholz. München, Leipzig. S. 54–68.
- Labov, William (1972): *Sociolinguistic Patterns*. Oxford.
- Labov, William (1976): *Sprache im sozialen Kontext*. Bd. 1. Kronberg/Ts.
- Labov, William (1978): *Sprache im sozialen Kontext*. Bd. 2. Königstein/Ts.
- Lacan, Jacques (1973/1975/1978): *Schriften 1, 2 und 3*. Hg. v. Norbert Haas und H. J. Metzger. Olten, Freiburg.
- Landow, George P. (1996): Twenty minutes into the future, or how are we moving beyond the book. In: *The Future of the Book*. Ed. b. Geoffrey Nunberg. Berkley. S. 209–239.
- Lasswell, Harold D. (1948): *The Structure and Function of Communication in Society*. In: *The Communication of Ideas*. Hg. v. Lyman Bryson. New York. S. 37–51.
- Lenke, Nils/Schmitz, Peter (1995): Geschwätz im ‚Globalen Dorf‘ – Kommunikation im Internet. In: *OBST 50*, April 1995. *Neue Medien*. Hg. v. Ulrich Schmitz. S. 117–141.
- Leska, Christel (1965): Vergleichende Untersuchungen zur Syntax gesprochener und geschriebener deutscher Gegenwartssprache. In: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (Halle)* 87. S. 427–461.
- Linde, Charlotte/Labov, William (1985): Die Erforschung von Sprache und Denken anhand von Raumkonfigurationen. In: *Sprache und Raum. Psychologische und linguistische Aspekte der Aneignung und Verarbeitung von Räumlichkeit. Ein Arbeitsbuch für das Lehren von Forschung*. Hg. v. Harro Schweizer. Stuttgart. S. 44–66.
- Lindgren, K. B. (1975): *Über den oberdeutschen Präteritumschwund*. Helsinki.
- Löser, Philipp (1999): *Mediensimulation als Schreibstrategie. Film, Mündlichkeit und Hypertext in postmoderner Literatur*. Göttingen (= *Palaestra* 308).
- Ludes, Peter (1993): *Von der Nachricht zur News Show. Fernsehnachrichten aus der Sicht der Macher*. München.
- Ludwig, Otto (1983): Einige Gedanken zu einer Theorie des Schreibens. In: *Schriftsprachlichkeit*. Hg. v. Siegfried Grosse. Düsseldorf. S. 37–74 (= *Sprache der Gegenwart* LIX).
- Luckmann, Th./Gross, P. (1977): *Analyse unmittelbarer Kommunikation und Interaktion als Zugang zum Problem der Konstitution sozialwissenschaftlicher Daten*. In: *Soziolinguistik und Empirie. Beiträge zu Problemen der Corpusgewinnung und -auswertung*. Hg. v. Hans Ulrich Bielefeld, Ernest W. B. Hess-Lüttich und André Lundt. Wiesbaden. S. 198–208 (= *Athenaion-Skripten Linguistik*).
- Luhmann, Niklas (1975): *Soziologische Aufklärung 2*. Opladen.
- Luhmann, Niklas (1981): *Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation*. Opladen.
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.
- Luhmann, Niklas (1994): *Die Form der Schrift*. In: *Germanistik in der Mediengesellschaft*. Hg. v. Ludwig Jäger und Bernd Switalla. München. S. 405–426.
- Luhmann, Niklas (1995): *Die Realität der Massenmedien*. Opladen.

- Lutz, Bendikt (1995): Hypertextlinguistik: Erfahrungen aus der Praxis – Anregungen für die linguistische Forschung. In: OBST 50, April 1995. Neue Medien. Hg. v. Ulrich Schmitz. S. 155–163.
- Lutzeier, Peter Rolf (1985): Linguistische Semantik. Stuttgart.
- Maletzke, Gerhard (1963): Psychologie der Massenkommunikation. Theorie und Systematik. Hamburg.
- Maletzke, Gerhard (1976): Ziele und Wirkungen der Massenkommunikation. Hamburg.
- Marcinkowski, Frank/Bruns, Thomas (1996): Politische Magazine im dualen Fernsehen. Problem einer Unterscheidung. In: Fernsehen als Objekt und Moment des sozialen Wandels. Faktoren und Folgen der aktuellen Veränderungen des Fernsehens. Hg. v. Heribert Schatz. Opladen. S. 255–287.
- Martin, Victoria C. (1996): Modelle der Umgangssprache. Überlegungen zum theoretischen Status eines linguistischen Begriffs am Beispiel des Wiener Deutsch. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 2, LXIII. Jahrg. S. 129–157.
- Mattheier, Klaus J. (1980): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Einführung in die kommunikative Dialektologie des Deutschen. Heidelberg.
- Mattheier, Klaus J. (1981): Chronologischer Überblick über Planung und Durchführung der Datenerhebung. In: Sprachverhalten in ländlichen Gemeinden. Ansätze zur Theorie und Methode. Forschungsbericht Erp-Projekt. Bd. 1. Hg. v. Werner Besch. Berlin. S. 16–43.
- Mauz, Gerhard (1982): Protokoll der Diskussion. In: Fernseh-Kritik. Das Fernsehen: Programm für alle – Forum für jeden? Hg. v. Anna-Luise Heygster und Eberhard Maseberg. S. 39–97 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIV).
- McLuhan, Marshall (1968): Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters. Düsseldorf, Wien.
- McLuhan, Marshall (1994): Die magischen Kanäle. Dresden, Basel.
- Meier, Helmut (1964): Deutsche Sprachstatistik. Bd. 1, 2. Hildesheim.
- Menge, Heinz H. (1982): Was ist Umgangssprache? Vorschläge zur Behandlung einer lästigen Frage. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 49. S. 53–64.
- Merten, Klaus (1977): Kommunikation. Eine Begriffs- und Prozeßanalyse. Opladen.
- Merten, Klaus (1994): Konvergenz der deutschen Fernsehprogramme. Eine Langzeitstudie 1980–1993. Münster, Hamburg.
- Merten, Klaus (1995): Inhaltsanalyse. Einführung in Theorie, Methode und Praxis. 2., verbesserte Auflage. Opladen.
- Merten, Klaus/Teipen, Petra (1991): Empirische Kommunikationsforschung. Darstellung, Kritik, Evaluation. München.
- Meyrowitz, Joshua (1985): No Sense of Place: The Impact of Electronic Media on Social Behavior. New York.
- Moser, Hans (1982): Zur Untersuchung des gesprochenen Deutsch in Südtirol. In: Zur Situation des Deutschen in Südtirol. Hg. v. Hans Moser. Innsbruck: Institut für Germanistik. S. 75–90 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft: Germanistische Reihe 13).
- Moser, Hugo (1960): Umgangssprache. Überlegungen zu ihren Formen und zu ihrer Stellung im Sprachganzen. In: Zeitschrift für Mundartforschung 27. S. 215–232.
- Motschmann, Elisabeth (1982): Protokoll der Diskussion. In: Fernseh-Kritik. Das Fernsehen: Programm für alle – Forum für jeden? Hg. v. Anna-Luise Heygster und Eberhard Maseberg. S. 39–97 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIV).

- Muckenhaupt, Manfred (1998): Boulevardisierung in der TV-Nachrichtenberichterstattung. In: Medien im Wandel. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 113–135.
- Muckenhaupt, Manfred (2000): Fernsehnachrichten gestern und heute. Tübingen.
- Müller, B. L. (1985): Der Satz: Definition und sprachtheoretischer Status. Tübingen (= Reihe Germanistische Linguistik 57).
- Müller, Jan-Dirk (1995): Der Körper des Buchs. Zum Medienwechsel zwischen Handschrift und Druck. In: Materialität der Kommunikation. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M. S. 203–218 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 750).
- Müller, Jürgen E. (1981): Alltagswissen über Face-to-Face Situationen und Notationssysteme. In: Zeichenkonstitution. Akten des 2. Semiotischen Kolloquiums, Regensburg 1978. Bd. II. Hg. v. Annemarie Lange-Seidl. Berlin, New York. S. 80–93 (= Grundlagen der Kommunikation: Bibliotheksausgabe).
- Müller, Karin (1990): „Schreibe, wie du sprichst!“ Eine Maxime im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Eine historische und systematische Untersuchung. Frankfurt a. M. u.a. (= Theorie und Vermittlung der Sprache Bd.12).
- Naeher, Gerhard (1982): Stirbt das gedruckte Wort? Neue Medien. Die große Herausforderung. Ulm.
- Nerius, Dieter (1987): Gesprochene und geschriebene Sprache. In: Sociolinguistics. Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Hg. v. Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier. Erster Halbband. Berlin, New York. S. 832–842 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Bd. 3.1).
- Neudeck, Rupert (1982): Protokoll der Diskussion. In: Fernseh-Kritik. Das Fernsehen: Programm für alle – Forum für jeden? Hg. v. Anna-Luise Heygster und Eberhard Maseberg. S. 39–97 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIV).
- Neumann-Braun, Klaus (1993): Rundfunkunterhaltung. Zur Inszenierung publikumsnaher Kommunikationsereignisse. Tübingen.
- Nickel, Gerhard (1985): Einführung in die Linguistik. Entwicklung, Probleme, Methoden. 2., überarb. Aufl. Berlin (= Grundlagen der Anglistik und Amerikanistik 10).
- Nieland, Jörg-Uwe (1996): Veränderte Produktionsweisen und Programmangebote im Fernsehen: Strategien und Entscheidungsprozesse der Kommunikation. In: Fernsehen als Objekt und Moment des sozialen Wandels. Faktoren und Folgen der aktuellen Veränderungen des Fernsehens. Hg. v. Heribert Schatz. Opladen. S. 125–203.
- Nieland, Jörg-Uwe/Ruhrmann, Georg/Böckers, Christoph/Seitz, Eberhard (1996): Veränderungen des Fernsehens: Die medienökonomische Dimension. In: Fernsehen als Objekt und Moment des sozialen Wandels. Faktoren und Folgen der aktuellen Veränderungen des Fernsehens. Hg. v. Heribert Schatz. Opladen. S. 75–125.
- Nietzsche, Friedrich (1975ff.): Briefwechsel. Kritische Gesamtausgabe. Hg. v. G. Colli und M. Montinari. Berlin, New York.
- Niggemann, Hiltrud (1997): Ist Repräsentativität meßbar? Zum Verständnis von Repräsentativität und zur Vergleichbarkeit von Primär- und Sekundärstatistiken am Beispiel des NIFA-Panels. Bochum (= Arbeitspapiere/Forschungsstelle für Sozialwissenschaftliche Innovations- und Technologieforschung (SIT); 97,1).

- Noelle-Neumann, Elisabeth (1967): Heimtest und Experiment der Fernsehwirkungskontrolle. In: Fernsehen in Deutschland. Gesellschaftspolitische Aufgaben und Wirkungen eines Mediums. Hg. v. Christian Longolius. Mainz. S. 313–333.
- Noelle-Neumann, Elisabeth/Schulz, Winfried/Wilke, Jürgen (Hg.) (1991): Fischer Lexikon Publizistik Massenkommunikation. Frankfurt a. M.
- Nunberg, Geoffrey (1996): Introduction. In: The Future of the Book. Ed. b. Geoffrey Nunberg. Berkley. S. 9–21.
- Oesterreicher, Wulf (1998): Grenzen der Arbitrarität. Zum Verhältnis von Laut und Schrift. In: Mimesis und Simulation. Hg. v. Andreas Kablitz und Gerhard Neumann. Freiburg i. B. S. 211–233 (= Rombach Wissenschaften: Litterae 52).
- Olson, David R. (1991): Literacy as metalinguistic activity. In: Literacy and Orality. Ed. b. David R. Olson und Nancy Torrance. S. 251–270. Cambridge u.a.
- Ong, Walter J. (1987): Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Oomen, Ursula (1985): Oral and literate strategies in American and German Television. In: Studia linguistica, diachronica et synchronica. Werner Winter sexagenation anno MCMLXXXIII. Hg. v. Ursula Pieper und Gerhard Stickel. Berlin.
- Ormelius-Sandblom, Elisabet (1997): Die Modalpartikeln *ja*, *doch* und *schon*. Zu ihrer Syntax, Semantik und Pragmatik. Stockholm.
- Pansegrau, Petra (1997): Dialogizität und Degrammatikalisierung in E-mails. In: Sprachwandel durch Computer. Hg. v. Rüdiger Weingarten. Opladen. S. 86–105.
- Parry, Milman (1971): The making of Homeric verse. The collected papers of Milman Parry. Ed. b. Adam Parry. Oxford.
- Pause, Peter E. (1984): Das Kumulationsprinzip – eine Grundlage für die Rekonstruktion von Textverstehen und Textverständlichkeit. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik Jahrgang 14/1984, Heft 55. S. 38–57.
- Pawlowski, Klaus (1987): Wie sprechen Hörfunkjournalisten? Eine sprechwissenschaftliche Analyse. In: Medienkommunikation. Vom Telefon zum Computer. Hg. v. Hellmut Geißner und Rudolf Rösener. Frankfurt a. M. S. 93–111 (= Sprache und Sprechen 18).
- Pelka, Roland (1982): Sprachliche Aspekte und Bedienungsanleitungen technischer Geräte und Maschinen. In: Anweisungstexte. Hg. v. Siegfried Grosse und Wolfgang Mentrup. S. 74–104 (= Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache 54).
- Pfeiffer, Ludwig K. (1993): Schrift – Geschichten, Typologien, Theorien. In: Schrift. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und Ludwig K. Pfeiffer. München. S. 9–21 (= Materialität der Zeichen. Reihe A, Bd. 12).
- Pfetsch, Barbara (1996): Konvergente Fernsehformate in der Politikberichterstattung? Eine vergleichende Analyse öffentlich-rechtlicher und privater Programme 1985/86 und 1993. in: Rundfunk und Fernsehen, 44. Jahrg. 1996/4. S. 497–498.
- Pflug, Günther (1994): Schriftlichkeit und Mündlichkeit. In: Muttersprache 104. S. 289–299.
- Pieper, Jutta (2002): Vorkommen und Funktion von Phraseologismen in deutschen Fernseh-Talkshows. In: Wer A sagt, muss auch B sagen. Beiträge zur Phraseologie und Sprichwortforschung aus dem Westfälischen Arbeitskreis. Hg. v. Dietrich Hartmann und Jan Wirrer. S. 287–299 (= Phraseologie und Parömiologie 9).

- Polenz, Peter von (1966): Zur Quellenwahl für die Dokumentation und Erforschung der deutschen Sprache der Gegenwart. In: *Wirkendes Wort* 16. S. 3–13.
- Pollak, Alexander (2002): Kritische Diskursanalyse – ein Forschungsansatz an der Schnittstelle von Linguistik und Ideologiekritik. In: *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 36. S. 33–49.
- Posner, Roland (1968): Zur Systematik der Beschreibung verbaler und nonverbaler Kommunikation. Semiotik als Propädeutik der Medienanalyse. In: *Perspektiven auf Sprache. Interdisziplinäre Beiträge zum Gedenken an Hans Hörmann*. Hg. v. Hans Georg Bosshardt. Berlin, New York. S. 267–313.
- Pross, Harry (1977): Wie informieren die aktuellen Informationssendungen. In: *Fernseh-Kritik. Informationsvermittler Fernsehen*. Hg. v. Anna-Luise Heygster und Hans Joachim Lange. Mainz. S. 63–71 (= *Mainzer Tage der Fernseh-Kritik* Bd. IX).
- Püschel, Ulrich (1998): Die Unterhaltsamkeit der Zeitung – Wesensmerkmal oder Schönheitsfehler? In: *Medien im Wandel*. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 35–49.
- Quasthoff, Uta M. (1997): Kommunikative Normen im Entstehen: Beobachtungen zu Kontextualisierungsprozessen in elektronischer Kommunikation. In: *Sprachwandel durch Computer*. Hg. v. Rüdiger Weingarten. Opladen. S. 23–50.
- Raible, Wolfgang (1986): Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Forschungsprogramm des Sonderforschungsbereiches 321 an der Universität Freiburg. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 1986, 33. Jg. Frankfurt a. M. S. 15–23.
- Raible, Wolfgang (1994): Orality and Literacy. In: *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Hg. v. Hartmut Günther und Otto Ludwig. 2. Halbband. Berlin, New York. S. 1–18 (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* 10.1).
- Rath, Rainer (1979): *Kommunikationspraxis. Analysen zur Textbildung und Textgliederung im gesprochenen Deutsch*. Göttingen (= *Kleine Vadenhoeck-Reihe* 1452).
- Rath, Rainer (1985): Geschriebene und gesprochene Form der heutigen Standardsprache. In: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. Hg. v. Werner Besch/Oskar Reichmann/Stefan Sonderegger. Zweiter Halbband. Berlin, New York. S. 1651–1663 (= *Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft* Bd. 2.2.).
- Reichertz, Jo (1998): Metaphern als Mittel der Sinnzuschreibung in der ‚Computerwelt‘. In: *Medien im Wandel*. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 173–187.
- Richter, Heinz (1964): *Fernsehen für alle. Eine leichtverständliche Einführung in die Fernseh-Sende- und Empfangstechnik*. Stuttgart.
- Rickheit, Gert/Strohner, Hans (1983): Medienspezifische Textverarbeitung. In: *Sprache im politischen Kontext. Ergebnisse aus Bielefelder Forschungsprojekten zur Anwendung linguistischer Theorien*. Hg. v. Peter Finke. Tübingen. S. 175–209.
- Rieger, Burghard (1972): Warum mengenorientierte Textwissenschaft? Zur Begründung der Statistik als Methode. In: *LiLi* 9/1972. S. 11–28.
- Rieger, Burghard (1977): Theorie der unscharfen Mengen und empirische Textanalyse. In: *Methoden der Textanalyse*. Hg. v. Wolfgang Klein. Heidelberg. S. 84–100 (= *medium literatur* 3).

- Rieger, Burghard (1979): Repräsentativität: von der Unangemessenheit eines Begriffs zur Kennzeichnung eines Problems linguistischer Korpusbildung. In: Empirische Textwissenschaft. Aufbau und Auswertung von Text-Corpora. Hg. v. Henning Bergenholtz und Burkhard Schaefer. Frankfurt a. M. S. 52–71 (= Monographien Linguistik und Literaturwissenschaft 39).
- Riehm, Ulrich/Böhle, Knud/Gabel-Becker, Ingrid/Wingert, Bernd (1992): Elektronisches Publizieren. Eine kritische Bestandsaufnahme. Berlin u.a.
- Riesel, Elise (1963): Stilistik der deutschen Sprache. Moskau.
- Röhl, Henning (1992): Die Macht der Nachricht: Hinter den Kulissen der Tagesschau. Berlin, Frankfurt a. M.
- Rommel, Bettina (1995): Psychophysiologie der Buchstaben. In: Materialität der Kommunikation. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M. S. 310–326 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 750).
- Röper, Horst (1991): Märkte, Mächte, Monopole. Das Mediensystem der Bundesrepublik Deutschland. In: Medien und Kommunikation. Konstruktionen von Wirklichkeit. Studienbrief 11. Hg. v. Deutschen Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen. Weinheim, Basel.
- Rosefeldt, Julian (1998): Nekrolog. In: Ausstellungskatalog zu *news*. Eine Videoinstallation von Julian Rosefeldt & Piero Steinle. Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 14.7.–12.8.1998. Heidelberg. S. 85–93.
- RTL-Informationsmaterial 1997.
- Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (1998a): Sprache und Kommunikation im Internet. Überblick und Analysen. Opladen.
- Runkehl, Jens/Schlobinski, Peter/Siever, Torsten (1998b): Sprache und Kommunikation im Internet. In: Muttersprache 1/98, Jahrg. 108. S. 97–109.
- Ruoff, Arno (1973): Grundlagen und Methoden der Untersuchung gesprochener Sprache. Einführung in die Reihe 'Idiomatica' mit einem Katalog der ausgewerteten Tonbandaufnahmen. Tübingen (= Idiomatica 1. Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle 'Sprache in Südwestfalen').
- Rupp, Gerhard (1997): Körper und Schrift. In: Literalität und Körperlichkeit. Littéralité et Corporalité. Hg. v. Günter Krause. Tübingen. S. 289–301 (= Kultur-Kreise 1).
- Rüschhoff, Bernd/Schmitz, Ulrich (Hg.) (1996): Kommunikation und Lernen mit alten und neuen Medien. Frankfurt a. M. (= Forum angewandte Linguistik 30).
- Sauer, Silke (1995): Oralität und Literalität. Ihre Bedeutung für Kommunikation und Bibelübersetzung. Bonn (= edition afem: mission scripts Bd. 4).
- Scannell, Paddy (1988): Radio Times: The Temporal Arrangements of Broadcasting in the Modern World. In: Television and its Audience. International Research Perspectives. A Selection of Papers from the Second International Television Studies Conference London, 1986. Ed. b. Phillip Drummond and Richard Paterson. London. S. 15–32.
- Scannell, Paddy (1991): Introduction: the Relevance of Talk. In: Broadcast Talk. Ed. b. Paddy Scannell. London 1991. S. 1–14.
- Scannell, Paddy (1996): Radio, Television and Modern Life. A Phenomenological Approach. Oxford.
- Schäffner, Gerhard (1998): Fernsehen. In: Grundwissen Medien. Hg. v. Werner Faulstich. München. S. 174–201.
- Schank, Gerd (1973): Zur Korpusfrage in der Linguistik. In: Deutsche Sprache 4/1973. S. 16–26.



- Schank, Gerd/Schoenthal, Gisela (1983): *Gesprochene Sprache. Eine Einführung in Forschungsansätze und Analysemethoden*. 2. Aufl. Tübingen.
- Schanze, Helmut (1995): Die Wiederkehr des Buches. Zur Metaphorik der Digitalmedien. In: OBST 50, April 1995. *Neue Medien*. Hg. v. Ulrich Schmitz. S. 53–60.
- Schatz, Heribert (1971): *Tagesschau* und *heute* – Politisierung des Unpolitischen? In: *Manipulation der Meinungsbildung*. Hg. v. R. Zoll. Opladen. S. 109–123.
- Schatz, Heribert (1994): Rundfunkentwicklung im „dualen System“: die Konvergenzhypothese. In: *Politische Kommunikation in Hörfunk und Fernsehen*. Hg. v. Otfried Jarren. Opladen. S. 67–80.
- Schatz, Heribert/Immer, Nikolaus/Marcinkowski, Frank (1989): Der Vielfalt eine Chance? Empirische Befunde zu einem zentralen Argument für die „Dualisierung“ des Rundfunks in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Rundfunk und Fernsehen* 1/1989. S. 5–25.
- Schatz, Heribert/Schulz, Winfried (1992): Qualität von Fernsehprogrammen. Kriterien und Methoden zur Beurteilung von Programmqualität im dualen Fernsehsystem. In: *Media Perspektiven* 11/92. S. 690–712.
- Schemann, Hans (1993): *Deutsche Idiomatik. Die deutschen Redewendungen im Kontext*. Stuttgart, Dresden.
- Scherer, Hans (1984): Audiovisuelle Informationsaufnahme. Eine theoretische Skizze. In: *Fernsehen und Fremdsprachelernen. Untersuchungen zur audio-visuellen Informationsverarbeitung: Theorie und didaktische Auswirkungen*. Hg. von Wolfgang Buße, Ingo Deichsel und Uwe Dethloff. S. 19–49. Tübingen (= *Tübinger Beiträge zur Linguistik* 246).
- Scherer, Hans Siegfried (1984): Sprechen im situativen Kontext. Theorie und Praxis der Analyse spontanen Sprachgebrauchs. Tübingen.
- Scheutz, Hannes (1997): Satzinitiale Voranstellungen im gesprochenen Deutsch als Mittel der Themensteuerung und Referenzkonstitution. In: *Syntax des gesprochenen Deutsch*. Hg. v. Peter Schlobinski. Opladen. S. 27–55.
- Schirokauer, Arno (1944): Radio-Deutsch. In: *German Quarterly* 17. S. 244–254.
- Schlaffer, H. (1986): Einleitung. In: *Entstehung und Folgen der Schriftkultur*. Hg. v. Jack Goody und Ian Watt. Frankfurt a. M. S. 7–23.
- Schlickau, Stephan (1996): Moderation im Rundfunk. Diskursanalytische Untersuchungen zu kommunikativen Strategien deutscher und britischer Moderatoren. Frankfurt a. M. u.a. (= *Arbeiten zur Sprachanalyse* 25).
- Schlobinski, Peter (1996): *Empirische Sprachwissenschaft*. Opladen (= *WV studium* 174).
- Schlobinski, Peter (1997): Zur Analyse syntaktischer Strukturen in der gesprochenen Sprache. In: *Syntax des gesprochenen Deutsch*. Hg. v. Peter Schlobinski. Opladen. S. 9–27.
- Schlobinski, Peter/Fortmann, Nadine/Groß, Olivia/Hogg, Florian/Horstmann, Frauke/Theel, Rena (2001): *Simsen*. Eine Pilotstudie zu sprachlichen und kommunikativen Aspekten in der SMS-Kommunikation. [www.websprache.net/networx/docs/networx-22.pdf](http://www.websprache.net/networx/docs/networx-22.pdf)
- Schmidt, Hendrik (1992): Vom Parnass zum Boulevard. Fernsehen als Unterhaltungsmedium. In: *Bertelsmann Briefe* 128. S. 44–47.

- Schmitz, Ulrich (1987): Sprache und Massenkommunikation. In: Sociolinguistics. Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Hg. v. Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus J. Mattheier. Erster Halbband. Berlin, New York. S. 820–832 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft Bd. 3.1).
- Schmitz, Ulrich (1990): Postmoderne Concierge: Die Tagesschau. Wortwelt und Weltbild der Fernsehnachrichten. Opladen.
- Schmitz, Ulrich (1995): Neue Medien und Gegenwartssprache. Lagebericht und Problemskizze. In: OBST 50, April 1995. Neue Medien. Hg. v. Ulrich Schmitz. S. 7–51.
- Schmitz, Ulrich (1996): ZAP und Sinn. Fragmentarische Textkonstitution durch überfordernde Medienrezeption. In: Textstrukturen im Medienwandel. Hg. v. Ernest W. B. Hess-Lüttich, Werner Holly, Ulrich Püschel. Frankfurt a. M. u.a. S. 11–31 (= *forum Angewandte Linguistik* Band 29).
- Schmitz, Ulrich (1997): Schriftliche Texte in multimedialen Kontexten. In: Sprachwandel durch Computer. Hg. v. Rüdiger Weingarten. Opladen. S. 131–159.
- Schmitz, Ulrich (1998): Technisierte Restriktionen und multimedialer Überfluß als gegenläufig produktive Tendenzen der Sprachentwicklung durch Computer. In: Medien im Wandel. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 221–237.
- Schneider, Kerstin (2001): Nickname-Typen. Forschungen zur Namensgebung im Web. In: c't 2001, Heft 3. S. 28.
- Schneider, Norbert (1976): Politik mit Augenkitzel. Zur Krise der Berichterstattung im Fernsehen. In: epd, Kirche und Rundfunk vom 25.9.1976.
- Scholz, Oliver Robert (2001): Verstehen und Rationalität. Untersuchungen zu den Grundlagen von Hermeneutik und Sprachphilosophie. Frankfurt a. M. (= Philosophische Abhandlungen 76).
- Schröder, Peter (1973): Die Untersuchung gesprochener Sprache im Projekt 'Grundstrukturen der deutschen Sprache'. Planungen, Probleme, Durchführung. In: Gesprochene Sprache. Bericht der Forschungsstelle Freiburg/Institut für deutsche Sprache. Hg. v. Ulrich Engel und Irmgard Vogel. Mannheim. S. 5–46 (= Forschungsberichte Bd. 7).
- Schüler, Peter (2000): Alte Bücher auf neuem Papier. In: c't 2000, Heft 15. S. 178.
- Schuster, F. (2000): Kommunikation total. In: CHIP, Dezember 2000. S. 178–179.
- Schüttpelz, Erhard (2002): Eine Umschrift der Störung. Shannons Flußdiagramm der Kommunikation in ihrem kybernetischen Empfang. In: Transkribieren. Medien/Lektüre. Hg. v. Ludwig Jäger und Georg Stanitzek. München. S. 233–281.
- Schwitalla, Johannes (1997): Gesprochenes Deutsch. Eine Einführung. Berlin.
- Schwitalla, Johannes (1998): Die vom Körper gelöste Stimme. Literarische Verarbeitungen des neuen Medium „Telefon“. In: Medien im Wandel. Hg. v. Werner Holly und Bernd Ulrich Biere. Opladen, Wiesbaden. S. 13–35.
- Schwitalla, Johannes (2001): Gesprochene-Sprache-Forschung und ihre Entwicklung zu einer Gesprächsanalyse. In: Text- und Gesprächslinguistik. Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung. An international Handbook of Contemporary Research. Hg. v. Klaus Brinker u.a. 2. Halbband. Berlin, New York. S. 896–903 (= Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 16.2).

- Scollon, R./Scollon, S. (1995): Somatic Communication: How useful is 'Orality' for the Characterization of Speech Events and Cultures? In: Aspects of oral communication. Ed. b. Uta M. Quasthoff. Berlin, New York. S. 19–29.
- Senft, Gunter (1982): Sprachliche Varietät und Variation im Sprachverhalten Kaiserslauterer Metallarbeiter: Untersuchungen zu ihrer Begrenzung, Beschreibung und Bewertung. Bern.
- Shannon, Claude E./Weaver, Warren (1949): The Mathematical Theory of Communication. Urbana/Ill.
- Sieben Jahre Sonderforschungsbereich 321. „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit.“ Eine Zwischenbilanz 1. Juli 1985-30. Juni 1992. Universität Freiburg.
- Simon, Klaus (1981): Wörter und Bilder. In: Fernseh-Kritik. Sprache im Fernsehen. Spontan? – Konkret? – Korrekt? Annäherung an das Thema. Hg. v. Ingo Hermann und Anna-Luise Heygster. Mainz. S. 259–267 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIII).
- Slembek, Edith (1984): Leseverstehen und Hörverstehen, zwei vernachlässigte Grundleistungen in der Kommunikation. In: Hören und Beurteilen. Hg. v. Norbert Gutenberg. Frankfurt a. M. S. 57–77.
- Söll, Ludwig (1985): Gesprochenes und geschriebenes Französisch. 3. Aufl. Berlin.
- Sornig, Karl (1990): Umgangssprache: Zwischen Standardnorm und Intim-Variante. In: Zur Soziolinguistik des Deutschen/Varieties of German. Hg. v. Florian Coulmas. Mouton. S. 83–103 (= International Journal of the Sociology of Language 83).
- Spangenberg, Peter M. (1995): Mediengeschichte – Medientheorie. In: Literaturwissenschaft. Hg. v. Jürgen Fohrmann und Harro Müller. München. S. 31–77 (= Uni-Taschenbücher 1874).
- Sperling, Dietrich (1982): Protokoll der Diskussion. In: Fernseh-Kritik. Das Fernsehen: Programm für alle – Forum für jeden? Hg. v. Anna-Luise Heygster und Eberhard Maseberg. S. 39–97 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIV).
- Springer, Luise (2000): Mediale und interaktive Erklärungsansätze für die Variabilität agrammatischer Sprachäußerungen. In: Sprache und Literatur 85, 31. Jahrg., 1. Halbjahr. Schwerpunkt: Die Medialität der gesprochenen Sprache. S. 97–117.
- Stanitzek, Georg (2002): Transkribieren. Medien/Lektüre: Einführung. In: Transkribieren. Medien/Lektüre. Hg. v. Ludwig Jäger und Georg Stanitzek. München. S. 7–19.
- Steger, Hugo (1972): Gesprochene Sprache und geschriebene Sprache. In: Sprache – Brücke und Hindernis. 23 Beiträge nach einer Sendereihe des 'Studio Heidelberg' Süddeutscher Rundfunk. München. S. 203–215.
- Steger, Hugo (1979): Gesprochene Sprache. Zu ihrer Typik und Terminologie. In: Deutsche Gegenwartssprache. Entwicklungen, Entwürfe, Diskussionen. Hg. v. Peter Braun. München. S. 172–205.
- Steinle, Piero (1998): Das tägliche Welttheater – Die Fernsehnachrichten. In: Ausstellungskatalog zu *news*. Eine Videoinstallation von Julian Rosefeldt & Piero Steinle. Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 14.7.–12.8.1998. Heidelberg. S. 73–84.
- Stetter, Christian (1994): Sprachwissenschaft und Schrift. In: Germanistik in der Mediengesellschaft. Hg. v. Ludwig Jäger und Bernd Switalla. München. S. 349–373.
- Stetter, Christian (1997): Schrift und Sprache. Frankfurt a. M.
- Stöckmann, Ingo (2000): Politik in Zeiten der zerstreuten Öffentlichkeit. Hehre Ideale, regionale Akteure. In: die tageszeitung vom 4.10.2000.

- Storrer, Angelika (1999): Kohärenz in Text und Hypertext. In: Text im digitalen Medium. Linguistische Aspekte von Textdesign, Texttechnologie und Hypertext Engineering. Hg. v. Henning Lobin. Opladen, Wiesbaden. S. 33–67.
- Storrer, Angelika (2000): Was ist „hyper“ am Hypertext? In: Sprache und neue Medien. Hg. v. Werner Kallmeyer. Berlin, New York. S. 222–253 (= Jahrbuch Institut für deutsche Sprache 1999).
- Straßner, Erich (1974): Die TV-Nachrichtensendung heute. Kritik und Anregungen aus sozio- und psycholinguistischer Sicht. In: Rundfunk und Fernsehen 1974/2. S. 264–283.
- Straßner, Erich (1975): Produktions- und Rezeptionsprobleme bei Nachrichtentexten. In: Nachrichten. Entwicklungen – Analysen – Erfahrungen. Hg. v. Erich Straßner. München. S. 83–111.
- Straßner, Erich (1980a): Texte, die aufs Hören zielen. In: Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Bearb. v. Brigitta Mogge. Stuttgart. S. 220–230 (= Der öffentliche Sprachgebrauch Bd.1).
- Straßner, Erich (1980b): Sprache in Massenmedien. In: Lexikon der germanistischen Linguistik. Hg. v. Peter Althaus, Helmut Henne und Herbert Ernst Wiegand. Tübingen. S. 328–338.
- Straßner, Erich (1981): Sprachstrukturen. In: Fernseh-Kritik. Sprache im Fernsehen. Spontan? – Konkret? – Korrekt? Annäherung an das Thema. Hg. v. Ingo Hermann und Anna-Luise Heygster. Mainz. S. 169–185 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIII).
- Straßner, Erich (1982): Fernsehnachrichten. Eine Produktions-, Produkt- und Rezeptionsanalyse. Tübingen (= Medien in Forschung und Unterricht 8).
- Straßner, Erich (1990): Sprache im Fernsehen – Fünf Thesen. In: Deutsche Gegenwartssprache. Tendenzen und Perspektiven. Hg. v. Gerhard Stickel. Berlin, New York. S. 137–142 (= Institut für deutsche Sprache Jahrbuch 1989).
- Straßner, Erich (1991): Mit ‚Bild‘ fing es an. Mediensprache im Abwind. In: Mediensprache, Medienkommunikation, Medienkritik. Hg. v. Hans-Jürgen Bucher und Erich Straßner. Tübingen. S. 113–240.
- Sturm, Hertha (2000): Der gestreßte Zuschauer. Folgerungen für eine rezipientenorientierte Dramaturgie. Stuttgart.
- Teichert, Will (1977): Warum informieren die aktuellen Informationssendungen so, wie sie informieren. In: Fernseh-Kritik. Informationsvermittler Fernsehen. Hg. v. Anna-Luise Heygster und Hans Joachim Lange. Mainz. S. 49–63 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. IX).
- Teuber, Oliver (1998): Fasel – beschreib – erwähn. Der Inflektiv als Wortform des Deutschen. In: Variation und Stabilität in der Wortstruktur. Hg. v. Matthias Butt und Nanna Fuhrhop. Hildesheim u.a.
- Thomann, Jörg (2001): Die Kluft. Schiefes Selbstbild: ARD und ZDF lassen sich schönmalen. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 8.8.2001, Nr. 182. S. 41.
- Thorn, Beate Maria (1981): Hörfunkmagazine. Zum Einfluß publizistischer Produktionsbedingungen auf das Sprachverhalten von Hörfunk-Journalisten. Tübingen.
- Thurmair, Maria (1989): Modalpartikeln und ihre Kombinationen. Tübingen.
- Tiede, Manfred (1996): Repräsentativität. Bochum (= Diskussionspapiere aus der Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum; 96-12).

- Titzmann, Michael (1981): Zur Beziehung von „Inhaltsanalyse“ und „Strukturaler Textanalyse“. In: Semiotik und Massenmedien. Hg. v. Günter Bentele. S. 218–235 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft).
- Tiittula, Liisa (1997): Stile der Konfliktbearbeitung in Fernsehdiskussionen. In: Sprech- und Gesprächsstile. Hg. v. Margret Selting und Barbara Sandig. Berlin, New York. S. 371–400.
- Titscher, Stefan/Wodak, Ruth/Meyer, Michael/Vetter, Eva (Hg.) (1998): Methoden der Textanalyse. Leitfaden und Überblick. Opladen, Wiesbaden.
- Todesco, Rolf (1995): Schränkt Hypertext die Sprache ein? Ein Erfahrungsbericht über den Versuch, ein Hyper-Lexikon zu schreiben. In: OBST 50, April 1995. Neue Medien. Hg. v. Ulrich Schmitz. S. 165–176.
- Topfink, Doris (2000): Autonome Aspekte gesprochener und geschriebener Sprache: Theoretische Überlegungen und empirische Befunde. In: Sprache und Literatur 85, 31. Jahrg., 1. Halbjahr. Schwerpunkt: Die Medialität der gesprochenen Sprache. S. 3–23.
- Trithemius, Johannes (1494/1973): De laude scriptorum. Zum Lobe der Schreiber. Eingel., hg. u. übers. v. K. Arnold. Würzburg (= Mainfränkische Hefte).
- Veith, Werner H. (1978): Zur Syntax der Umgangssprache. In: Sprache in Gegenwart und Geschichte. Festschrift für Heinrich Matthias Heinrichs zum 65. Geburtstag. Hg. v. Dietrich Hartmann u.a. Köln, Wien. S. 199–209.
- Velde, Roger G. van de (1979): Probleme der linguistischen Theorienbildung einer empirischen Textwissenschaft. In: Empirische Textwissenschaft. Aufbau und Auswertung von Text-Corpora. Hg. v. Henning Bergenholtz und Burkhard Schaefer. Frankfurt a.M. S. 10–28 (= Monographien Linguistik und Literaturwissenschaft 39).
- Wackernagel-Jolles, Barbara (1971): Untersuchungen zur gesprochenen Sprache. Beobachtungen zur Verknüpfung spontanen Sprechens. Göppingen.
- Wahrig, Gerhard (2000): Deutsches Wörterbuch. Neu hrsg. v. Dr. Renate Wahrig-Burfeind. 7., neu bearb. Aufl. Gütersloh.
- Wallis, W. Allen/Roberts, Harry V. (1971): Methoden der Statistik. Ein neuer Weg zu ihrem Verständnis. Freiburg i. Br.
- Watzlawick, P./Beavin, J. H./Jackson, D. D. (1972): Menschliche Kommunikation. Bern, Stuttgart, Berlin.
- Weber, Andreas (1980): Untersuchungen zur Verständlichkeit von Nachrichtensendungen im Fernsehen am Beispiel der Tagesschau. In: Muttersprache XC. S. 43–68.
- Weinert, Regina (2000): Satzbegriff, Einheiten und Verbindungen in gesprochener Sprache. Syntax und Diskurs. In: Sprache und Literatur 85, 31. Jahrg., 1. Halbjahr. Schwerpunkt: Die Medialität der gesprochenen Sprache. S. 75–97.
- Weingarten, Rüdiger (1997a): Sprachwandel durch Computer. In: Sprachwandel durch Computer. Hg. v. Rüdiger Weingarten. Opladen. S. 7–23.
- Weingarten, Rüdiger (1997b): Textstrukturen in neuen Medien: Clusterung und Aggregation. In: Sprachwandel durch Computer. Hg. v. Rüdiger Weingarten. Opladen. S. 215–239.
- Weinrich, Harald (1980): Über Sprachnormen nachdenken. In: Der öffentliche Sprachgebrauch Bd. 1. Die Sprachnorm-Diskussion in Presse, Hörfunk und Fernsehen. Bearb. v. Birgitta Mogge. Stuttgart. S. 9–25 (= Der öffentliche Sprachgebrauch Bd.1).

- Weinrich, Harald (1993): Textgrammatik der deutschen Sprache. Mannheim u.a.
- Weinrich, Harald (1995): Über Sprache, Leib und Gedächtnis. In: Materialität der Kommunikation. Hg. v. Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M. S. 80–94 (= Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 750).
- Weiss, Andreas (1975): Syntax spontaner Gespräche: Einfluß von Situation und Thema auf das Sprachverhalten. Düsseldorf.
- Weiß, Hans-Jürgen (1990): Kommunikationswissenschaftliche Modelle der Mediennutzung und der Medienwirkungen. In: Spracherwerb und Mediengebrauch. Hg. v. Klaus Neumann und Michael Charlton. S. 17–29 (= ScriptOralia 27).
- Weiß, Hans-Jürgen/Trebbe, Joachim (2000): Fernsehen in Deutschland 1998–1999: Programmstrukturen, Programminhalte, Programmentwicklungen. Berlin (= Schriftenreihe der Landesmedienanstalten 18).
- Weiß, Hans-Jürgen/Trebbe, Joachim (2001): Programmalltag in Deutschland. Zusammenfassung der Ergebnisse veröffentlicht im 3. ALM-Programmierbericht zur Lage und Entwicklung des Fernsehens in Deutschland 2000/2001. Köln.
- Weithase, Irmgard (1961): Zur Geschichte der gesprochenen deutschen Sprache. 2 Bde. Tübingen.
- Wellhöfer, Peter R. (1984): Grundstudium sozialwissenschaftliche Methoden und Arbeitsweisen: Eine Einführung für Sozialwissenschaftler und Sozialarbeiter/-pädagogen. Stuttgart.
- Wember, Bernward (1976): Wie informiert das Fernsehen. München.
- Wember, Bernward (1993): „Die Kopf-Bauch-Schere“ oder: Was machen Menschen mit Informationen? In: medium-spezial 1993. Nachrichten- und Informationsprogramme im Fernsehen. S. 31–36.
- Wenz, Karin (1998): Formen der Mündlichkeit und Schriftlichkeit in digitalen Medien. In: Linguistik online 1, 1/98. S. 1–8.
- Werry, Christopher C. (1996): Linguistic and interactional features of Internet Relay Chat. In: Computer-Mediated Communication: Linguistic, social and cross-cultural perspectives. Ed. by Susan C. Herring. Amsterdam, Philadelphia. S. 47–65 (= Pragmatics & Beyond, New Series 39).
- Wetzstein, Thomas A./Dahm, Hermann/Steinmetz, Linda/Lentes, Anja/Schaumpaul, Stephan/Eckert, Roland (1995): Datenreisende. Die Kultur der Computernetze. Opladen.
- Weydt, Harald (1969): Abtönungspartikel. Die deutschen Modalwörter und ihre französischen Entsprechungen. Bad Homburg (= Linguistica et Litteraria 4).
- Weydt, Harald (1993): Was ist ein gutes Gespräch? In: Dialoganalyse IV. Referate der 4. Arbeitstagung, Basel 1992. Hg. v. Heinrich Löffler. Bd. 1. Tübingen. S. 3–19.
- White, Hayden (1986): Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Stuttgart.
- Wichter, Sigurd (1991): Zur Computerwortschatz-Ausbreitung in die Gemeinsprache. Elemente der vertikalen Sprachgeschichte einer Sache. Frankfurt a. M. u.a.
- Wickert, Ulrich, *Tagesthemen*-Moderator, Interview vom 13.6.2001 in Hamburg.
- Wiesinger, Peter (1980): „Sprache“, „Dialekt“ und „Mundart“ als sachliches und terminologisches Problem. In: Dialekt und Dialektologie. Ergebnisse des internationalen Symposiums „Zur Theorie des Dialekts“ Marburg/Lahn, 5.–10. September 1977. Hg. v. Joachim Göschel u.a. Wiesbaden. S. 177–198 (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 26).

- Wilkens, Rolf (1997): Spontanes versus reflektiertes Sprachverstehen. Deklarative Grammatiktheorie in einem neuronalen Modell. Wiesbaden.
- Winkler, Hartmut (1991): Switching, Zapping: ein Text zum Thema und ein parallellaufendes Unterhaltungsprogramm. Darmstadt.
- Winter, Carsten (1998): Internet/Online-Medien. In: Grundwissen Medien. Hg. v. Werner Faulstich. München. S. 274–296.
- Wintermantel, Margret/Becker-Beck, Ulrike: Interaktionssteuerung bei der computervermittelten Kommunikation. In: Sprache und neue Medien. Hg. v. Werner Kallmeyer. Berlin, New York. S. 179–195 (=Jahrbuch Institut für deutsche Sprache 1999).
- Wissmann, Matthias (1982): Protokoll der Diskussion. In: Fernseh-Kritik. Das Fernsehen: Programm für alle – Forum für jeden? Hg. v. Anna-Luise Heygster und Eberhard Maseberg. S. 39–97 (= Mainzer Tage der Fernseh-Kritik Bd. XIV).
- Wittwen, Andreas (1995): Infotainment. Fernsehnachrichten zwischen Information und Unterhaltung. Bern u.a. (= Zürcher Germanistische Studien 43).
- Wodak, Ruth (1981): Das Wort in der Gruppe: linguistische Studien zur therapeutischen Kommunikation. Wien.
- Wodak, Ruth (1986): The language of love and guilt: mother-daughter relationship from a cross-cultural perspective. Amsterdam u.a.
- Wodak, Ruth (2002): Aspects of Critical Discourse Analysis. In: Zeitschrift für Angewandte Linguistik 36. S. 5–33.
- Wunderlich, Dieter (1976): Sprechakttheorie und Diskursanalyse. In: Sprachpragmatik und Philosophie. Hg. v. Karl-Otto Apel. Frankfurt a. M. S. 441–462.
- Wygotski, L. S. (1977): Denken und Sprechen. Frankfurt a. M.
- Yates, Simeon J. (1996): Oral and written linguistic aspects of computer conferencing. In: Computer-Mediated Communication: Linguistic, social and cross-cultural perspectives. Ed. by Susan C. Herring. Amsterdam, Philadelphia. S. 29–47 (= Pragmatics & Beyond, New Series 39).
- Zhu, Jianhua (1987): Morphologie, Semantik und Funktion fachsprachlicher Komposita. Analyse von Fachtexten der Silikattechnik. Heidelberg (= Sammlung Groos 31).
- Ziegler, Arne (2002): Zur @kronymischen Verwendung der Phraseologismen in Textsorten der Internet-Kommunikation am Beispiel E-Mail. In: Wer A sagt, muss auch B sägen. Beiträge zur Phraseologie und Sprichwortforschung aus dem Westfälischen Arbeitskreis. Hg. v. Dietrich Hartmann und Jan Wիրrer. S. 407–427 (= Phraseologie und Parömiologie 9).
- Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno (Hg.) (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Bd. 1 (= Schriften des Instituts für deutsche Sprache 7.1).
- Zimmer, Dieter E. (1997a): Die Elektrifizierung der Sprache. Über Sprechen, Schreiben, Computer, Gehirne und Geist. München.
- Zimmer, Dieter E. (1997b): Deutsch und anders. Die Sprache im Modernisierungsfieber. Reinbek bei Hamburg.
- Zwirner, Eberhard/Zwirner, Kurt (1935): Lauthäufigkeit und Zufallsgesetz. In: Forschungen und Fortschritte 11. S. 43f.
- Zwirner, Eberhard/Zwirner, Kurt (1936): Streuung sprachlicher Merkmale. In: Forschungen und Fortschritte 12. S. 191f.

# Diagrammverzeichnis

<b>Syntax:</b>	<b>Seite</b>
Diagramm 1: Verteilung der Sätze	194
Diagramm 2: Satzlänge in Wörtern	195
Diagramm 3: Einfachsätze absolut	196
Diagramm 3a: Einfachsätze relativ	197
Diagramm 4: HS; HS + HS; HS + NS absolut	198
Diagramm 4a: HS; HS + HS; HS + NS relativ	199
Diagramm 5: HS + x + x + n	200
Diagramm 5a: HS + x + x + n relativ	201
Diagramm 6: Verhältnis einfach:komplex	202
Diagramm 7: Satzgliedposition: Zweitstellung absolut	204
Diagramm 7a: Zweitstellung relativ	205
Diagramm 8: Satzgliedposition: Endstellung absolut	206
Diagramm 8a: Endstellung relativ	207
Diagramm 9: Verhältnis Zweit-:Endstellung	208
Diagramm 10: Verbalstil absolut	209
Diagramm 10a: Verbalstil relativ	210
Diagramm 11: Nominalstil absolut	211
Diagramm 11a: Nominalstil relativ	212
Diagramm 12: Verhältnis verbal:nominal	213
Diagramm 13: Präsens absolut	214
Diagramm 14: Perfekt absolut	215
Diagramm 14a: Perfekt relativ	216
Diagramm 15: Präteritum absolut	217
Diagramm 15a: Präteritum relativ	218
Diagramm 16: Verhältnis Präteritum:Perfekt	219
Diagramm 17: Ellipsen absolut	220
Diagramm 17a: Ellipsen relativ	221
Diagramm 18: Überdehnte Satzklammern	222
Diagramm 19: Ausklammerung	223
Diagramm 20: Linksversetzung	225
Diagramm 21: Rechtsversetzung	226
Diagramm 22: Herausstellungstypen insgesamt	227
Diagramm 23: Parenthesen	228
Diagramm 24: Direkte Rede absolut	229
Diagramm 24a: Direkte Rede relativ	230
Diagramm 25: Indirekte Rede absolut	231
Diagramm 25a: Indirekte Rede relativ	232
Diagramm 26: Verhältnis direkt:indirekt	233



<b>Lexik:</b>	<b>Seite</b>
Diagramm 27: Saloppe Ausdrücke	234
Diagramm 28: Gehobene Ausdrücke	235
Diagramm 29: Varianz absolut	236
Diagramm 29a: Varianz relativ	237
Diagramm 30: Redundanz absolut	238
Diagramm 30a: Redundanz relativ	239
Diagramm 31: Verhältnis Varianz:Redundanz	240
Diagramm 32: Strukturwörter	241
Diagramm 33: Ich-Referenz	242
Diagramm 34: Verschmelzungen, Reduktionen, Elisionen	243
Diagramm 35: Komposita	244
Diagramm 36: Direkte Ansprache	245
Diagramm 37: Fehlleistungen	246

# Abbildungsverzeichnis

	<b>Seite</b>
Abb. 1: Medien der Sprech- bzw. Schriftsprachkommunikation nach Holly (1997)	32
Abb. 2: Mediendarstellung nach Lenke/Schmitz (1995)	33
Abb. 3: Vierfeldertabelle nach Koch/Oesterreicher (1985)	36
Abb. 4: Kontinuum nach Koch/Oesterreicher (1985)	37
Abb. 5: Gesamtkonzeption nach Koch/Oesterreicher (1985)	39
Abb. 6: Mediendiskurs nach Sybille Krämer (2001b)	45
Abb. 7: Sprachliche und technische Medien kreuztabuliert	45
Abb. 8: Sprachliche Medien analog – digital	46
Abb. 9: Sprachmedien oral und literal	47
Abb. 10: Sprachmedium literal	47
Abb. 11: Sprachmedium oral	48
Abb. 12: Medium und Konzeption #2	53
Abb. 13: Vergleich technisierte vs. face-to-face Interaktion nach Wintermantel/Becker-Beck (2000)	58
Abb. 14: Komponenten des Verstehensprozesses nach Heringer (1984)	100
Abb. 15: Analyse qualitativ und quantitativ nach Schlobinski (1996)	144
Abb. 16: Verbalklammer nach Weinrich (1993)	172
Abb. 17: Kategorienschema	192
Abb. 18: Mündlichkeit – Schriftlichkeit synchron 1983/84	248
Abb. 19: Mündlichkeit – Schriftlichkeit synchron 1999	250
Abb. 20: Mündlichkeit – Schriftlichkeit diachron	252
Abb. 21: Konvergenzverhalten	254

## Lebenslauf

---

	Ina Schlicker
geboren	12. 05. 1971 in Hagen.
Staatsangehörigkeit	deutsch.
Konfession	konfessionslos.

## Schulbildung

---

08/78 – 08/82	Grundschule Hagen.
08/82 – 06/91	Hildegardis-Schule in Hagen.
18. 06. 1991	Abschluss: Abitur.

## Hochschulstudium

---

10/91 – 05/99	Magisterstudium an der Ruhr-Universität Bochum Hauptfach: Germanistische Linguistik. Nebenfächer: Literaturwissenschaft, Publizistik, Politik.
14. 05. 1999	Abschluss: M.A., Note: mit Auszeichnung.  Thema der Arbeit: <i>Zwischen Oralität und Literalität: Die Sprache der Fernsehnachrichten.</i>
12/99	Auszeichnung der Magisterarbeit im Rahmen der Verleihung der <i>Preise an Studierende</i> der Ruhr-Universität Bochum.
04/00 – 07/02	Promotionsstipendium der Graduiertenförderung der Ruhr-Universität Bochum.  Thema der Arbeit: <i>Sekundäre Oralität als Form moderner Medienkommunikation. Linguistische Untersuchungen zur Sprache der Fernsehnachrichten.</i>
18. 07. 2003	Tag der mündlichen Prüfung, Promotion.